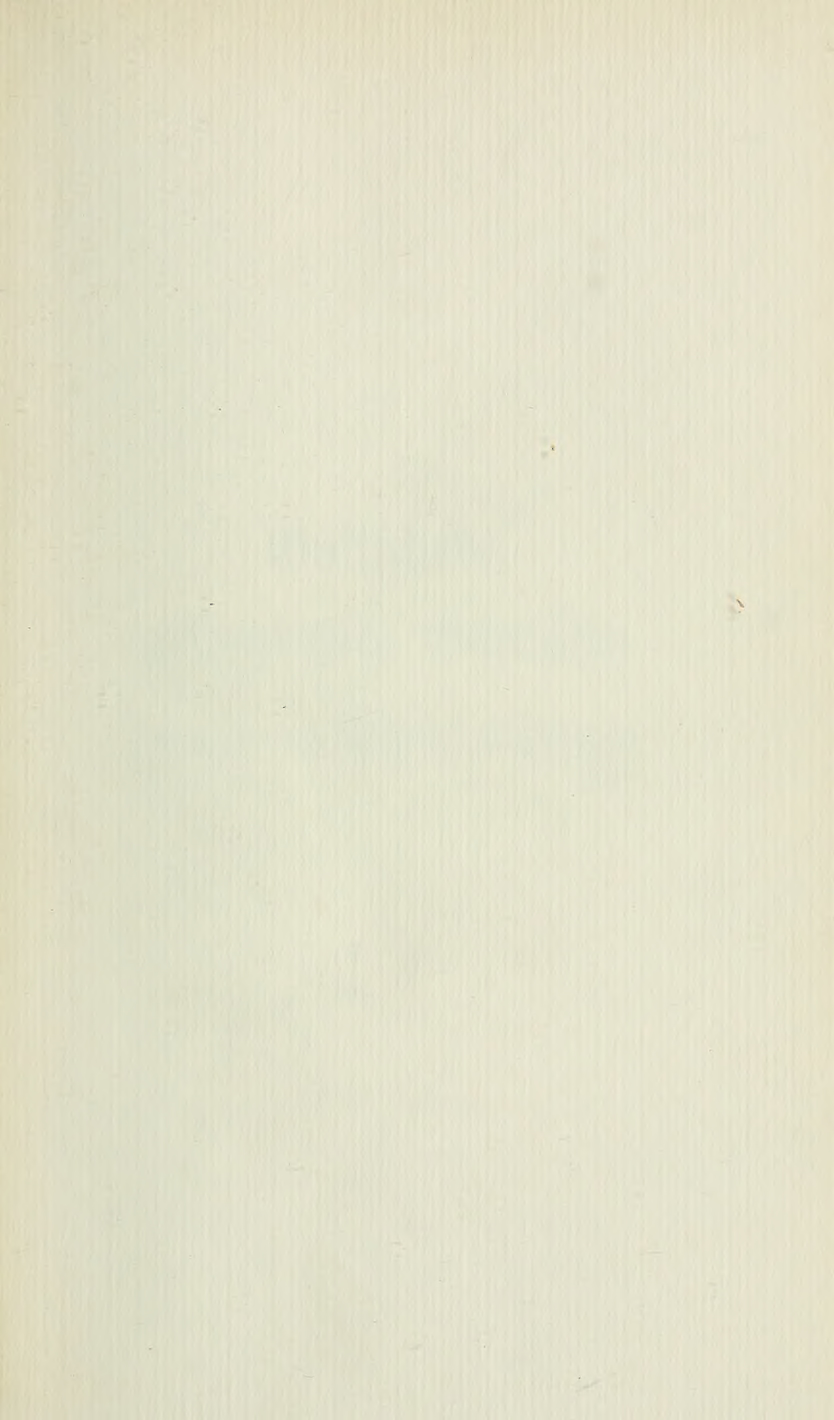






Gottscheds
gesammelte Schriften

(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft)

Der Biedermann

von

Johann Christoph Gottsched

Herausgegeben

von

Eugen Reichel

Erster Band

Berlin
Gottsched-Verlag

Gesammelte Schriften

von

Johann Christoph Gottsched

(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft)

Dritter Band



Berlin
Gottsched-Verlag



Printed in Germany

Vorwort

Diese zweyte moralische Wochenschrift gab Gottsched in den Jahren 1727/28 heraus. Er schreibt in dem geschichtlichen Vorwort zum 2. Bande der ‚Weltweisheit' hierüber: „Als ich die vernünftigen Tadlerinnen zwey Jahre fortgesetzet hatte, bewog mich ein anderer Verleger, Jakob Schuster, ihm eine eben solche Schrift, unter einem anderen Titel auszufertigen. Ich entschloß mich desto leichter dazu, da der Patriot mit dem Ende des 1726sten Jahres seinen dritten Jahrgang beschloß und aufhörete. Ich wählete mir den Charakter eines Biedermannes, und setzte unter diesem Titel wiederum zwey Jahre eine Sittenschrift fort, welche nicht übel aufgenommen ward; ob sie gleich der Verleger, am Ende des ersten Jahrgangs, an einen anderen überließ. Doch war freylich dieser moralische Charakter viel ernsthafter und gründlicher als der vorige: der des bisweilen lustigen und abwechselnden Inhalts wegen, mehrern jungen Leuten gefallen hatte."

Das Erste Blatt erschien 1727, den 1. May; das letzte (50.) Blatt des ersten Jahrgangs 1728, den 12. April. Der neue Jahrgang wurde am 19. April eröffnet und 1729, den 4. April geschlossen. Die Bandausgabe des ersten Bandes erschien bereits unter der Firma Wolfgang Deer 1728 zur Ostermesse und war dem Hofpoeten Johann Ulrich König mit den schmeichelhaftesten Worten gewidmet; die des zweyten Bandes erschien 1729 zur Ostermesse und wurde dem gefeyerten Rechslehrer an der Leipziger Hochschule, Johann Jacob Mascou, dargebracht.

In dieser bedeutsamen Zeitschrift kämpft Gottsched als Mann, nicht mehr in der Maske ungelehrter Frauen, für Aufklärung und Jugenderziehung, insbesondere auch wieder für die gelehrte Ausbildung der Mädchen. Nicht mehr so reichhaltig wie die erste Wochenschrift, genügt das Werk höheren Ansprüchen durch gediegene Betrachtungen desto mehr. Dabey fehlt es nicht an humoristischen und satirischen Kostbarkeiten, die auch heute noch ihrer vollen Wirkung gewiss seyn dürfen. An einzelnen Stücken ist die Zeit allerdings nicht spurlos vorübergegangen; ich habe sie, soweit sie für den Zusammenhang nicht unentbehrlich waren, ohne viel

Umstände ausgemerzt. In den Anmerkungen am Schluss des 2. Bandes, werde ich über alles Nötige und sachlich Wichtige aus den fortgefallenen Stücken kurz berichten.

Die Herausgeberarbeit beschränkt sich beym ‚Biedermann' auf ein kritisches Auswählen und eine feste Ordnung der Satzzeichen, die auch in diesen, schnell gedruckten, Blättern noch vielfach etwas abenteuerlich durchgeführt ist. Die Rechtschreibung zeigt schon Fortschritte gegenüber der in den ‚Vern. Tadl.'; sie ist hier natürlich, wie in allen anderen Bänden unserer Ausgabe, auf die Höhe einer von Grund aus logisch geregelten Rechtschreibung gebracht und es ist nicht nötig, die Abweichungen, welche die alte Ausgabe zeigt, noch umständlich zu verzeichnen. Einige besonders karakteristische Seltsamkeiten sollen in den Anmerkungen erwähnt werden.

Da vom ‚Biedermann' nur die eine Ausgabe vorhanden ist, so konnte jede textvergleichende Mühe gespart werden. Warum es nie wenigstens zu einer zweyten Auflage gekommen ist, habe ich nicht feststellen können. Als Gottsched in den vierziger und fünfziger Jahren die großen Ausgaben seiner Hauptwerke erschienen ließ, gedachte er auch den ‚Biedermann' als 13. und 14. Band seiner, nie in geschlossener Reihe veröffentlichten, Schriften neu herauszugeben. Zum ersten Male sprach er diese Möglichkeit 1752, in dem Vorworte zur 3. Auflage der ‚Deutschen Sprachkunst' aus; und 1756 meinte er in dem geschichtlichen Vorworte zum 2. Bande der ‚Weltweisheit' geradezu: „Nach dem Tode beyder Verleger (Schusters und Deers) will ich nächstens zu einer neuen Ausgabe davon Anstalt machen." Aber es ist in der Tat nie zu einer Neuveröffentlichung des ‚Biedermanns' gekommen; was aus mehr als einem Grunde zu bedauern ist. Denn gerade dieses Werk hätte es verdient, von dem auf der Höhe seiner Kraft und Einsicht stehenden Meister noch einmal übersehen und in Einzelheiten verbessert zu werden.

Aber auch in der, uns allein verbliebenen, ersten Ausgabe wird es, vom Veralteten befreyt, ohne Zweifel noch recht viele Leser finden; um so mehr, da gerade die pädagogischen Partieen des Werkes auch heute noch für durchaus zeitgemäß gelten können und es verdienen, recht ernsthaft nachgelesen zu werden.

R.

Der Biedermann

Erster Band



Erstes Blatt.

I.

Ihr seyd es etliche Jahre her gewohnt, liebe Landsleute, daß ihr wöchentlich ein paar moralische Blätter durchleset, und die vernünftigen Betrachtungen, so darinnen vorkommen, zu eurem Nutzen anwendet. Diese eure Gewohnheit verdient in der Tat kein geringes Lob; und ich würde kein Bedenken tragen, dasselbe ausführlich zu erzählen: wenn es nötig wäre, eure Gemüter durch künstlich-ersonnene Bewegungsgründe ferner dazu anzufeuern. Eine so löbliche Beschäftigung zeugt von eurer ernstlichen Begierde, womit ihr nach Vollkommenheit und Glückseligkeit strebet. Wer seinen Verstand von der Natur des Guten und Bösen mehr und mehr zu unterrichten sucht, der arbeitet auch unvermerkt an der Besserung seines Willens. Es ist nicht möglich, daß dieser das Gute lieben oder darnach streben kann, wenn jener es nicht zuvor kennt. Es ist nicht möglich, daß man das Laster hassen und vermeiden kann, wenn man es noch nicht in seiner natürlichen Blöße gesehen und sein abscheuliches Wesen wahrgenommen. Zu beyden Gattungen des Erkenntnisses haben die Verfasser unsrer bisherigen Wochenschriften ihren Lesern zu verhelfen gesucht. Man hat bey ihnen allezeit, entweder die Tugend unter einem angenehmen, oder das Laster unter einem scheußlichen Bilde, abgeschildert gesehen. Sie haben die Taten

der Menschen mit der gesunden Vernunft und den natürlichen Gesetzen zusammen gehalten. Sie haben die Schlupfwinkel des menschlichen Herzens durchsucht, die lieblichen Abwege, die zum Verderben führen, verdächtig gemacht, und den dornigten Steg zur Glückseligkeit zu bahnen gesucht. Wie ist es möglich, dergleichen Schriften ohne alle Erbauung zu lesen? Und wer kann sichs einbilden, daß die Arbeit ihrer Urheber ganz vergebens gewesen seyn sollte?

Es ist zu bedauern, werteste Leser, daß verschiedene von diesen lehrreichen Blättern allbereits aufgehört haben; und das diejenigen Viertelstunden, die ihr sonst wöchentlich darauf verwandt, nunmehro andern unedlern Zeitkürzungen aufgeopfert werden sollen. Ists nicht so? Es wünscht sich mancher, daß die heutigen Sittenlehrer noch jetzt ihre angenehme Lehrart fortsetzen, und uns nach und nach mit neuen Betrachtungen über das Tun und Lassen der Menschen unterhalten möchten. Ich weiß, daß viele, die vor einiger Zeit geschlossenen Schriften wiederum von Anfang zu lesen angefangen; und mich versichert haben, daß sie dieselben mit eben dem Vergnügen wiederholen können, womit sie dieselben zu allerest erblickt hatten. Und dieses Verfahren ist in der Tat zu billigen. Man wird freylich von demjenigen, was man vor zwey oder drey Jahren gelesen, nicht alles im Gedächtnisse behalten haben. Die Zeit hat ohne Zweifel das meiste davon aus dem Gemüte vertilgt, und der Vergessenheit überantwortet. Folglich wird auch bey der Wiederholung einer alten Schrift, uns manches noch neu vorkommen: und manches andre, was man noch nicht

vergessen hatte, sich um desto tiefer ins Gedächtnis prägen. Ich will nicht erwähnen, dass ein vieles, welches uns zum erstenmal dunkel zu seyn geschienen; weit verständlicher und deutlicher zu werden pflegt, wenn es zum andernmale gelesen wird: Zumal bey solchen Lesern, die des Nachdenkens im Anfange noch nicht gewohnt gewesen, und erstlich nach und nach einen höhern Grad der Aufmerksamkeit erlangt haben. Dem ungeachtet hat doch das Neue einen gewissen Vorzug vor dem Alten. Es reizt die Begierde zu wissen, allezeit kräftiger als dasjenige, davon man schon einmal gesättigt worden. Und dergestalt könnte es euch, werteste Landsleute, wol nicht unangenehm fallen, wenn sich jemand fände, der in die Fußtapfen derjenigen treten möchte, die mit ihren Blättern vor weniger Zeit Abschied genommen haben: Wenn er nur eben so gesunde Begriffe von allen Dingen, eben so redliche Absichten, und eben dieselbe leichte, deutliche und angenehme Lehrart hätte.

Ich kann es nicht leugnen, liebste Leser, dass ich schon vor einiger Zeit einen Trieb bey mir gefunden, bey der einsamen und ruhigen Lebensart, die ich führe, meinem Gebrüder, das ist demjenigen Teile des menschlichen Geschlechtes, der mit mir einerley Muttersprache hat, auf solche Weise zu dienen. Allein, da ich dergleichen Arbeit in so guten Händen sah, gab ich selbst einen Schüler ab; bereitete mich aber mehr und mehr, wenn meine Vorgänger ihrer Arbeit müde werden sollten, ihnen, nach der Fähigkeit, so mir von der gütigen Natur erteilt worden, so gut als möglich nachzufolgen. Diesem Vorsatze ein Genügen zu tun, mache ich hiemit den Anfang: denen, die ein Belieben tragen, wöchentlich was moralisches

zu lesen, eine neue Sittenschrift mitzuteilen. Neu ist sie, nicht nach den Grundsätzen, wonach man sie abhandeln wird; sondern im Absehen auf den bloßen Namen, und auf die Art des Vortrages. Ich bin ein Liebhaber des Alten, weil ich nichts älters finde als die gesunde Vernunft, Unschuld und Tugend. Ja der Name selbst ist bloß als die Überschrift eines moralischen Werkes, an sich selbst aber kein neues und unerhörtes, sondern ein uraltes und recht eigentliches deutsches Kernwort. Unsre alten ehrlichen Vorfahren suchten sich in dem Namen eines Biedermannes keine geringe Ehre, und wussten auch einen andern nicht nachdrücklicher zu loben, als wenn sie ihn einen redlichen und aufrichtigen Biedermann nannten. Diese Beywörter geben genugsam zu verstehen, was sie durch diese Benennung anzeigen wollen. Man findet in alten Büchern noch das einzelne Wort Bieder. Z. E. in dem Sächsischen Landrechte im 1. B. 98. Art. heißt es: „die Sache bleibet bürgerlich, und der Beklagte bleibet bieder". Imgleichen, wird „unrichtig und unbieder". Alle Umstände geben es, dass es, seiner eigentlichen Bedeutung nach, so viel als ehrlich, redlich, gerecht und billig seyn, zu verstehen gebe. Will man also den Nachdruck dieses Worts in andern Sprachen haben, so nehme man das Griechische *ἀνὴρ δίκαιος*, das Lateinische Vir honestus, das Französische Un homme de bien, und das Englische A good man zusammen. Alles dieses wird nichts mehr, vielleicht aber wol noch weniger bedeuten, als das deutsche Kernwort, ein Biedermann.

Meine Leser werden mich hiebey von dem Laster der Prahlerey selbst los sprechen, wenn ich ihnen

sagen werde, daſs dieses kein künstlich ausgedachter, sondern mein eigentlicher ererbter Geschlechtsname seÿ. Ich stamme aus Schlesien her, wo meine Vorfahren schon vor mehr als hundert Jahren diesen Namen geführt. Der berühmte Poet Opitz hat in das andere Buch seiner Poetischen Wälder ein Gedicht auf Herrn Gottfried Biedermanns und Jungfer Annen Reginen Sandeckin Hochzeit eingerückt; und dieser Gottfried Biedermann ist mein Groſzvater gewesen; wie mir mein seliger Vater zu sagen pflegte, wenn er mich von meinen Vorältern und den guten Eigenschaften derselben unterrichtete. Ich kann wol sagen, daſs dieser mein Vater den Namen mit der Tat geführt, ja auch allen Fleiſz angewandt, daſs er mir durch eine gute Auferziehung einen Trieb einpflanzen möchte, mich desselben, durch ein wohlanständiges Verhalten, recht würdig zu machen. Doch weiſz ich nicht, ob mir sein löbliches Exempel, oder die schöne Bedeutung dieses Namens, ein stärkerer Sporn zur Vernunft und Tugend gewesen. Durch diese Entdeckung meines wahrhaften Namens habe ich also die Frage: Wer ich seÿ? einigermaſzen beantwortet; welche man sonder Zweifel alsofort wird getan haben, so bald man dieses Blatt erblickt hat. Ich heiſze nämlich Biedermann, und bemühe michs auch in der Tat zu seÿn. Kennen mich unter meinen künftigen Lesern sehr wenige; so ist es kein Wunder. Ich wohne in keiner volkreichen Stadt, sondern auf dem Lande. Ein kleines Gut, welches sich mein Vater in Meiſzen angeschafft, ist mein beständiger Aufenthalt. Auſzer meinen nächsten Nachbarn weiſz niemand von mir; und ich selbst würde auſzer ihnen niemanden kennen, wenn ich nicht zuweilen in das nahgelegne

= =, die Krone der Sächsischen Städte, meiner Geschäfte halber kommen müsste. So viel kann ich jetzt von meinen Umständen entdecken. Mit der Zeit werde ich mehr Gelegenheit finden, meine Lebensart, meinen Zeitvertreib, meine Freunde und Gemütsneigungen ausführlicher zu beschreiben.

Ich halte es für nötiger, meinen Lesern gleich zu Anfang dieser Blätter einen moralischen Karakter von mir zu machen. Ich halte mich für einen glückseligen Untertan in dem Reiche des großen Urhebers der ganzen Natur. Das Weltgebäude dünkt mich ein einziges Land zu seyn, welches unter dem Zepter dieses vollkommen weisen und gütigen Monarchen an allen erwünschten Gütern einen Überfluss hat. Die Erdkugel ist eine von den volkreichsten Städten in diesem weitläufigen Königreiche. Die vernünftigen Kreaturen sind die Einwohner derselben; und ich schätze mich glücklich, dass ich an ihrem Bürgerrechte mit Teil habe. Überall wo ich meine Augen hinwende, finde ich Gelegenheit, mein Gemüt an der herrlichen Ordnung, ausbündigen Schönheit und untadeligen Gerechtigkeit zu belustigen, die der Herr aller Dinge in seinem weisen Regimente blicken lässt. Ich habe es erkennen gelernt, dass er keinen einzigen von seinen Untertanen hasse; dass er vielmehr alles und jedes glücklich zu machen, und zu größerer Vollkommenheit zu bringen sucht. Ich habe es verstehen gelernt, dass die scheinbare Unordnung in der Welt in der Tat lauter Ordnung sey, und dass auch die unansehnlichsten Dinge eine Schönheit besitzen, die uns in Erstaunung setzen würde, wenn wir dieselbe recht einzusehen vermögend wären. Ich habe es endlich begreifen gelernt, dass nichts ungerechtes oder

unbilliges in dem Regimente vorgehe, wo der weiseste und gütigste Regent die Herrschaft führt. Aus allem diesem Erkenntnisse ist mir ein besonders vergnügter Zustand erwachsen. Alles was mir und andern widerfährt, scheint mir so gut zu seyn, daß es nicht besser erdacht werden könnte. Ich bin also niemals unglücklich sondern allezeit glücklich; und wenn ich kurz sagen soll, was ich bin, so werde ich antworten: Ein zufriedener Bürger in der Stadt Gottes.

Diesem meinem Stande zu folge, will ich mich künftig bemühen, das Beste meiner lieben Mitbürger zu befördern. Ich finde so viel Gutes an einem jeden Menschen, den ich kennen lerne, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn zu lieben. Die Vollkommenheiten, so der Schöpfer einer jeden vernünftigen Kreatur verliehen hat, belustigen mein Gemüt, und zwar um so viel mehr, je höher der Grad ist, den sie erreichen. Daher sehe ich nichts lieber, als wenn sie täglich wachsen und zunehmen: Denn mit ihren Vollkommenheiten wächst auch mein Vergnügen. Ich werde mir also künftig angelegen seyn lassen, alle das Gute, was ich an andern finde, abzuschildern, und dadurch eine allgemeine Liebe unter meinen Mitbürgern zu erwecken. Ich werde die guten Exempel, die ich entweder in der Historie finde oder selbst gesehen habe, zu dem Ende mit Fleiß erzählen; damit ich zeige, wie Vernunft und Tugend noch so seltsam unter den Menschen nicht sey, als Einige glauben. Ja ich werde auch die Güter der Natur, nach ihrer Schönheit und Nutzbarkeit, zu beschreiben bemüht seyn; um die Aufmerksamkeit meiner Leser dadurch zu erwecken, und ihnen dadurch das viele Gute, so

sie in der Welt genießen, empfindlicher zu machen. Viel bunte Einfälle und abenteuerliche Erfindungen, die oftmals unerhörten Zauberkünsten gleich sehen, werden meine Leser in diesen Blättern nicht antreffen. Ich liebe die Natur, und weiß, daß auch meine Landsleute so gesinnet sind als jene Egypter, die Ptolomäus, ein Sohn Lagi, vergebens durch was Seltsames ergötzen wollte. Er brachte zwey in ganz Egypten unerhörte Dinge mit ins Land, nämlich ein pechschwarzes Baktrianisches Kamel, und einen zweyfarbigen Menschen, der halb weiß und halb schwarz war. Er versammelte seine Landsleute in einem Schauplatze und zeigte ihnen, unter vielen andern merkwürdigen Sachen, zuletzt auch dieses, und meynte, daß er sie in eine große Verwunderung dadurch setzen würde. Aber es geschah nichts weniger als was er vermutete. Vor dem Kamele zwar erschraken sie und wären fast alle davon gelaufen; ob es gleich mit Gold, Purpur und Edelgesteinen geschmückt war. Der zweyfarbige Mensch aber diente Einigen zum Gelächter; Andre aber bezeigten vor demselben, als vor einem Ungeheuer, einen Abschen. Indem nun Ptolomäus sah, daß seine Landsleute nichts von solchen Raritäten machen wollten, und lieber was Ordentliches, wohl Ausgebildetes und Geschicktes haben möchten: ward er seinen beyden Seltenheiten so gram, daß er das Kamel Hungers sterben ließ; den Menschen aber einem Musikanten schenkte, der ihm einmal ein schönes Stück vorspielte.

Mit diesen lobenswürdigen Egyptern kann ich meine wertesten Landsleute auch vergleichen. Ich weiß, sie lieben was Verständliches, Ordentliches und Vernünftiges. Sie sehen die Natur für was

Begreifliches an, und wollen auch, daß Skribenten derselben nachfolgen sollen. Ich werde mich also diesem guten Geschmacke bequemen, und ihnen lieber zuweilen die schönen Gedanken alter Weltweisen, Redner und Poeten, die entweder gar nicht, oder doch von Wenigen gelesen werden, mitteilen, als meine Träume und andre wunderliche Dinge erzählen. Ich werde auch zur Abwechslung aus der alten und neuen Historie die besten Exempel redlicher Biedermänner aussuchen und ihre Tugend meinen Lesern als Muster anpreisen. Dem löblichen Frauenzimmer zu gefallen soll auch öfters was mit einfließen. Ich gedenke nämlich diesen Teil des menschlichen Geschlechts nicht aus der acht zu lassen; sondern zum wenigsten mein drittes Blatt* von solchen Dingen abzufassen, die sie mit angehen werden: Wiewol ich mich an keine gewisse Ordnung zu binden verspreche. Sie sind eben sowol zur Tugend fähig, als wir Männer: Warum sollte man ihnen denn nicht eben sowol darinnen an die Hand gehen, als unserm Geschlechte? Will mir jemand in diesem meinem Vorhaben hülfliche Hand leisten; der sey so gut und entwerfe seine Anmerkungen schriftlich, und überschicke sie an Jacob Schustern nach Leipzig. Ich werde mir niemals was fremdes zueignen, sondern mir eine Freude machen, wenn ich werde zeigen können, daß viele meiner Mitbürger eine Begierde haben, das Beste des menschlichen Geschlechts zu befördern. Ich bin, Werteste Deutsche

Euer

dienstbegieriger

Ernst Wahrlieb Biedermann. 4

* D. h.: jedes dritte Blatt dieser Schrift.

Zweytes Blatt.

II.

Sophronistus, mein Nachbar, ist mein bester Freund, den ich in der Welt habe, und also eins von den vornehmsten Teilen meiner Glückseligkeit. Er ist älter als ich; folglich hat er eine Erfahrung und Klugheit, die mich zur Ehrfurcht und Hochachtung gegen ihn bewegt. Dem ungeachtet will er, daß ich mit ihm, als ein Freund mit dem andern, umgehen solle. Ich bediene mich dieser vergönnten Freyheit desto williger, je vorteilhafter und angenehmer mir seine Vertraulichkeit ist. Es geht keine Woche vorbey, darinnen wir einander nicht zwey- oder dreymal sprechen sollten; und keine Zeit verläuft uns geschwinder, als diejenigen Stunden, da wir beyeinander sind.

Ich habe des Vorteils erwähnt, den ich aus der Freundschaft meines Sophronistus ziehe: und hieran könnte sich vielleicht jemand stoßen. Ich weiß es auch sehr wol, daß Freundschaften die aus Gewinnsucht entstehen, auf einem sehr seichten Grunde ruhen. Sie dauren insgemein nicht länger, als der eigennützige Teil was genießt oder noch zu hoffen hat. Allein man unterscheide nur eine vorteilhafte Freundschaft von einer gewinnsüchtigen oder eigennützigen: so wird man mich keines Fehlers beschuldigen. Daß ein Mensch nach seinem Vorteile strebt, das ist ihm niemals zu verdenken. Die Begierde, glücklich zu

werden, ist unserm Wesen so fest eingeprägt, daſs man ihr nicht widerstehen kann: Ja man muſs ihr nicht widerstehen; sondern sie auf alle Weise befördern. Sie ist gleichsam die einzige Feder, die das ganze menschliche Geschlecht in Bewegung setzt und einen Jeden insbesondere treibt, das Gute zu tun und das Böse zu lassen. Sie ist der sicherste Grund der ganzen Sittenlehre: denn was würden doch wol für Mittel übrig bleiben, uns zur Tugend zu leiten und von den Lastern abzuhalten; wenn es uns gleichviel wäre, ob wir glücklich oder unglücklich würden? Wenn ich also meinen Freund liebe, so liebe ich ihn bloß deswegen, weil er durch seine Freundschaft mich glücklicher macht, als ich sonst seyn würde, wenn ich dieselbe nicht genießen könnte. Heißt das aber was anders, als denselben um meines Vorteils halber lieben? Nur das ist der Unterschied: daſs dieser Vorteil nicht eben in Geld und Gut, Essen und Trinken, oder andern dergleichen Dingen besteht. Ich nehme das Wort Vorteil in einem weitläufigern Verstande. Ich verstehe dadurch auch die Vermehrung meiner Gemütskräfte, und alle Belustigungen des Verstandes, die aus dem Umgange mit vernünftigen, gelehrten, tugendhaften und redlichen Leuten ent- 5 springen. Dieses sind reinere Vorteile, als die vorhin erwähnten; und diese schwächen eine rechtschaffene Freundschaft so wenig, daſs sie vielmehr das sicherste Mittel abgeben, dieselbe stark zu machen. Zwey Personen müssen sich einander glücklicher machen können: wenn sie Freunde werden sollen.

Mein ehrlicher Sophroniskus ist in diesem Stücke eben so gesinnt als ich. Wir selber sagen es uns oft einander, daſs wir uns bloß um der Vorteile

halber lieben, die einer dem andern durch seinen vertrauten Umgang zuwege bringt: und ein jeder unter uns schätzt sich glücklich, dass er etwas an sich hat, welches den andern glückseliger machen kann. Dieses ist das feste Band unsrer Freundschaft, welches auch nicht eher zerreißen soll, bis wir beyde diejenigen Eigenschaften verlieren werden, dadurch wir einander zur Beförderung unseres Vergnügens behülflich seyn können. So lange wir dieselbigen noch besitzen, wird unsere Liebe nicht erkalten; denn was ist diese anders, als eine Belustigung über die Vollkommenheiten einer Person, und die daher fließende Bereitschaft uns über ihr Glück zu erfreuen? Nun weiß ich aber, dass mein Sophronistus niemals aufhören wird ein vernünftiger und tugendhafter Mann zu seyn; und er hofft ein gleiches von mir. Folglich wird unser Umgang uns allezeit glücklicher machen: Wir werden uns an einander beständig vergnügen: Das heißt, wir werden allezeit Freunde bleiben.

Ich kann nicht umhin, die Lebensart meines Freundes etwas umständlicher zu beschreiben, und also meinen Lesern eine ausführlichere Nachricht von ihm zu geben. Sein Landgut ist nicht groß, aber einträglich. Es hat an keinem Dinge Überfluss; aber auch an keinem Dinge Mangel. Er hat soviel Äcker, Wiesen und Wälder als er nötig hat, sein Haus zu versorgen und seinen Nachbarn zu dienen. An großem und kleinem Vieh besitzt er soviel, als sein Land tragen kann; und an Untertanen, Knechten und Mägden fehlt es ihm niemals, seine Arbeit gemächlich zu bestellen. Sein Haus ist kein Palast, aber auch keine Strohhütte. Man erblickt daran

eine edle Einfalt, die doch der Bequemlichkeit und Ordnung nicht Eintrag tut. Es ist mehr dauerhaft als zierlich erbaut, und die Regeln der Kunst sind nur in soweit in acht genommen, als sie zur Festigkeit des Gebäudes und der geschickten Einrichtung der Zimmer unentbehrlich sind. Indessen ist auch im Äußerlichen nichts Anstößiges zu bemerken. Die Einteilung der Fenster und Türen ist regelmäßig; und die richtige Abmessung aller übrigen Teile zeugt von dem ordentlichen Verstande des Bauherrn. Man sieht von außen die roten Ziegelsteine in ihrer natürlichen Farbe, und zwischen denselben die weißen Kalkstriche, wodurch sie verbunden sind. So gar liebt er eine ungekünstelte Natur, daß er auch keinen fremden Firniß über seine Wände haben wollte, als sich ein Mäurer erbot, der Mauer ein solche Farbe geben zu lassen, daß sie aussehen sollte, als ob sie von lauter marmornen Quaderstücken erbaut wäre. Wenn mein Haus von Marmor wäre, sprach er, so könnte ich mirs gefallen lassen, daß es auch so aussehen möchte. Wäre es von Bruchsteinen, so möchte es auch das gute Ansehen derselben, durch ihre natürliche Farbe, behalten. Nun es aber von Ziegeln ist; so soll es auch dafür angesehn werden. Es ist nicht die Art tugendhafter Weibsbilder, ihr Gesicht mit einer fremden Farbe zu überziehen: Und ich will nicht, daß man mich und meine Sachen für was anders halten solle, als was ich und sie in der Tat sind. Sonst liegt das Gebäude auf einem kleinen Hügel, fast in dem Mittelpunkte seines ganzen Gutes. Die Gegend, so es von allen Seiten umgibt, ist überaus angenehm; die Luft überall frey und gesund; und der ganze Hof mit einer doppelten Reihe 6

schattiger Linden umgeben, die zugleich einen schönen Garten einschließen, welcher mehr mit fruchtbaren Bäumen als Blumenbeeten angefüllt ist. Nicht weit davon liegt seitwärts ein Wäldchen, und noch etwas näher ein ziemlicher Teich, der sein Wasser aus einem kleinen Bache empfängt, und durch den Überfluſs desselben auf der andern Seite eine Mühle treibt, davon das rauschende Getöse in der Ferne so angenehm zu hören ist; als alle Wasserfälle, die sonst nur zur Lust angelegt werden.

Unter den Zimmern seines Hauses, hat sich Sophronistus ein gegen Osten gelegenes Gemach zu seinem besonderen Aufenthalte erwählt. Man sieht in demselben einen kleinen Büchervorrat, darinnen sonderlich die meisten Skribenten der alten Griechen und Römer, nach den besten Auflagen, in saubern Bänden zu finden sind. Was er von neueren Schriften der Gelehrten besitzt, will ich bey andrer Gelegenheit erwähnen, und jetzt nur anmerken, daſs er in Erkaufung derselben eine große Wahl hält: indem er es für einen größeren Ruhm achtet, wenig gute als viel schlechte Bücher zu haben. Man findet ferner die Wände mit den schönsten Gemälden geziert; die nicht zur Wollust reitzen, oder bloße Phantaseyen der Einbildungskraft eines Malers sind: sondern die berühmtesten Leute des Altertums vorstellen. Das Zimmer ist fast viereckig, und zeigt an jeder Wand drey solche Gemälde. Die drey gegen Abend sind aus dem Alten Testamente, und stellen den Adam, Noah und Moses vor. Die drey gegen Morgen sind Nathanael, Paulus und Lutherus, folglich aus dem Neuen Testamente. Die drey gegen Mittag sind Griechen: nämlich Solon, Sokrates

und Epikurus. Endlich die drey gegen Mitternacht sind Römer; und zwar Kato, Seneka und Markus Aurelius, der Philosoph. Von diesen allen pflegt er oft, aus Gefälligkeit gegen mich, zu sagen, dass sie rechte Biederleute gewesen.

Von seiner Familie kann ich jetzt noch keine umständliche Nachricht geben, weil mir dieses gar zu weitläufig fallen würde. Indessen hat er eine tugendhafte Matrone zur Ehegattin, und viel wohlgeratene Kinder beyderley Geschlechts; die teils erwachsen, teils noch in zarter Kindheit sind. Wie seine Zucht beschaffen sey, und wie wohl dieselbe angeschlagen, will ich in einem andern Blatte melden: ich beschreibe jetzt nur seine Haushaltung, die er sparsam, aber nicht karg; ordentlich, aber nicht eigensinnisch eingerichtet hat. Sein Gesinde hat einen freundlichen und sanftmütigen, aber doch strengen und gerechten Herrn. Eine gelinde Vorstellung ihrer begangenen Fehler hat mehr Nachdruck bey ihnen, als das Keifen und Poltern unvernünftiger Herrschaften. Seine Knechte fürchten ihn aus Liebe, und lassen sich durch einen sauren Blick besser regieren, als wenn er allezeit mit Schlägen hinter ihnen her wäre. Der Lohn, den er ihnen jährlich gibt, ist mäßig; aber destomehr Geschenke teilt er denen aus, die sich wohlverhalten. Alle Streitigkeiten seiner Untertanen legt er durch seine Gelindigkeit bey, und man hat wol in etlichen Jahren keinen Gerichtstag bey ihm halten dürfen. Sein liebreiches Wesen und die gelassne Art mit Geringern umzugehen, ermuntert alle seine Hausgenossen, friedlich und einträchtig zu seyn. In seinem ganzen Hause wird kein Fluch oder Eyd gehört: Weil er denjenigen seine Gewogen-

heit entzieht, die dergleichen böse Gewohnheit nicht ablegen, oder annehmen wollen. Gewisse Tage in der Woche hält er eine bewegliche Ermahnung an seine Kinder und sein Gesinde; darinnen er ihnen die Wohltaten Gottes und alle das Gute das sie genießen, so beweglich vorstellt, daß sie ganz empfindlich zur Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer gereizt werden. Hierauf stimmt er ein Danklied an, welches, nach einer solchen Vorbereitung, mit rechter Andacht gesungen wird. Alsdann fährt er fort, den Anwesenden ihr eigenes Unvermögen, sich zu erhalten und zu versorgen; hingegen auch Gottes Allmacht, Weißheit und Güte gegen seine Geschöpfe, in einer nachdrücklichen Rede vorzustellen. Dadurch sucht er ihnen eine herzliche Zuversicht auf die gnädige Vorsorge Gottes zu erwecken; und ermuntert sie, sich gänzlich seiner untadeligen Regierung zu überlassen. Er beschließt diese Andacht mit einem geistlichen Gesange, der von göttlicher Vorsehung handelt.

Diese Andachten wechselt er zuweilen mit Erklärung der Christenpflichten ab. Er zeigt seinen Leuten, daß das göttliche Gesetz uns nicht zur Last, sondern zu einem Wegweiser zur ewigen Glückseligkeit gegeben sey. Er stellt Gott als einen zärtlichen Vater vor, der seine Kinder warnt, kein Gift zu essen, nicht ins Wasser, nicht ins Feuer zu laufen, sich mit Messern keinen Schaden zu tun u. s. w. Er lehrt sie, daß Gott langsam zur Strafe, aber sehr geneigt zum Wohltun sey. Hierzu kommen alsdann die rührenden Ermahnungen, einen so wohlmeynenden Gott nicht zu beleidigen: da er aber gleich hinzusetzt, daß ein Mensch, eigentlich zu reden, dieses allervollkommenste und allerseligste Wesen nicht beleidigen

könne; weil ihm durch alle unsre Übeltaten an seiner Glückseligkeit nicht der geringste Abbruch geschieht; sondern daſs der Mensch durch seine Untugend sich selbst beleidige, sich selbst schade, sich selbst unglücklich mache. Hieraus zieht er den Schluſs: wie nötig es sey, erkennen zu lernen, was gut und böse, tugendhaft oder lasterhaft sey: weil man ohne dieses Erkenntnis nicht glücklich werden könne. Er zeigt aber auch wie schwer diese Wissenschaft sey: Weil bey dieser Schwachheit unsers Verstandes tausend Dinge gut zu seyn scheinen, die doch in der Tat böse sind; viele hingegen sehr böse aussehen, die doch in der Tat unsere Glückseligkeit befördern. Durch diese und dergleichen weise Vorstellungen, die er mit einer väterlichen Sanftmut zu tun weiß, richtet er sehr viel aus. Das Gute nimmt in seinem Hause täglich zu, das Böse aber wird mehr und mehr unterdrückt und verbannt.

Verschwendung und Üppigkeit sind bey meinem Freunde ganz unerhörte Dinge. Sein Tisch ist kein Hungertisch; sondern allezeit so reichlich besetzt, daſs nicht wenig übrig bleibt, wenn alles vollkommen gesättigt worden. Allein von leckerhaften Speisen, die durch ausländische Gewürze verderbt worden, und nur den Geschmack reizen, mehr zu genießen, als dem Magen zuträglich ist, weiß man hier gar nichts. Fleisch und Fische, Milch, Butter und Käse, Obst und andere Gartengewächse, können in ihrer Einfalt, ohne künstliche Zubereitung, die beste Nahrung geben. Daher weiß man in seinem Hause fast von keinen Krankheiten; denn seine Kinder und Bediente sind gesund und stark von Leibe. Alles was sie essen und trinken, bekommt ihnen wohl; und man hat in

vielen Jahren keinen Arzt zu Rate ziehen dürfen. Seinen eigenen und seiner Ehegatten, imgleichen seiner ältesten Kinder Jahrstage, feyert er mit einem unschuldigen Vergnügen. Die Freude seines Herzens erstreckt sich auch bis auf seine niedrigsten Hausgenossen; denen er dann mit Speise und Trank gütlicher, als sonst zu tun pflegt. Kurz: Vernunft, Tugend und Vergnügen herrscht in dem Hause
8 meines Freundes Sophroniskus.

Drittes Blatt.

III.

Euphrosyne ist die würdige Ehegattin meines Freundes, eine Matrone, die ihrer guten Eigenschaften halber eines solchen rechtschaffenen Mannes wert ist. Sophroniskus hat sie bloß aus Liebe geheiratet; aber diese Liebe ist weniger eine Wirkung ihrer guten Gestalt, als ihres wohlgearteten Gemütes gewesen. Ein Frauenzimmer, so im Äußerlichen was angenehmes an sich hat, reizt die Augen der Männer, mehr auf sie, als auf andre zu sehen. Dieses ist der Vorteil wohlgebildeter Personen; der ihnen aber oft zum Schaden gereicht: wenn ihre böse Gemütsart diejenige Zuneigung wieder vernichtet, die ihre Schönheit ihnen zuwegegebracht hatte. Euphrosyne hatte das Glück einen liebenswürdigen Körper von der Natur erhalten zu haben: Doch sie verlangte nicht, bloß um einer so unbeständigen Sache halber, geliebt zu werden. Die Reizungen ihrer guten Bildung waren gleichsam nur die Lockspeise, dadurch der redliche Sophroniskus bewogen ward, die Bekanntschaft dieses jungen Frauenzimmers zu suchen, und dabey zu erfahren: ob auch ihre Seele eben soviel Hochachtung verdiene, als ihre Gestalt? Er fand dieses in der Tat. Ihr Verstand war von großer Fähigkeit, und durch eine gute Auferziehung mit keinen Vorurteilen angefüllt. Ihr Witz war lebhaft und geistreich; weswegen ihr Umgang ihm überaus

angenehm ward. Ihr Herz endlich war zur strengsten Tugend geneigt, und zu keinen verkehrten Leidenschaften verwöhnt. Bey dem allen sah sie wol, daſs Sophroniskus ein redlicher, vernünftiger und begüterter Mann war, der durch seine guten Eigenschaften ihre Hochachtung würde verdient haben; wenn er ihr gleich nicht mit Liebe zugetan gewesen wäre. Es fiel also gar nicht schwer, zu ihrem beyderseitigen Vergnügen, die Bewilligung ihrer Ältern zu erlangen: und die Hochzeit ward ohne viele Weitläufigkeiten vollzogen.

Ich kann nicht unterlassen, einen merkwürdigen Umstand von dieser Heirat zu erzählen. Als mein Freund seine Liebste genugsam zu kennen vermeynte und deutlich genug spürte, daſs sie ihm nicht abhold wäre, brachte er sein Wort bey ihren Ältern an. Diese, als wohlhabende Leute, dachten nicht anders, als daſs der Freyer bey seiner Anwerbung, auch zugleich wegen des Brautschatzes eine Forderung tun würde: Allein sie erfuhren mit vieler Verwunderung, daſs er mit keinem Worte daran gedachte. Man ließ ihn durch gute Freunde von weitem erinnern: daſs er eine so gewöhnliche und erlaubte Sache nicht ins Vergessen stellen sollte; und unter der Hand versichern, daſs die Ältern, aus Liebe zu ihrem Kinde, und in Betrachtung seiner Verdienste, alles Mögliche tun würde: Doch alles umsonst. Sophroniskus sagte zu diesen Unterhändlern: Wenn ich nach Gelde gefreyt hätte; so wäre es mir leicht gewesen eine viel reichere Partey zu finden, als diese ist: Aber mir hat Euphrosyne, und nicht das Vermögen ihrer Ältern gefallen. Ich würde sie lieben, wenn ich gleich keinen Taler mit ihr zu gewarten hätte. Wie

angenehm diese vernünftige Antwort den Schwiegerältern gewesen, kann man sich leicht einbilden: Sie zeigten aber auch von ihrer Seite, daß sie mit redlichen Leuten redlich umzugehen wüßten, und verschrieben ihrem Tochtermanne, nicht nur ein ansehnliches Gut; sondern versprachen ihm auch, jährlich ein Stück Geld in seine Haushaltung zu geben. Dieses nahm er mit einer gleichgültigen Dankbarkeit an, gab aber, indem er seine Verlobte umarmte, zur Antwort: Dieses lebendige Geschenk ist mir tausendmal lieber, als wenn mir meine wertesten Ältern ihr ganzes Vermögen abgetreten hätten.

Doch ich verliere Euphrosynen aus dem Gesichte. Dieses kluge Frauenzimmer legte keine geringere Proben ihrer Tugend ab, als es diejenige Eitelkeit überwand, die sonst dem Frauenzimmer, in dergleichen Umständen, so schwer zu überwinden ist. Sophroniskus sollte sie, als seine Braut, beschenken; und die Gewohnheit des Landes würde für etliche hundert ja tausend Taler Geschmeide dazu erfordert haben. Allein wie er sich durch die eingerissnen Vorurteile niemals Gesetze vorschreiben läßt; so tat ers auch in diesem Falle nicht. Er nahm 100 Dukaten und verfügte sich zu seiner Geliebten. Mein Schatz, sprach er, hier bringe ich ihr die Kosten zu einem kleinen Brautschmucke. Hoffet sie nun meinen Augen besser zu gefallen, wenn sie mit vielen Perlen und Edelgesteinen behangen seyn wird, als jetzo: so kann sie dieselben nach Belieben erhandeln. Dünkt ihr diese kleine Summe zu wenig; so versichere ich, daß es mir selbst zu wenig ist: Denn alles Meinige gehört ihr zu, ja ich selbst bin ihr eigen. Euphrosyne lächelte bei dieser Anrede und gab zur Antwort:

Wenn ich ihm, mein Geliebter, in Perlen und Diamanten besser zu gefallen dächte, als ohne dieselben: so hätten meine Ältern schon soviel Vermögen, mich reichlich genug damit zu behängen. Nun hoffe ich aber eines fremden Schmuckes in dieser Absicht nicht benötigt zu seyn. Das überreichte Geschenk nehme ich an; bitte ihn aber, mir dasselbe an eben dem Orte ferner aufzuheben, wo es bisher verwahrt gelegen.

Was zwischen einem so vernünftigen Brautpaare für ein vergnügter Ehestand erfolgt sey, wird sich ein jeder selbst einigermaßen vorstellen können. Ihr Haus ist zwanzig Jahre her einem aufgeheiterten Himmel ähnlich gewesen, an welchem keine schwarze Wolke zu sehen ist. Sechs wohlgebildete Kinder sind die Früchte ihrer ehelichen Liebe: und eben soviel Abdrücke ihrer vereinbarten Eigenschaften sehen sie vor Augen. Euphrosyne hat alle ihre Kinder selbst genährt: weil sie es für unnatürlich gehalten, die Quellen zu verstopfen, die der weise Schöpfer zur Verpflegung zarter Säuglinge fließen lässt; sobald sie ans Licht der Welt treten. Ihr Ehegatte ist auch um desto mehr damit zufrieden gewesen: da er wol schwerlich Säugammen würde gefunden haben, die seinen Kindern eine so gute Gemütsart eingeflößt hätten, als seine tugendhafte Ehegattin tun können. Sie hat also den ersten Grund zur guten Auferziehung ihrer Jugend selbst gelegt: denn sie wusste wohl, wieviel darauf ankommt, wenn die erste Kindheit 10 verwahrlost wird. Ihre Kinder haben sie auch um desto lieber; da sonst die Zuneigung derselben mehr auf die Ammen zu fallen pflegt. Sie hat dieselben allezeit um und neben sich: ausgenommen die Söhne,

welche schon der Unterweisung eines geschickten Lehrmeisters, den Sophroniskus im Hause hält, übergeben sind. Also gibt sie allezeit selbst auf die Ihrigen acht; unterdrückt ihre bösen Neigungen in der ersten Blüte; und bringt ihnen eine Gewohnheit im Guten bey, ehe sie selbst noch verstehen, was rechts oder links ist.

Außer dieser Kinderstube hat sie noch ein geputztes Zimmer, für sich und ihre beyden Töchter, die schon ziemlich herangewachsen sind. An den artigen Verzierungen desselben kann man eine Probe von ihrem guten Geschmacke sehen. Es ist mit keinem Überflusse von Gläsern oder Porzellanaufsätzen enge gemacht; man sieht kein halbes Dutzend Spiegel darin hangen; die Nachttische prangen auch mit keinen übermäßigen Kostbarkeiten: doch ist alles sauber und nett; so daß niemand, der zum erstenmale hereintritt, sich ohne ein sonderbares Vergnügen umsehen kann. Die Wände sind mit einem wöllenen vielfarbigten Zeuge behangen, welches sie selbst in ihrem Hause weben lassen. Zwey Spiegel, in Rahmen von einem schönen Holze, hängen über soviel kleinen Tischen. Zwölf Stühle stehen rings herum, daran sie mit ihren Töchtern den Überzug selbst genäht hat. Sonst hängen noch vier Gemälde in diesem Zimmer, davon Sara und Abigail aus der biblischen, Penelope und Lukretia aber aus der weltlichen Historie bekannt sind. In diesem Gemache empfängt sie diejenigen Freundinnen, die ihr zuweilen aus der Nachbarschaft einen Besuch abstatten.

Wie sie sich die Zeit zu vertreiben gewohnt sey, darf ich wol nicht sagen; weil es aus dem Vorhergehenden sattsam wird zu ersehen seyn. Doch muß

ich noch hinzusetzen, dass sie bey allen ihren Hausgeschäften und bey alle der Mühe, so ihre Kinderzucht erfordert, doch nicht unterlasse, zuweilen ein gutes Buch zu lesen. Sie liest aber lauter solche Schriften, daraus sie diejenigen Pflichten, die ihr als Hausfrau, Ehegattin und Mutter obliegen, desto besser beobachten lernen kann. Noch neulich fand ich sie über einer solchen Arbeit beschäftigt, als ich ohngefähr in ihr Zimmer trat. Sie war so eifrig im Lesen, dass sie mich nicht einmal wahrnahm: zumal sie mit dem Rücken nach der Tür gekehrt saß. Ich wollte sie mit Fleiß nicht stören, und winkte den Anwesenden, stille zu seyn, bis sie selber aufhören würde. Dieses geschah endlich, und zwar mit einem tiefen Seufzer; daraus ich leicht schließen konnte, dass es recht was bewegliches gewesen seyn müsste. Kaum hatte sie mich wahrgenommen und bewillkommet, als ich sie ersuchte meine Neugierigkeit zu befriedigen, und mir entweder das Buch und die Stelle zu zeigen, darinnen sie gelesen hätte: oder mir selbst kürzlich zu sagen, was sie diesmal so sehr gerührt hätte. Wie sie mit mir, als einem alten Freunde ihres Mannes, kein Wesen macht; also erwählte sie das Letztere und erzählte mir folgende Geschichte.

Karl der achte, König in Frankreich, sprach sie, schickte einen vornehmen Hofbedienten nach Deutschland, gewisse Reichsangelegenheiten zu besorgen. Die Reise ward sehr geschwinde fortgesetzt; und der Gesandte schonte sogar der Nacht nicht, den Befehl seines Herrn desto schleuniger zu vollziehen. Einen Abend kam er ganz spät an das Schloss eines Landjunkers, bey welchem er um Herberge bat. Es kostete

viel Mühe, ehe er eingelassen ward; doch da der Edelmann hörte, dass es ein Bedienter seines Königs wäre: kam er ihm entgegen und entschuldigte die Grobheit seiner Leute; setzte aber hinzu, dass er um einger übelgesinnten Anverwandten halber, von Seiten seiner Ehegattin, dergleichen Vorsichtigkeit vonnöten 11 hätte. Hierauf führte er den Gast herein, und nahm ihn mit aller möglichen Ehrenbezeigung auf. Als es Essenszeit war, führte der Wirt diesen Fremden in einen schönen tapezierten Saal. Man trug auf, und alsbald kam unter den Tapeten das schönste Frauenzimmer von der Welt hervorgetreten; aber mit einem kahlbeschornen Haupte, und in einem nach deutscher Manier gemachten schwarzen Trauerkleide. Man brachte das Handbecken, und als der Gast und Wirt sich gewaschen hatten, reichte man es dieser Dame, welche sich auch wusch und, ohne ein Wort zu sprechen, noch von jemandem angeredet zu werden, sich am Ende des Tisches niederließ. Der Fremde sah sie oft an, und fand, dass sie bey ihrer großen Schönheit, doch sehr blass und ganz niedergeschlagen war.

Als sie etwas gegessen hatte, forderte sie zu trinken. Ein Bedienter brachte ihr solches, aber in einem Gefäße von wunderbarer Gestalt. Es war die Hirnschale von einem Menschen, darinnen die Augenlöcher mit silbernen Blechen vermacht waren. Sie trank zwey oder dreymal daraus; und als sie satt war, stand sie auf, wusch wieder die Hände, machte dem Hausherrn einen Reverenz, und verfügte sich wieder hinter die Tapeten, ohn ein einiges Wort zu sagen. Über einen so seltsamen Anblick ward der Fremde ganz traurig und voller Gedanken. Der Wirt merkte dieses und sprach: Ich sehe wol, dass dasjenige,

was ihr an meinem Tische gesehen, euch sehr Wunder nimmt; aber weil ich einen redlichen Mann an euch finde, will ich euch nichts verhehlen, damit ihr mich nicht für grausam halten möget. Dieses Frauenzimmer, so ihr gesehen habt, ist meine Ehegattin, die ich zärtlicher geliebt habe, als jemals ein Mann seine Frau lieben können: Denn ihrer habhaft zu werden, habe ich alle Furcht aus dem Sinne geschlagen, und sie wieder ihrer Ältern Willen hierher gebracht. Sie bezeigte auch soviel Liebe gegen mich, daſs ich mein Leben, nicht einmal, sondern zehntausendmal, für sie gewagt hätte. Wir haben auch eine zeitlang so vergnügt miteinander gelebt, daſs ich mich für den glücklichsten Edelmann von ganz Europa gehalten. Als ich einsmals auf einer Reise begriffen war, dazu mich meine Ehre verpflichtete, setzte sie die ihrige so sehr aus den Augen und vergaß ihres Gewissens und der Liebe gegen mich so gar: daſs sie sich in einen jungen Edelmann verliebte, den ich viele Jahre erhalten hatte. Sobald ich zurück kam, merkte ich zwar etwas von dieser Liebe, traute aber meinem Argwohne nicht eher, bis mir die Erfahrung selbst die Augen öffnete: Und dadurch ward alle meine vorige Liebe in Raserey und Verzweiflung verwandelt. Diese nun mit rechtem Nachdrucke auszulassen, stellte ich mich an, als ob ich verreiste; versteckte mich aber in eben dem Zimmer, darinnen sie jetzo ist: wohin sie auch, gleich nach meiner vermeynten Abreise, ihren Buhler kommen ließ. Ich sah ihn mit einer solchen Freyheit zu ihr hereintreten, die mir allein gegen sie zukam; da er sich aber zu ihr ins Bette machen wollte, sprang ich hervor, ergriff ihn in ihren Armen und erstach ihn auf der

Stelle. Meiner Ehegattin wäre es nicht besser gegangen; weil aber ihr Laster viel zu groß war, als daſs es durch einen solchen Tot sattsam hätte bestraft werden können: so habe ich ihr eine andre Strafe auferlegt, die mir schwerer als der Tot selbst zu seyn dünket. Ich halte sie in der Kammer verschlossen, darin sie damals ihre gröſste Belustigung genieſzen wollte; und zwar in Gesellschaft dessen, den sie mehr als mich liebte. Ich habe nämlich den toten Körper desselben jungen Edelmannes in einen Schrank gehängt; und sie gleichsam zur Bewahrerin dieser Kostbarkeit bestellt. Ja damit sie ihres Geliebten niemals vergessen möge, so lasse ich ihr auch bey Tische den Schädel dieses Bösewichts als ein Trinkgeschirr vorsetzen, damit sie also erstlich denjenigen lebendig vor Augen sehen müsse, den sie sich durch ihr Laster zum Totfeinde gemacht: zugleich aber auch denjenigen, dessen Freundschaft sie der meinigen vorgezogen.

Dieses erzählte Euphrosyne mit einer solchen Artigkeit, daſs ich und alle gegenwärtige Hausgenossen in das heftigste Erstaunen gesetzt wurden. Die Fortsetzung dieser Geschichte, soll ehestens folgen. 12

Viertes Blatt.

IV.

Es schien, als wenn Euphrosyne in ihrer neulichen Erzählung nur deswegen innegehalten hätte; damit wir desto begieriger werden möchten, den Ausgang einer so merkwürdigen Geschichte zu vernehmen. Und in der Tat war niemand zugegen, der nicht ein sonderbares Verlangen bezeigt hätte, den völligen Verlauf dieser traurigen Begebenheiten von ihr anzuhören. Sie stillte dasselbe mit eben der Geschicklichkeit, womit sie es erregt hatte; indem sie folgendergestalt wieder anfieng:

Der Edelmann, sagte sie, fuhr weiter fort, sein Verfahren zu rechtfertigen, und seinem Gaste von allen Umständen Nachricht zu geben. Die Haare, sprach er, habe ich ihr deswegen abgeschoren; weil eine Ehebrecherin dieses Schmuckes ganz unwert ist. Denn ihr kahler Kopf gibt jetzo zu verstehen, daß sie durch ihr Laster, Zucht, Scham und Ehre verloren habe. Wollt ihr euch etwa bemühen, mein Herr, und sie in ihrem Zimmer besuchen: so wird euch der Augenschein selbst, von allem was ich euch gesagt habe, überführen.

Dem Fremden war nichts lieber als dieses Anerbieten. Denn wie er sich in soviel seltsame Dinge gar nicht zu finden wusste: so wünschte er nichts mehr, als eine vollkommene Überzeugung, von der Wahrheit aller Umstände, zu erlangen. Er folgte also seinem Wirte.

Sie kamen in ein schönes Zimmer, und fanden die Dame ganz allein, vor einem Kaminfeuer sitzen. Der Edelmann zog einen Vorhang weg: und siehe, da hieng das Totengerippe ohne Kopf, davon er vorhin geredet hatte. Der Gast erstaunte fast darüber; sah aber noch weit begieriger nach dem Frauenzimmer, welches aus Ehrerbietung aufgestanden war; doch vor Scham die Augen nicht in die Höhe schlagen durfte. So gern er sie angeredet hätte; so unterließ er es doch: aus Furcht vor dem gegenwärtigen Edelmanne, als welcher noch kein Wort gesprochen hatte. So bald dieser solches merkte, sprach er: Wollt ihr mit ihr reden, mein Herr, so werdet ihr hören, was für eine Sprache sie hat, und wie sie sich auszudrücken weiß. Mehr brauchte es nicht, als diese Erlaubnis. Madame, sprach der Fremde, wenn Sie soviel Geduld besitzen, als Marter Sie bisher empfunden haben: so sind Sie das glücklichste Frauenzimmer von der Welt. Mein Herr, erwiderte die Dame, mit tränenden Augen und der demütigsten Miene, die nur zu erdenken ist; ich gestehe es, mein Verbrechen ist so groß, daß alle Qual, die mir mein Herr (denn ich bin nicht wert ihn meinen Ehegatten zu nennen) antun könnte, gegen die Reue, so ich darüber empfinde, für gar nichts zu rechnen ist. Denn nichts martert mich empfindlicher, als wenn ich bedenke, daß ich den zärtlichsten und liebreichsten Mann von der Welt so gröblich beleidigt habe. Und indem sie dieses sagte, brachen ihr die Tränen so häufig aus den Augen, daß sie stromweise die Wangen herunter liefen, und sie vor bitterlichem Weinen kein Wort mehr hervorbringen konnte. Der mitleidige Fremde ward so sehr dadurch gerührt, daß ihm die Augen

gleichfalls voll Wasser liefen: und die Wehmut würde bey ihm vollends ausgebrochen seyn; wenn ihn der Edelmann nicht beym Arme ergriffen, und ihn sogleich wieder hinausgeführt hätte.

Mit was für Gedanken er diese ganze Nacht hingebracht, ist leichter zu denken als zu erzählen. Früh morgens, als er seine Reise wieder antreten und von dem Landjunker Abschied nehmen wollte, konnte er sich nicht enthalten, ihm von wegen seiner Ehegattin zuzureden, und für sie zu bitten. Mein Herr, sprach er, die Liebe so ich zu Euch trage, und die Höflichkeit, so Ihr mir erwiesen habt, verbindet mich, Euch meine Gedanken mit mehrer Freyheit zu eröffnen, als ich gegen einen andern tun würde. Mich dünkt, Ihr solltet Eurer Ehegattin Barmherzigkeit widerfahren lassen. Ihr seht ja wol, wie sehr sie ihren Fehler bereut. Entschuldigen mag ich denselben nicht; um Euch nicht noch mehr zu erzürnen. Erwäget aber nur, dass Ihr noch jung seyd, und keine Erben habt. Wäre es nun nicht ewig schade, dass ein so schöner Hof, und ein so einträgliches Rittergut, als das Eurige ist, dermaleins in fremde Hände geraten, oder lachenden Erben anheim fallen sollte? Vergebt Eurer Frauen ein Versehen, welches sie vielleicht aus Übereilung begangen hat, und gewiss niemals wiederholen würde; wenn sie, nach einer so empfindlichen Strafe, eure Liebe wieder schmecken sollte.

Wiewol sich der Edelmann fest vorgesetzt hatte, seine untreue Ehegattin lebenslang in diesem traurigen Zustande zu lassen: so machte ihm doch dieses Zureden des Königlichen Gesandten keinen geringen Eindruck. Er stand eine Weile in Gedanken, ohne ein einziges Wort zurück zu sagen. Endlich fand er,

daſs ihm freylich sein Gast nichts Unrechtes geraten hatte: und darum versprach er, sich seiner Frauen wieder zu erbarmen; dafern sie noch eine zeitlang in solcher Reue verharren würde. Hierauf reiste der Fremde ab, verrichtete seine Gesandschaft, und langte nach einiger Zeit wiederum am Königlichen Französischen Hofe an. Er erzählte daselbst dem Könige unter andern auch diese seltsame Begebenheit, die er in dem Schlosse eines Landjunkers, wo er übernachtet war, teils gehört, teils selbst gesehen hätte. Dabey wuſste er die Schönheit dieser unglücklichen Dame so vollkommen zu beschreiben, daſs der König seinen Hofmaler dahin abschickte, dieselbe nach dem Leben zu schildern und ihm das Gemälde nach Hofe zu bringen. Ungeachtet sie noch ihr Gefängnis hüten muſste, so erlaubte doch der Edel- 14 mann dem Maler, dieselbe, dem Königlichen Befehle gemäß, in ihrem Trauerhabite abzuschildern. Vielleicht trug auch die Betrachtung, daſs der Hof selbst von seinem Verfahren schon Nachricht hätte, nicht wenig bey, daſs er sie bald darauf zu Gnaden annahm. Alles vorige ward von beyden Teilen vergessen. Das Gerippe ward vergraben, das Trinkgeschirr abgeschafft, und alle andre Merkmale ihrer ausgestandenen Strafe wurden gänzlich vertilgt. Sie liebten nochmals einander mit vollkommener Treue, und es schien, als wenn diese heftige Erbitterung bloß zur Vergrößerung ihrer ehelichen Zärtlichkeit gedient hätte. Kurz, sie schienen ein neuvermähltes Paar zu seyn, und hatten das Vergnügen, in einem fruchtbaren Ehstande alt und grau zu werden; ja fast zu gleicher Zeit, wohl betagt und lebenssatt, ihre Augen zu schließen.

Was dünkt Ihnen von dieser Historie? fragte mich die kluge Euphrosyne, nachdem sie ihre Erzählung dergestalt zum Ende gebracht hatte. Würden sich wol viele Trinkgeschirre in Totenköpfe verwandeln müssen, wenn alle ungetreue Weiber auf gleiche Weise bestraft werden sollten? — Wir wollen hoffen, gab ich zur Antwort, dass ihrer nicht gar zu viele seyn würden. Doch was dünkt Ihnen von diesem strengen Ehemanne? Seine Rache kommt mir so unerhört vor, dass ich sie eher eine Grausamkeit, als eine gerechte Strafe, nennen wollte. — Durchaus keine Grausamkeit, erwiderte Euphrosyne. Eine Frau die von ihrem Manne zärtlich und getreu geliebt wird, und dem ungeachtet ihre Pflicht aus den Augen setzt, kann durch keine Marter sattsam bestraft werden. Der Edelmann hätte noch schärfer mit ihr verfahren können, ohne den geringsten Tadel zu verdienen. Er hätte ihr das Fleisch ihres ermordeten Buhlers stückweise vorlegen, und sie durch Hunger nötigen sollen, dasselbe bis auf den letzten Bissen zu verzehren. Er hätte seine Knochen zu Pulver machen und in ihr tägliches Getränk mischen sollen, bis sie ein lebendiges Grab ihres unzüchtigen Liebhabers geworden wäre. Und wer hätte ihm diesen billigen Eifer mit gutem Grunde verargen können? — Behüte Gott! liebe Frau Nachbarin, versetzte ich: Sie sind gar zu strenge gegen die Fehler ihrer Mitschwestern; und man müsste Sie nicht zu einer Richterin über dergleichen Laster bestellen. Meines Erachtens, wäre vielmehr der junge Edelmann einer empfindlichern Strafe wert gewesen. Ein plötzlicher Tot war diesem verwegenen Bösewichte eine viel zu gelinde Vergeltung seiner Undankbarkeit. Was war schändlicher und gröber als

seine frevelhafte Übeltat, dadurch er seinen Wohltäter, der ihn etliche Jahre her erhalten hatte, auf das schrecklichste beleidigte! Ohne Zweifel, wird er auch mehr Schuld gehabt haben, als die Dame selbst, die durch seine Nachstellungen und Schmeicheleyen vielleicht zu etwas gebracht worden, daran sie sonst nimmermehr gedacht haben würde.

Ich gestehe es, gab Euphrosyne zur Antwort; auch diesem Ehebrecher würde ich eine schmerzlichere Todesart ersonnen haben, wenn ich an des Edelmannes Stelle gewesen wäre. Doch auf denselben kann die Schuld allein nicht fallen. Gesetzt, dass er die Dame zuerst zur Untreue gegen ihren Mann gereizt: Warum hat sie ihm Gehör gegeben? Nein, ich kann sie nicht freysprechen. Es hätte ihr nur ein Wort gekostet, aller seiner Nachstellungen los zu werden. Allein man sieht es wol, sie hat zum wenigsten eben so viel böse Lust im Herzen gehabt, 15 als ihr Liebhaber. Kurz: sie hat es nicht rechtschaffen mit ihrem Manne gemeynt und also wol verdient, dass sie so nachdrücklich bestraft worden.

Es sey dann also, erwiderte ich darauf, dass sie solcher langwierigen Strafe wol wert gewesen: Muss man denn aber nicht zuweilen die Gelindigkeit dem Rechte vorziehen? Fürwahr, bey wohlgearteten Gemütern, dergleichen, allen Umständen nach, dieses Frauenzimmer gehabt, richtet man mehrenteils mit Sanftmut mehr aus, als mit Schärfe. Wie leicht hätte es kommen können, dass die grausame Rachgier des Edelmannes das Herz seiner so sehr gemarterten Ehegattin gänzlich gegen ihn erbittert hätte? Man weiß, dass oft die ernstlichste Reue, wenn sie nicht Vergebung findet, sich in eine Raserey verwandelt

und nachmals durch kein Mittel mehr gedämpft werden kann. Zum wenigsten hätte der eifernde Landjunker sich eher sollen besänftigen lassen: Und ich lobe den vernünftigen und mitleidigen Hofbedienten, daß er, durch seine Fürbitte, die Aussöhnung dieses uneinigen Paares, so viel ihm möglich gewesen, befördert hat.

Dieses war für dasmal meine Unterredung mit Euphrosynen, bey Gelegenheit der Geschichte, so sie gelesen hatte. Und dergleichen Gespräche sind unter uns nichts Seltsames. An Veranlassung dazu kann es uns nicht leicht fehlen; indem entweder sie, oder ich etwas vorzubringen weiß, was zu guten Untersuchungen und Betrachtungen leitet. Eins von ihren Büchern, was sie sehr hoch hält, ist des französischen Paters du Bosc Traktat L'honnête Femme, oder das rechtschaffene Frauenzimmer, genannt; darinnen von allen Tugenden und Lastern des weiblichen Geschlechts auf eine angenehme und erbauliche Art gehandelt wird. Sie hat es selbst etlichemal für sich durchgelesen; und jetzo lässt sie sich noch täglich von ihren Töchtern wechselsweise ein Kapitel vorlesen: dabey sie denn allezeit Gelegenheit nimmt, dieselben durch mündlich hinzugesetzte Erinnerungen und Lehren zum Guten zu ziehen. Derjenigen Schriften, die von der Haushaltung, dem Gartenbaue, der Auferziehung der Kinder und sonderlich der Töchter handeln, will ich fürjetzo nicht gedenken; als davon ihr so leicht keine einzige unbekannt seyn wird.

So glücklich ich meinen Freund Sophroniskus, einer so tugendhaften und verständigen Ehegattin halber, schätze: so habe ich doch, um vieler Ursachen halber, den ehelosen Stand für mich zuträglicher be-

funden. Zum wenigsten war ich ungewiss, ob es mir im Heyraten eben so gut, als ihm, gelingen würde. Ich vergnüge mich indessen, so oft ich das ordentliche Hauswesen dieser vernünftigen Eheleute überlege, und die ruhige Glückseligkeit betrachte, darinnen Ältern, Kinder und Gesinde leben. Ich bringe oft halbe, ja ganze Tage in dieser wohlgearteten Familie zu: welches ich deswegen ohne die geringste Versäumnis meiner eigenen Geschäfte tun kann; weil ich selber mein Gütchen verpachtet und mir nur ein paar Zimmer meines Hauses, zu meinem Aufenthalte, ausgedungen habe. Dergestalt lebe ich in Ruhe; helfe aber, bald meinem Pachter, bald meinem Freunde, die Aufsicht über ihren Ackerbau und die übrige Haushaltung führen: als wodurch ich mein Bücherlesen und das jetzige Schreiben abzuwechseln gewohnt bin.

In dem nächsten Blatte, will ich mich bemühen, von den Söhnen meines Freundes eine ausführliche Abbildung zu machen. 16

Fünftes Blatt.

V.

Philalethes und Euphrastus sind die beyden ältesten Söhne des Sophroniskus, womit ihn seine Ehegattin in den ersten Jahren ihres Ehestandes erfreut hat. Ungeachtet sie einerley Ältern, Auferziehung und Lehrmeister gehabt; so sind sie doch an Fähigkeit des Verstandes und an Neigungen des Willens ganz unterschieden. Eines jeden Naturell hat was Gutes an sich; doch so, daſs der älteste mehr dem Vater; der andere aber mehr der Mutter ähnlich ist. Jener ist etwas ernsthaft in Mienen, von wenig Worten, und desto gründlicher in Gedanken. Er bekümmert sich um keine Kleinigkeiten; sondern sucht Beschäftigungen, die ihrer Vortrefflichkeit halber wert sind, daſs er sich darum bemüht. Was er einmal anfängt, das setzt er unverdrossen fort: so groß auch die Schwierigkeiten sind, so sich ihm in den Weg legen. Er hat eine unersättliche Begierde nach dem Erkenntnisse der Wahrheit; von welcher Gattung dieselbe auch immermehr seyn mag: und einen unermüdeten Trieb dieselbe Andern mitzuteilen. Bey allem was er tut, strebt er nach Ehre; die er aber nicht bey Unverständigen, sondern bey klugen und vernünftigen Leuten sucht. Seine Lebensart endlich ist so ordentlich, daſs man schwerlich einen jungen Menschen von seinem Alter (er ist erstlich neunzehn Jahre alt) finden wird, der ihn im Ab=

sehen auf seinen tugendhaften Wandel übertreffen sollte.

Euphrastus, sein Bruder, ist in vielen Stücken ganz anders geartet. Der Witz ist bey ihm in höherm Grad anzutreffen, als die Beurteilungskraft. Ein lebhafter Geist und ein muntres Wesen leuchtet aus allen seinen Mienen, Gebärden und Worten hervor. Er hat artige Einfälle und weiß auf eine so angenehme Art zu scherzen, daſs man in seinem Umgange niemals verdrießlich werden kann. In Gesellschaften weiß er sich beliebt zu machen, indem er sich in eines Jeden Gemütsart schickt, und ihn von solchen Dingen unterhält, die er gern hört. Denn an Materien zu Gesprächen fehlt es ihm niemals: so daſs ich mich selber oft gewundert habe, wie er sich aller Umstände so geschickt zu bedienen weiß, daſs sie bloß ihm zum Zeitvertreibe gemacht zu seyn scheinen. Bey der guten Anführung, die er nebst seinem Bruder gehabt, hat es ihm freylich an einem zulänglichen Unterricht in Künsten und Wissenschaften nicht gefehlt: allein er hat mehr Neigung zu angenehmen und leichten, als zu tiefsinnigen und mühsamen Sachen blicken lassen. Und wie Sophroniskus so vernünftig gewesen, daſs er die Naturelle seiner Kinder aufs genauste zu prüfen gewuſst: also hat er sie auch nicht genötigt, wider ihren natürlichen Trieb zu studieren; sondern ein jedes in demjenigen vollkommen zu machen gesucht, wozu es die meiste Fähigkeit gehabt. 17

So wie ich den ältesten dieser beyden Brüder meinen Philosophen zu nennen pflege: so gebe ich dem jüngeren den Namen meines Poeten. Beyde haben sich auch in diesen Stücken, etliche Jahre her,

gleichsam in die Wette um meinen Beyfall bemüht. Beyde habe ich mehr und mehr durch meinen Zuspruch angefrischt, sich recht hervorzutun und nach einiger Vollkommenheit darinnen zu streben. Ich tat dieses nicht nur ihrem Vater zu gefallen; als welcher mich ausdrücklich dazu bestellt hat, seine Söhne, durch meine Nachfrage wegen ihres Fleißes, ja durch Lob und Verachtung, zum Guten aufzumuntern: sondern ich selber habe allezeit ein großes Vergnügen gefunden, mich mit wohlgearteten Knaben, die von fähigem Naturelle sind, in Gespräche einzulassen. Ich pflege ihnen, durch allerhand Fragen und Antworten, Anleitung zu geben, wie sie Dieses oder Jenes verstehen, von Einem oder dem Andern urteilen, und aus dem Bekannten das Unbekannte schließen sollen. Dieses habe ich nirgends fleißiger getan, als bey dem jungen Philalethes und Euphrastus. So bald sie nur reden konnten, waren es ein paar recht muntre und witzige Kinder. Sie schienen mehr Fähigkeit zu haben, als man ihrem Alter nach fordern oder vermuten konnte. Was man ihnen einmal vorsagte, das fassten sie augenblicklich, und behielten es, wer weiß wie lange? Doch zeigte sich bald der Unterschied ihrer Gemüter. Denn da der ältere, bey allen vorkommenden Dingen, die Anwesenden mit unzähligen und unaufhörlichen Fragen fast ermüdete und alles was er sah und hörte aus dem Grunde wissen wollte: so mochte der andre überaus gern Fabeln und Historien erzählen hören; welche er denn so gleich auswendig behielt, und mit den artigsten Stellungen des Leibes wieder zu erzählen wusste.

Die Lehrbegierde des erstern nicht zu unterdrücken,

befahl Sophroniskus allen Hausgenossen, ihm auf alle seine Fragen ernstlich zu antworten, und ihm, unter dem kahlen Vorwande, daſs er noch ein Kind wäre, durchaus kein ungereimtes Zeug vorzuschwatzen. Ja er selbst suchte den Knaben bey allen Dingen durch mancherley Mittel aufmerksam zu machen, und ihn zum Nachfragen zu reitzen: Z. E. was Dieses sey? Wie Jenes heiße? Woher Das komme? Wozu Etwas gut sey? Ja der kleine Philalethes musste nichts tun oder lassen; davon er nicht gefragt wurde, warum er das getan hätte? und warum er es vielmehr so, als anders, gemacht hätte? Dadurch gewöhnte er sich in seiner zärtesten Jugend, nichts ohne Überlegung zu tun: und fasste nicht nur unvermerkt den Grundsatz, daſs Alles seine zulängliche Ursache haben müsse; sondern lernte auch die guten Gründe von den falschen zu unterscheiden. Hierzu kam denn die Ehrliebe, die sich in ihm sehr früh äußerte und auf alle Weise unterhalten wurde. Man lobte ihn, wenn er was Gutes getan hatte, und begegnete ihm mit besondrer Freundlichkeit; als einem Knaben, der durch sein Wohlverhalten bey Jedermann Hochachtung verdient hätte. Wenn er sich aber übel hielt, so ward er von Allen verächtlich angesehen; und man gab ihn durch allerley Zeichen zu verstehen, daſs man ihn solcher Laster halber gering schätzte. Dadurch ward er denn sehr empfindlich gerührt. Durch ein Lob oder eine Verachtung war mehr von ihm zu erlangen, als durch Drohungen und Schläge bey andern Kindern erhalten wird: ja daher hat er 18 noch jetzo die Fertigkeit, das Gute bloß um der wahrhaften Ehre willen zu tun, so ihm bey Verständigen daraus erwächst; und das Böse um der

wahrhaften Schande halber zu fliehen, die daraus entsteht, wenn kluge Leute daher Anlaß nehmen, ihn für einen Lasterhaften zu erklären.

Ich kann eine artige Probe davon nicht verschweigen, die er in seinem dritten oder vierten Jahre schon abgelegt. Auf einem Schirme, der in seiner Schlafkammer vorm Bette stand, waren allerley biblische Historien abgemalt. Wie er nun, seiner Neugierigkeit gemäß, einesmals fragte, was alle diese Bilder bedeuteten? so kam er auch endlich auf das eine, welches Potiphars Weib vorstellte, die den Mantel des flüchtigen Josephs in den Händen behielt. Als er nun sagen hörte, daß Joseph als ein frommer Jüngling bey dieser gottlosen Weibsperson nicht schlafen wollen, und lieber sein Kleid im Stiche gelassen hätte; weswegen er denn sehr zu loben wäre: Siehe so ward der kleine Philalethes, in seiner zärtesten Unschuld, so sehr dadurch gerührt, daß er den nächsten Abend nicht wie vorhin mit seiner Wärterin zu Bette gehen wollte, auch nach der Zeit durchaus nicht mehr dazu zu bringen war. Und das Artigste war die ernstliche Antwort, die er zu geben wusste, wenn man ihn nach der Ursache fragte: Weil nämlich jener fromme Knabe auf dem Schirme, auf den er dabey mit Fingern wies, auch nicht bey Potiphars Weibe hätte schlafen wollen.

Den andern durch seine Neigung zu Historien zum Guten zu lenken, verstatteten die Ältern nicht, daß ihm von dem Gesinde närrische Mährlein und andre abgeschmackte Possen erzählt wurden. Sie selber erzählten ihm anfänglich die leichtesten äsopischen Fabeln; hernach aber die biblische Geschichte, z. E. von Erschaffung der Welt, vom Brudermorde Kains,

von der Sündflut, von der Opferung Isaaks u.s.w. Kaum hatte man ihm diese und dergleichen andre Dinge ein paarmal vorgesagt, so konnte er sie selbst wiederholen; ja bisweilen mehr Umstände aus seinem eigenen Kopfe hinzu setzen, als er gehört hatte. Sonderlich wusste er die Geschichte von den Söhnen Jakobs und der Verkaufung Josephs, mit solchem Mitleiden und so kläglichen Worten zu erzählen, dass er selber sich der Tränen nicht enthalten konnte. Dieses kam vermutlich daher, weil Euphrosyne, seine Mutter, ihm diese Historie selbst mit einen so beweglichen Vortrag erzählt hatte: dass das zärtliche Gemüt des Knaben, durch das Unglück eines unschuldigen Kindes, welches sie ihm noch dazu auf einem Bilde mit seinem bunten Röckchen zeigte, aufs empfindlichste gerührt und zum Weinen war bewogen worden.

Schon in dieser zarten Kindheit suchte Sophronisfus seine Söhne von allen Aberglauben und aller unnötigen Furcht abzuhalten. Er ließ ihnen nichts von Hexen und Gespenstern vorschwatzen. Er nahm sie bisweilen bey der Hand und führte sie des Abends im Finstern durch etliche Zimmer; schickte auch bald diesen, bald den, etwas zu holen, was er seinem Vorgeben nach vergessen hätte. Dadurch wurden die Knaben so unerschrocken, dass sie sich bey dunkler Nacht eben so wenig als bey Tage fürchteten. Wenn es donnerte und blitzte, hub er sie auf ans Fenster und befahl ihnen, den Himmel anzusehen und acht zu geben, was der liebe Gott für ein helles Licht anzünden werde, und was er für einen herrlichen Ton, zur Offenbahrung seiner Macht und Herrlichkeit, werde erschallen lassen. Ja er befahl ihnen, zu 19

bedenken: was das für ein großer Herr seyn müsse, der solche wundersame Dinge zu seinen Diensten habe. Dadurch wurden nun die Gemüter der Knaben zwar zur Ehrerbietung gegen Gott, und zur Bewunderung seiner Werke; aber zu keiner knechtischen Furcht gewöhnt. Sie zitterten niemals, wenn das Ungewitter gleich noch so stark war: sondern liefen zum Fenster, um die seltsamen Wirkungen der Natur desto aufmerksamer zu betrachten.

Gegen das Gesinde, und unter einander selbst, gewöhnte er sie höflich und bescheiden zu seyn. Nicht das geringste Unrecht musste einer dem andern antun; sondern ein jeder ward bey dem, was ihm zukam, geschützt. Wer dem andern zuviel tat, musste ihm den Schaden erstatten, und ihm abbitten: und das war die ganze Strafe. Kein Mutwillen ward ihnen übersehen; sondern mit einem viertel- oder halbstündigen Stillsitzen oder Schweigen bestraft, welches in Gegenwart der Ältern aufs genauste beobachtet werden musste. So freundlich die Ältern mit ihnen umgiengen, wenn sie sich wohl hielten, so scharf waren sie, wenn sie übels getan hatten. Hier half keine Fürbitte der Hausgenossen, und kein Mensch musste gegen den Bestraften ein Mitleiden blicken lassen; damit er nicht denken könnte, dass ihm zu viel geschähe. Mit dem Gesinde mussten sie nicht viel zu tun haben; sondern mehrenteils um die Ältern seyn: bey welchen sie denn die Erlaubnis hatten, auch sogar bey Tische, mit aller Freyheit zu reden. Dadurch lernten dieselben nicht nur ihre Neigungen desto besser kennen; sondern hatten auch Gelegenheit, ihnen von tausend Dingen gute Begriffe beyzubringen. Fordern mussten sie fast gar nichts, sondern geduldig erwarten,

bis ihnen was gegeben ward. Und weil sie gewiss wussten, dass ihnen gemeiniglich das Geforderte abgeschlagen ward, so lernten sie ihre heftigsten Begierden bey Zeiten dämpfen. Überhaupt wurden ihre Affekten bey aller Gelegenheit unterdrückt. Oft habe ich gesehen, dass sie mitten im Weinen ganz still zu seyn, und keinen Laut von sich zu geben, ja wol gar freundlich auszusehen gezwungen worden. So schwer ihnen dieses angekommen; so nützlich ist es ihnen jetzo geworden: indem keine einzige Leidenschaft rechte Wurzeln bey ihnen fassen können.

In Speise und Trank wurden sie gar nicht zärtlich gehalten. Man ließ sie die härtesten Speisen genießen, wenn sie dazu Lust hatten; und ich habe oft gesehen, dass sie die gröbere Kost ihres Gesindes den besten Leckerbissen vorgezogen haben. Dadurch ist nicht nur ihr Magen zu allerley Nahrung gewöhnt, sondern auch ihre Leibesbeschaffenheit stärker und dauerhafter geworden. In Absehen auf die Kleidung sind sie auch nicht verzärtelt worden. Man hat sie vor Kälte und Hitze nicht gar zu sorgfältig in acht genommen; damit sie beydes gewohnt werden möchten: Darum fällt es ihnen auch jetzo nicht beschwerlich, eins oder das andre zu erdulden, ohne davon krank zu werden. Ich schweige von den Übungen des Leibes, wozu ihnen das Ball- und Kegelspiel, imgleichen das Wettlaufen in Gegenwart ihres Vaters oder Lehrmeisters, von Jugend auf dienen müssen: und wodurch ihre Gesundheit allezeit in gutem Stande erhalten worden. 20

Sechstes Blatt.

VI.

Themistokles, ein großer Feldherr in Athen, hatte vormals die Perser bey Salamina aufs Haupt geschlagen, und dadurch sein Vaterland von einem gefährlichen Feinde befreyt. Er wollte weiter fortfahren, dem gemeinen Wesen zu dienen; deswegen versammelte er seine Mitbürger und trug ihnen öffentlich vor: wie er einen Anschlag hätte, der gewiss der ganzen Republik vorteilhaft seyn würde. Doch, setzte er hinzu, die Sache will heimlich gehalten seyn; darum kann ich dieselbe nicht einem Jedweden anvertrauen. Wählt und ernennt mir also, aus euren Mitteln, einen wackern Mann, mit welchem ich darüber insgeheim zu Rate gehen kann.

Aller Athenienser einhällige Stimme fiel auf den Aristides, den allerredlichsten Bürger seiner Zeit; einen gerechten Mann und ehrlichen griechischen Patrioten. Themistokles eröffnete ihm sein Vorhaben, welches dahinaus lief: die ganze Flotte der Spartaner, einer andern griechischen Republik, die den Atheniensern gemeiniglich das Haupt zu bieten pflegte, in einem gewissen Hafen, wo sie damals beysammen lag, heimlich in Brand zu stecken, und dadurch die Macht dieser ihrer Feinde auf einmal zu dämpfen. Aristides hört diesen Vortrag an; er schüttelt den Kopf, und geht wieder in die Versammlung seiner Mitbürger. Jedermann ist begierig

zu hören, was er sagen wird. Ihr Athenienser, spricht er, Themistokles hat freylich einen sehr vorteilhaften Anschlag für euch: allein er ist zugleich so beschaffen, daß es nicht redlich und aufrichtig gehandelt seyn würde, wenn wir denselben im Namen unsrer Republik ins Werk richten wollten. Sogleich ward derselbe von den ehrlich-gesinnten Atheniensern, auf das bloße Wort dieses gerechten Mannes, verworfen, und man fragte ihn nicht einmal worinnen der erwähnte Anschlag eigentlich bestanden hätte?

Ich erzähle diese kleine Begebenheit hier deswegen, damit meine Leser die Ursache sehen mögen, warum ich den Lehrmeister, welchen Sophroniskus, mein Freund, seinen Söhnen vorgesetzt hat, mit dem Namen Aristides benennen werde. In dem ganzen Altertume fand ich Keinen, der diesem vernünftigen und tugendhafften Manne, an Redlichkeit und ehrlichem Gemüte, ähnlicher gewesen wäre, als dieser aufrichtige Athenienser. So schwach und kränklich er von Leibe ist; so stark ist er an Gemütskräften. Ein durchdringender philosophischer Verstand leuchtet aus allen 21 seinen Worten und Werken hervor. Sein wohlgesinntes Herz äußert sich in allem seinem Tun und Lassen. Er liebt Wahrheit und Tugend über alles; und verachtet dagegen Wollust, Stolz, Pracht, Falschheit, Geiz und Übermut. Schlecht und Recht ist sein Wahlspruch; den er aber mehr in der Tat an sich zeigt, als im Munde führt. Schmeicheln und Verstellen hält er für was Niederträchtiges, wodurch man, wie er redet, den Adel der menschlichen Natur beschimpft. Einem Jeden, der ihn um etwas befragt, sagt er seine Meynung sonder Vorbehalt heraus; und er hat das Herz, seine Meynung zu behaupten,

wenn sie gleich dem Fragenden unangenehm fallen sollte. Wenn dieses aber gleich geschieht; so gefällt doch einem Jeden seine Redlichkeit, womit er ohne Unterschied Freunden und Feinden die Wahrheit sagt: indem er weder an diesen das Gute tadelt; noch an jenen das Böse lobt. Ein solcher ist Aristides seinem Verstande und Willen nach.

Er ist aber auch gelehrt, das ist, sowol in Sprachen, Geschichten und freyen Künsten, als in höhern Wissenschaften erfahren. Er hat in seinen Akademischen Jahren die Weltweisheit zum Grunde seiner Gottesgelahrtheit gelegt, auch einige Erkenntnis der Rechte und Arzneykunst erlangt: weil er es einem sogenannten Gelehrten für höchst unanständig gehalten, in irgend einem Teile der Gelehrsamkeit ganz fremd zu seyn. Er versteht verschiedene alte und neue Sprachen, liebt aber keine mehr, als seine Muttersprache. Diese schreibt er auch so schön, daſs man schwören sollte, die Musen selbst hätten Deutsch geredet, und ihn darin aufs sorgfältigste unterwiesen. Seine Briefe sind voller Geist. Munterkeit und aufgeweckte Scherzreden, sind die Würze seiner ernsthaftesten Gedanken. Er weiß alle Schönheiten der alten Lateiner und neuern Franzosen in seiner Schreibart so glücklich zu verbinden, daſs man einen Plinius oder Voiture zu lesen glaubt, wenn man was von seiner Arbeit liest. Von der Poesie ist er ein großer Kenner: er schreibt auch artige Gedichte; doch liebt er mehr den freyen Ausdruck der ungebundenen Rede. Die gemeinsten Sachen bekommen durch seinen Vortrag ein neues Ansehen; denn seine Feder teilt allen Materien, damit sie sich beschäftigt, eine Menge ungemeiner Schönheiten mit. Kurz, seine ernstlichste Schrift ist

aufgeweckt, seine lustigste gründlich; seine Scherzreden sind lehrreich, und seine tiefsinnigsten Gedanken artig und deutlich.

Daraus entsteht seine seltene Gabe, im Unterrichte junger Leute. Niemals ist ein Mensch geschickter dazu gewesen, als dieser Aristides. Er erniedrigt seinen Verstand so lange, bis derselbe seinen Schülern nützlich wird. Er stellt sich ihnen gleich, um dieselben sich desto ähnlicher zu machen. Er ist freundlich, liebreich und geduldig im Unterweisen. Er bequemt sich der verschiedenen Fähigkeit seiner Schüler, und nimmt die Zeit genau in acht, wenn sie am geschicktesten sind, seine Lehren zu fassen. Niemals hat man ihn grimmig oder wütend auf ihre Fehler und Trägheit poltern gesehen. Er stäupte die Nachlässigen nicht; er bestrafte sie durch einen langwierigen Müßiggang: denn er entzog ihnen allen andern Zeitvertreib, bis sie selbst kamen und um ein Buch baten, sich dadurch die lange Weile zu kürzen. So wusste er Dasjenige seinen Untergebenen zur Wohltat zu machen, was ihnen sonst zur Marter wird. Kurz, Aristides kennt der Menschen Inwendiges: daher versteht er auch die Kunst, aus Kindern vernünftige Leute zu machen. 22

Zwey herrliche Proben davon, hat er an den Söhnen meines Freundes abgelegt. Sophroniskus hatte sehr viel Gutes von ihm gehört, als er für seine drey- oder vierjährige Knaben einen Lehrmeister suchte. Er lernte ihn selbst kennen, und fand in einem kurzen Umgange mit ihm: dass man ihm noch viel zu wenig von demselben gerühmt hatte. Ein solcher Kenner rechtschaffener Leute, als er, konnte sich an einem Menschen nicht betrügen, der von keiner

Verstellung was wusste. Und da er vernahm, dass derselbe geneigt sey, wackern Ältern in Auferziehung ihrer Jugend hülfreiche Hand zu leisten: so besprach er ihn selbst darum. Mein Herr, hieß es, ich suche einen Gehilfen in meiner Kinderzucht; weil ich mir nicht getraue, dieses so schwere Werk allein gebührend auszurichten. Gott hat mir ein paar Söhne gegeben, deren gutes Naturell mich sehr sorgfältig macht; dass ich es nicht etwa durch meine Schuld verwahrlose. Weil ich nun sehe, dass Sie alle Geschicklichkeit besitzen, mir in dieser schweren Pflicht behülflich zu seyn: so wünschte ich nichts mehr, als dass Sie dieselbe mir und meinen Söhnen widmen wollten. Sie sollen an mir keinen Mann finden, der den Lehrmeister seiner Kinder für einen seiner geringsten Bedienten hält. Da sey Gott für! Ich erkenne, wie wichtig meine väterliche Pflicht ist, davon ich Ihnen einen Teil auferlegen will. Meine Kinder sollen keinen Knecht, sondern einen Freund ihres Vaters zum Aufseher und Lehrmeister haben. Das Vertrauen, so sie zwischen uns bemerken werden, wird ihren Lehrer im Ansehn erhalten und unsre gemeinschaftliche Zucht desto gültiger machen. An Vergeltungen Ihrer Mühe soll es nicht fehlen: wiewol man treuen Lehrmeistern ihren Fleiß eben so wenig, als rechtschaffenen Ältern ihre Fürsorge und Liebe, vergelten kann. Hundert Taler will ich Ihnen jährlich an baarem Gelde zahlen; und an allen übrigen Notwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Leibes, sollen Sie, eben sowohl als ich selbst, versorgt seyn.

Aristides bewunderte die Weisheit, so sich von den Lippen meines Freundes hören ließ, und die tugendhafte Gutherzigkeit, die aus seinen Meynungen

und Absichten hervorstrahlte. Einen solchen Mann hatte er noch nirgends gefunden; aber ein solcher Mann musste es auch seyn, der ihn zum Lehrer seiner Jugend bestellen sollte.

Ihre Gnaden tun sehr wohl, war seine Antwort, dass Sie den Pflichten eines rechtschaffenen Vaters, so viel Ihnen möglich ist, ein Genügen zu tun beflissen sind. Und das Vaterland selbst ist Ihnen Dank schuldig, dass Sie ihm ein paar tüchtige Leute erziehen wollen, die durch Verstand und Tugend dermaleins seine Wohlfahrt befördern, und dem einbrechenden Verderben steuern werden. Ich meines Orts schätze mich glücklich, dass ein Kavalier von solcher Einsicht das Vertrauen zu mir hat, mir seine Jugend anzuvertrauen. Meine Neigung zwar würde mich treiben, dem gemeinen Wesen, nach dem Maße meiner Fähigkeit, selbst zu dienen, und meiner Landsleute Bestes, in Verwaltung öffentlicher Ämter, zu befördern. Allein meine kränkliche Natur, die zu keinen beschwerlichen Geschäften dauerhaft genug ist, hindert mich dieser meiner Neigung zu folgen. Ich habe derowegen schon einige Zeit her mich entschlossen, die wenigen Tage, so mir in der Welt bestimmt seyn möchten, in einer stillen und ruhigern Lebensart zuzubringen und, damit ich nicht, als ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft, meinen Mitbürgern zur Last würde; meinen Fleiß auf die Erziehung wohlgearteter 23 Knaben und Jünglinge zu wenden. Denn ich halte dafür, dass nach der redlichen Verwaltung wichtiger Ämter in der Republik, nichts edlers und rühmlichers sey, als die Vorbereitung solcher Leute, die dermaleins dem gemeinen Wesen, durch ihre Klugheit und Redlichkeit zu statten kommen werden. Um soviel

lieber ist es mir, daſs Eure Gnaden mir jetzo Gelegenheit an die Hand geben, meinen Vorsatz ins Werk zu richten. Ich stehe bereit, Ihnen zu gehorsamen. Sie haben mir Ihre Freundschaft versprochen; und dieses ist das Gröſzte, was ich hätte fordern können: ja auſzer dem ich weiter nichts brauchen werde. Denn was wird mir mangeln können, wenn ich einen so rechtschaffenen Mann zum Freunde haben werde? Befehlen Sie also inskünftige, was ich in meinem übernommenen Amte für Dinge zu beobachten habe.

Dergestalt war der Vergleich zu beyderseitigem Vergnügen getroffen. Aristides begab sich auf das Landgut meines Freundes, und ist schon funfzehn volle Jahre nicht anders als ein Bruder desselben angesehen und von Jedermann in Ehren gehalten worden. Er hat allezeit seiner Pflicht ein volles Genügen getan, auch soviel Dankbarkeit dafür genossen, daſs er sich nach keiner Veränderung gesehnt hat. Da er, seiner beständigen Unpäſslichkeit wegen, zum Ehstande niemals Lust gehabt; so ist er entschlossen, sein Leben vollends in dem Hause des Sophroniskus zuzubringen und, wenn es Gott gefallen wird, zu beschlieſzen. Philalethes und Euphrastus sind unter seiner Aufsicht erwachsen, und erkennen es selber schon, was sie ihm zu danken haben. Sie ehren ihn nächst ihrem Vater; lieben ihn aber auch als ihren treusten Freund. Sie sind niemals gern ohne seine Gesellschaft: weil sie ihn für keinen Zuchtmeister, sondern für einen liebreichen Gefährten ansehen. Mein Freund pflegt ihn jährlich mit einem Buche zu beschenken, davon er weiſz, daſs es seinem Geschmacke gemäſz ist. Neulich brachte er ihm die Ge-

schichte der Deutschen, eines wackern Gelehrten aus Leipzig, von der Messe daselbst, zum Geschenk mit: weil er leicht vermuten konnte, daſs ihm dieses treffliche Buch, nicht nur der Vollständigkeit und Ordnung halber, darinnen es die ältesten und dunkelsten Historien unserer Vorfahren vorträgt, sondern auch der anständigen und männlich-schönen Schreibart halber, gefallen würde. Zu gleicher Zeit ward sein ältester Sohn, mit Joh. Ad. Hofmanns unvergleichlicher Übersetzung des Ciceronischen Buches von der menschlichen Pflicht; der jüngere aber mit Benjamin Neukirchs erstem Bande der poetisch-übersetzten und erläuterten Begebenheiten des Prinzen von Ithaka Telemachs, und also beyde ihrer besondern Neigung gemäß, beschenkt. 24

Siebentes Blatt.

VII.

Da ich mir einmal vorgesetzt, die ganze Familie des Sophroniskus, im Anfange meiner Blätter, einigermaßen abzubilden; so kann ich wol Euphrosynens wohlgeratene Töchter nicht mit Stillschweigen übergehen: Zwey Frauenzimmer, die gewiss vielen tausenden ihres Standes und Alters zum Muster dienen können. Sophonisbe und Aretine will ich diese artigen Kinder nennen, die mehr Verstand als Jahre, und eben so viel Tugend als Schönheit an sich zeigen. Beyde sind von der Natur wohlgebildet, und von einer klugen Mutter wohlerzogen, das ist: von Gestalt angenehm, und von Sitten untadelich. Eine jungfräuliche Schamhaftigkeit ist ihnen ganz eigen; doch verbirgt sich unter diesem Namen, keine bäurische Blödigkeit. Ihre natürliche Munterkeit des Geistes macht sie beredt, aber nicht geschwätzig; und die Einsamkeit, darin sie auf dem Lande erwachsen, hat sie zwar bescheiden, aber nicht leuteschen gemacht. Wer zwischen Frechheit und Furchtsamkeit das Mittel treffen kann, der wird sich auch die Art ihres anmutigen Wesens ohne Irrtum vorstellen können.

In den bisher erwähnten Stücken kommen diese wohlgearteten Schwestern überein; sie sind aber sonst von einander so sehr unterschieden, als es, ohne das Obige wieder aufzuheben, immer möglich ist. Sopho=

nisbe ist eine vollkommene Schönheit. Ihre sechzehnjährige Jugend blüht weit anmutiger als Narzissen und Rosen, die allerschönsten Kinder des Frühlings. Ihren Körper hat die Natur weder zu groß noch zu klein gebildet, und scheint daran zum erstenmal das rechte Mittel getroffen zu haben. Alle Gliedmaßen desselben bedeckt eine zarte Haut, die einem schimmernden Silber darin ähnlich ist, daſs sie Perlen und Lilien beschämt. Die annehmlichsten Stellungen sind ihrem wohlgewachsenen Körper die natürlichsten; so daſs alles gekünstelte Wesen, und alle gezwungene Geberden denselben nur verunzieren würden. Ihr länglicht-rundes Antlitz ist eine Residenz aller Gratien. Die erhabene und helle Stirne zeigt nichts freches. Ihre munteren Augen lassen mehr Bescheidenheit, als Freyheit, an sich blicken. Eine beständige Schamröte schmückt ihr die vollfleischigten Wangen, und ein süßes Lächeln hat seinen Sitz auf ihren Lippen. Kurz, die Unschuld selber würde sich Sophonisbens holdselige Miene wählen, wenn sie uns Menschen sichtbar erscheinen wollte: indem weder ein sanftmütiges Lamm, noch eine friedfertige Taube, als die gewöhn- 25 lichsten Sinnbilder dieser Tugend, eine ähnlichere Abbildung von derselben geben können, als das huldreiche Angesicht dieses jungen Frauenzimmers.

Man verüble mir diesen Abriſs einer weiblichen Schönheit nicht; denn ich habe von der prächtigen Wohnung eines vernünftigen und tugendhaften Geistes einen Entwurf gemacht. So wenig Hochachtung ein engelschöner Körper verdient, wenn er von einer übelgearteten Seele belebt wird: so hoch ist Sophonisbens Schönheit zu schätzen; weil sie die würdige Behausung eines ungleich schönern Gemütes ist.

Hier zeugt das Äußerliche von dem Innern; denn wie ihre Gestalt ist, so ist auch die Beschaffenheit ihres Herzens. Sie ist keine eitle, wollüstige, stolze; sie ist eine unschuldige, züchtige, demütige Schöne. Aus ihrem ganzen Wesen leuchten diese drey verschwisterte Tugenden hervor, die gleichsam eine ungeheuchelte Gottesfurcht zur Mutter haben. In das Verborgene des Herzens kann ich zwar nicht sehen: aber es scheint zum Wenigsten, dass Sophonisbe nicht einmal was Böses denke. So gar ihre Träume sind so unschuldig, dass sie dieselben ohne einiges Bedenken erzählen darf. Sie ist andächtig im Verborgenen, fromm im Herzen, schamhaft in Worten, und tugendhaft in Werken. Gegen ihre Ältern erweist sie sich als ein gehorsames Kind, gegen ihr Geschwister als die liebreichste Gespielin, gegen ihre Verwandte und Bekannte als die gefälligste Freundin. Der Neid selbst kann an ihr nichts zu tadeln oder zu lästern finden.

Eins sollte ich fast vergessen, was ihr doch zu besonderem Ruhme dient; denn Sophonisbe ist auch ein gelehrtes Frauenzimmer zu nennen: teils weil sie es schon ist; teils weil sie es gewiss werden wird. Die französische Sprache hat sie bereits von einer geschickten Französin begriffen, die man ihr von Jugend auf gehalten. In der Geographie und Historie ist sie so vollkommen zu Hause, dass sie die Zeitungen mit völligem Verstande lesen kann. Sie liest auch sonst manch schönes Buch, sobald ihre Frauenzimmerarbeit und die Haushaltungsgeschäfte ihr Zeit dazu lassen. Aber keine Liebesbücher und Romane; sondern historische, moralische und geistliche Schriften sind ihr liebster Zeitvertreib. Dass sie eine schöne Hand schreibe,

ein nettes Klavier spiele, und artig tanze; darf ich nicht erwähnen: weil es nicht zur Gelehrsamkeit gehört. Aber das kann ich nicht übergehen, dass sie sich jetzo auf die Poesie zu legen angefangen und zuweilen ihre müßige Stunden, durch diese angenehme Beschäftigung, zu kürzen bemüht ist. Sie hat den Lehrmeister ihrer Brüder darinnen zum Anführer, der sie alle Schönheiten der Gedanken und Ausdrückungen kennen lehrt, und ihr die leichtesten Gattungen der Gedichte, ihren eigentlichen Regeln nach, bekannt macht. Ein so aufgeweckter Kopf als der ihrige ist, wird sonder Zweifel leicht darinnen fortkommen und durch artige Proben ehestens dartun, wozu ein Frauenzimmer vermögend ist, dem es weder an natürlicher Fähigkeit, noch an sattsamem Unterrichte mangelt.

Ihre Schwester, Aretine, ist eine Brünette, und gibt ihr, wie an Jahren also an Schönheit, nicht viel nach; übertrifft sie aber an Länge des Leibes: maßen sie etwa einer Hand breit höher ist, als dieselbe. Geht nun den Reizungen ihrer Bildung 26 etwas weniges ab, so ist sie desto ansehnlicher; sonst aber eben so zart von Haut, und eben so weiß von Farbe, ja eben so natürlich in Stellungen, Gang und Geberden als jene. Ihr Naturell ist etwas stiller, doch Sophonisbens Lebhaftigkeit ist hier durch eine leutselige Gelassenheit ersetzt, die sich durch ihre freundliche Demut bey Jedermann gefällig zu machen weiß. An Gottesfurcht und Tugend gibt sie ihrer ältern Schwester ohne dem nichts zuvor: und in der französischen Sprache sowol, als im Tanzen und Spielen, und allem Übrigen, was sie an Frauenzimmerarbeit gefasst, ist sie derselben so gleich, als

der Unterschied ihres Alters es zuläßt. Die Haushaltung bestellt sie mit jener wechselsweise; wodurch denn Euphrosyne eine merkliche Erleichterung spürt. In dem Studieren bezeigt sie keinen geringern Trieb, als jene: zumal da eine kleine Eifersucht sie anspornt, ihrer Schwester darin keinen Vorzug zu lassen. Mit einem Worte: Aretinen würde man für ein vollkommenes Frauenzimmer halten, wenn man Sophonisben nicht gesehen hätte.

Was Euphrosyne für eine Freude an diesen ihren Töchtern habe, kann sich vielleicht Niemand vorstellen, als der eben dergleichen, an seinen eigenen erlebt hat. Sie sieht gleichsam ihre verjüngten Eigenschaften allezeit vor Augen, und tröstet sich wegen ihrer mehr und mehr abnehmenden Gestalt, durch die anwachsende und täglich zunehmende Schönheit ihrer Kinder. An diesen sieht ein Jeder, was Sophronistus vormals an ihr geliebt; denn so gar an Liniamenten sind sie ihrer wohlgebildeten Mutter nicht unähnlich. Eitelgesinnte Mütter beneiden oft ihre Töchter, weil sie in Gegenwart derselben so viel Blicke der Mannspersonen verlieren, als die blühende Schönheit derselben ihnen abgewinnt. Ihre Eigenliebe ist also stärker als die mütterliche Zärtlichkeit. Hier aber ist dergleichen nicht wahrzunehmen. Euphrosyne will keine Mitbuhlerin, sondern ein Muster ihrer Kinder seyn: und zeigt ihnen, auch durch ihre nunmehr abnehmende Gestalt, daß eine so flüchtige Sache, als die schönste Bildung des Angesichtes ist, bey weitem nicht für das höchste Gut eines Frauenzimmers zu halten sey. Sie erzählt ihnen oft, wodurch eigentlich Sophronistus bewogen worden, ihr vormals seine eheliche Liebe anzutragen, und versichert sie, daß es

nicht ihre glatte Stirn, sondern ihre gute Gemütsart und ihr angenehmer Umgang gewesen sey. Dieses bewegt denn das junge Frauenzimmer, ihrer Schönheit halber nicht stolz zu werden; sondern dahin zu trachten, damit ihre guten Eigenschaften ihrer reizenden Gestalt den Vorzug streitig machen mögen.

Wie ihre Mutter den Traktat eines vornehmen fränzösischen Geistlichen de l'Education des Filles, oder von Auferziehung der Töchter, fleißig in die Übung zu bringen bemüht gewesen; so hat sie ihren Töchtern des berühmten Hern Dupuis Traktat, Instruction d' un Pere à sa Fille, geschenkt, und zum fleißigen Durchlesen empfohlen; welches auch von beyden nicht ohne sonderbare Frucht geschehen. Ihre Französin half ihnen, da sie der französischen Sprache noch nicht gewachsen waren, die schwersten Stellen erklären, und beantwortete ihnen die Fragen, so ihnen etwa dabey in den Sinn kamen. Sie sind dazu angehalten, sich selbst einen kleinen Büchervorrat zu sammeln, darinnen man denn mehrenteils solche Werke sieht, die entweder Frauenzimmer zu Verfasserinnen haben, oder doch dem schönen Geschlechte zu gefallen geschrieben worden. Dahin gehören so viel französische Poetinnen; darunter die Mad. Deshoulieres, von Barbier, von Scudery, imgleichen viele von der Mad. Dacier Schriften u. s. w. die berühmtesten sind. Von Deutschen aber gleichfalls verschiedene alte und neuere; davon mir jetzo nur Annen Ovenen Hoyers geistliche und weltliche Poemata vom Jahre 1650, Fr. Katharinen Reginen von Greifenberg, Freyherrin auf Seißeneg, Sieges-Säule der Buße und des Glaubens von 1675, Frauen Margarethen Susannen von Kuntsch sämtliche geist- und weltliche 27

Gediche, und Frauen Annen Rupert Fuchsin Gedichte, beyfallen. Von denen, die dem Frauenzimmer zu gefallen geschrieben worden, will ich nur des Abts Genest Principes de la Philosophie anführen, darinnen die hauptsächlichsten Lehren der Weltweisheit auf eine leichte Art, und zwar in Versen, vorgetragen sind. Ich behalte mirs aber vor, ehestens ein völliges Verzeichnis ihrer Büchersammlung einzurücken.

Euphrosyne hat die Gewohnheit, daß sie, täglich eine Stunde, von ihren Töchtern sich wechselsweise was vorlesen läßt. Dergestalt sind nicht nur etliche Reisebeschreibungen, Chroniken und andere Historienbücher, sondern auch von Scrivern, Lasseniussen und Müllern viel erbauliche Schriften durchgelesen worden. Jetzo ist sie mit des Abts Mosheim heiligen Reden beschäftigt, davon Sonntags Nachmittage allezeit eine gelesen wird: seitdem Sophroniskus dieses kleine, aber mit lauter Meisterstücken einer geistlichen Beredsamkeit angefüllte, Buch, als ein Geschenk für seine Töchter nach Hause gebracht. Einer jeden hat er einen Teil davon gegeben und zum gemeinschaftlichen Gebrauch angepriesen. Sie finden auch so viel Geschmack an dem Vortrage dieses großen Lehrers, daß sie es mehr als einmal durchlesen werden: indem sie mit gutem Grunde dafür halten, daß sie nicht sobald was Besseres in dieser Art zu gewarten haben.

Man sollte sich wundern, wenn man mich bisweilen mit diesen bisher beschriebenen artigen Töchtern meines Freundes sollte sprechen hören. Ich werde weder durch mein Alter, noch durch meine besondre Neigung genötigt, von Galanterien oder verliebten Torheiten mit ihnen zu schwatzen. Meine Jahre

erlaubens mir, etwas ernsthafter mit ihnen umzugehen, als junge Stutzer tun würden: welches mir auch soviel leichter ankommt, da ihre an sich selbst sehr mächtige Schönheit, durch die lange Gewohnheit, an mir unkräftig geworden. Ich habe sie nämlich in den Windeln gekannt und als Kinder aufwachsen gesehen. Da nehme ich nun von allen vorfallenden Dingen Gelegenheit, sie auf ernsthaftere Unterredungen zu bringen. Ich handle oft Fragen mit ihnen ab, die sich insonderheit für sie schicken: z. E. Welche Person recht liebenswürdig sey? Ob man nach dem Ehestande ein Verlangen tragen müsse? Ob es besser sey, jung als alt zu freyen? Welche Ehen die glücklichsten sind? Ob die Schönheit besser sey, als der Reichtum? Ob Klugheit und Tugend mehr oder weniger Hochachtung verdienen, als Gold und Silber? Wie weit sich der Kinder Gehorsam im Heiraten erstrecken müsse? Ob vernünftige Ältern ihre Kinder zwingen, Diesen oder Jenen zu heiraten? Und was dergleichen Dinge mehr sind. Ich ergötze mich allezeit über die muntern Antworten der ältern, und über die redlichen Absichten der jüngern Schwester. Ihre Mutter kommt bisweilen dazwischen und gibt entweder eine Zuhörerin ab; oder sie schlichtet den unter uns entstandenen Streit. Nicht selten erzählt man mir, was in diesem oder jenem Buche gestanden; oder ich selbst tue dergleichen: wenn ich was angemerkt habe, so sich für Frauenzimmer schickt. Und so verfließen uns oft etliche Stunden weit angenehmer, als wenn wir sie mit einem müßigen Lomberspiele verderbt hätten. 28

Achtes Blatt.

X.

Euphrosine, die Ehegattin meines Freundes, ist sehr sorgfältig in Auferziehung ihrer Töchter und lässt sich nichts mehr angelegen seyn, als dieselben in ihrer angebornen Unschuld und Tugend zu bekräftigen. Diesen ihren Endzweck zu erhalten, bedient sie sich keiner äußerlichen strengen Zucht, auch keiner außerordentlichen Schärfe. Sie weiß, dass aller Zwang der Ältern nicht zureichend ist, die bösen Neigungen der Kinder zu unterdrücken; und dass alle Aufsicht der Mütter vergebens ist, wenn eine Tochter selbst zu Ausschweifungen Lust hat. Hiernächst erkennt sie auch, dass eine erzwungene Keuschheit keine Tugend ist: weil man das Gute freywillig und mit Lust tun muss, wenn man Lob verdienen will. Sie sucht also vielmehr die Gemüter ihrer Kinder in einen rechten Stand zu setzen. Sie bemüht sich, ihren Herzen eine solche Liebe zur Schamhaftigkeit und Zucht einzupflanzen, dass sie hernach keiner fremden Aufsicht in ihrer Aufführung benötigt seyn mögen. Eine jede von denselben soll ihre eigene Aufseherin werden und sich vor Niemanden so sehr, als vor ihrem eigenen Gewissen, fürchten; dessen Gegenwart ihr gewiss allezeit unvermeidlich seyn wird.

Zu diesem Ende hat sie sich ohn Unterlass bemüht, den Verstand derselben wohl zu unterrichten.

Sie hat demselben diejenigen Grundsätze beygebracht, die nachmals zur Richtschnur ihres Wandels dienen können. Dahin gehört diese wohlgegründete Lehre: daſs eines jungen Frauenzimmers ganze Ehre in ihrer Zucht und Unschuld bestehe. Diese herrliche Wahrheit hat sie denselben nicht nur oft vorgesagt; sondern bey allen vorfallenden Gelegenheiten mit deutlichen Gründen und Exempeln lebendiger Personen dargetan. Daſs sie aber auch die Historien alter Zeiten zu diesem Ende geschickt angewendet, habe ich nur neulich aus einer augenscheinlichen Probe gesehen. Bey einem Besuche, den ich dieser klugen Hausfrauen abstattete, als eben mein Sophronißkus durch andere Geschäfte genötigt ward, mich eine Stunde von sich zu lassen, fand ich ihre beyden Töchter bey einem Buche sitzen, daraus ihnen ihre vernünftige Mutter etliche Blätter zu lesen vorgeschlagen hatte. Indessen daſs ich mit Euphrosynen etliche Worte gewechselt hatte, waren jene mit ihrer Historie zum Ende, und dankten ihrer Mama für die gütige Anweisung einer so schönen Geschichte. Ich konnte mich nicht enthalten nachzufragen: was es denn für eine merkwürdige Begebenheit wäre, die sie durchgelesen hätten; und ob es sich nicht tun ließe, mir dieselbe zu erzählen? Die Antwort fiel hierauf: Was sie beyde gelesen hätten, wäre zwar kein Geheimnis, und ich könnte es gar wol wissen: allein daſs sie mir solches erzählen sollten, das würde sich nicht wol schicken. Ich merkte sogleich, daſs eine löbliche Schamhaftigkeit es diesen artigen Kindern nicht erlaubte, mir zu willfahren: und wie man dieselbe allezeit zu erhalten Ursache hat, also nötigte ich sie nicht ferner etwas zu tun, was ihnen so bedenklich vorkam; bat mir aber selbst

das Buch auch, trat eine Weile ans Fenster und las die folgenden Historie. Ich rücke sie aber aus keiner andern Ursache in meine Blätter, als weil ich mir dieselbe Wirkung bey meinen Leserinnen davon verspreche, die bey den Töchtern Euphrosynens bereits gespürt worden.

In einer der besten Städte, so in der französischen Provinz Touraine liegen, war ein junger Prinz, aus einem sehr guten Geschlecht, von Jugend auf erzogen worden. Von der guten Gestalt, Anmut und Artigkeit und andern Vollkommenheiten desselben darf man nichts mehr sagen, als daß er damals seines gleichen nicht gehabt. In seinem funfzehnten und sechszehnten Jahre war die Jagd sein bester Zeitvertreib; so gar, daß er Hunde, Pferde und wilde Tiere weit lieber, als das schönste Weibesbild von der Welt ansah. So brachte er seine Zeit zu; bis er ungefähr eines Frauenzimmers ansichtig ward, die vormals in seinem Schlosse erzogen worden, aber nach dem Tode ihrer Mutter, nebst ihrem Vater und Bruder, in eine andre angränzende Landschaft gewichen, und daselbst völlig erwachsen war. Charlotte, so hieß diese Jungfer, hatte eine uneheliche Halbschwester, die ihr Vater überaus geliebt, und an einen Küchenschreiber des oberwähnten Prinzen verheiratet hatte. So bald ihr Vater gestorben war, fiel ihr das wenige Vermögen zu, was derselbe in der vorhin gedachten Stadt besessen; und sie begab sich nach seinem Tode wieder dahin, wo ihre Güter lagen. Es war nicht ratsam, daß sie als ein junges wohlgebildetes Frauenzimmer, welches schon im Stande war zu heiraten, in einem eigenen Hause allein wohnen sollte: derowegen begab sie sich zu

ihrer Schwester, der Küchenschreiberin, ins Haus, als zu welcher sie ein gutes Vertrauen hatte. Der Prinz sah nun, wie gedacht, diese wohlgestalte Brünette mit ganz andern Augen an, als er bis dahin alles andre Frauenzimmer angesehen hatte. Ihre Annehmlichkeiten schienen ihm ihren Stand zu übertreffen; denn man hätte sie eher für ein Fräulein oder eine Prinzessin, als für ein Bürgermädchen ansehen sollen. Da er noch niemals geliebt hatte, so empfand er bey diesem Anblick ein ganz ungewöhnliches Vergnügen; und als er nachfragte, wer sie wäre, vernahm er: daſs es eben dasjenige Mädchen wäre, das in seiner Kindheit mit seiner Schwester im Schlosse oftmals gespielt hätte. Er tat dieses der Prinzessin alsbald zu wissen, mit dem Ansinnen, die alte Bekanntschaft mit dieser Schönen wieder zu erneuern. Das geschah auch in der Tat. Charlotte ward zur Schwester des Prinzen gerufen und überaus wohl aufgenommen, auch gebeten, dieselbe öfters zu besuchen. So oft also einige Lustbarkeiten bey Hofe vorgiengen, so oft war Charlotte mit dabey; und je öfter sie der Prinz sah, desto mehr gefiel sie ihm: bis endlich seine Liebe in eine solche Flamme geriet, daſs sie nicht anders als auf eine verbotene Weise gestillt werden konnte. Denn da diese Schöne von weit schlechterm Herkommen war, als daſs er eine eheliche Zuneigung zu ihr hätte haben sollen: so ward seine Begierde allmählich ein Feuer, welches nicht anders als durch Schande und Laster auszubrechen drohte.

Ein vertrauter Edelmann des Prinzen muſste dem ehrlichen Kinde den Vortrag tun, den sein Herr selbst anzubringen keine Gelegenheit finden konnte.

Die tugendhafte Charlotte hörte denselben mit Zittern
38 und Entsetzen an und gab dem verdrießlichen Boten
mit der bescheidensten Miene zur Antwort: sie
könnte sichs nicht einbilden, dass ein so schöner und
wackerer Prinz sich die Mühe nehmen sollte, nach
einem so ungestalten Mädchen zu sehen. Er hätte
ja in seinem Schlosse eine solche Menge vollkommener
Schönheiten, dass er es nicht nötig hätte, dergleichen
anderwärts zu suchen. Sie hielt also dafür, dass er
ihr diesen Antrag von sich selbst und ohne das Vor-
wissen seines Herrn getan hätte. Als der Prinz
diese Antwort vernahm, ward seine vorige Liebe um
desto heftiger; und diese spornte ihn an, keine Mühe
zu sparen, bis er sein Unternehmen zum Stande
gebracht hätte. Er setzte sich also hin und verfertigte
ein Schreiben an seine Geliebte, darinnen er sie aufs
zärtlichste bat, alles Dasjenige zu glauben, was sein
Bedienter ihr von seinetwegen sagen würde. Unge-
achtet es ihr sehr leicht gewesen wäre, diesen Brief
schriftlich zu beantworten: so war doch alles Bitten
des Überbringers nicht vermögend, solches von ihr
zu erlangen. Ihr Vorwand war: es schicke sich für
Personen von so schlechtem Stande nicht, an Prinzen
Briefe zu schreiben; und dabey ersuchte sie den Edel-
mann, sie nicht für so töricht anzusehen, dass sie sich
einbilden sollte, der Prinz wäre ihr in der Tat so
gewogen, als er sie bereden wollen. Dächte er aber,
in Betrachtung ihres armseligen Zustandes, sie
bloß zu seinem Vergnügen zu misbrauchen; so be-
tröge er sich sehr in seiner Meynung. Sie hätte
nämlich ein so tugendhaftes Herz als die größte
Prinzessin von der Welt, und schätzte nichts so hoch
als ihre Ehre und ein unbeflecktes Gewissen. Sie

bäte ihn also, es ihr zu erlauben, daſs sie diesen Schatz lebenslang erhalten und mit sich ins Grab nehmen möchte: denn sie wolle viel lieber sterben, als diese ihre Gedanken ändern und, ihrer Tugend zum Nachteil, der Liebe vornehmer Herren Gehör geben.

Eine so strenge Antwort konnte dem verliebten Prinzen nicht sonderlich gefallen: doch ließ seine Neigung nicht nach; und er sann auf Mittel, dieselbe zu vergnügen. So oft man, nach Gewohnheit ihrer Kirche, in die Messe gieng, fand er sich nahe bey ihrem Stuhle ein, und sah sie weit eifriger an, als der andächtigste Verehrer seinen Heiligen. Kaum ward sie solches inne: so änderte sie ihren Stand, gieng auch gar in ganz andere und weit entlegenere Kirchen, als sie sonst gewohnt war. Nicht etwa, als wenn sie vor der Person des Prinzen einen Abscheu gehabt hätte: Nein, so närrisch war sie nicht, daſs sie seine angenehme Gestalt ohne Vergnügen hätte ansehen sollen. Sie wollte nur von ihm nicht gesehen werden; und da sie unfähig war, auf eine ehrliche und eheliche Weise von ihm geliebt zu werden: so wollte sie auch auf keine andere Art, aus Torheit und Üppigkeit, seiner Zuneigung genießen. Sie entzog sich sogar den öffentlichen Lustbarkeiten des Hofes; und wenn sie gleich allezeit dazu eingeladen ward, so war sie recht sinnreich, die wahrscheinlichsten Entschuldigungen zu erfinden, womit sie ihr Außenbleiben beschönigte. Als nun der Prinz sah, daſs er alle Mühe vergebens anwenden würde, wenn ihm nicht jemand zu seinem Vorhaben behülflich seyn möchte: machte er sich an seinen Küchenschreiber, bey welchem Charlotte im Hause war. Dieser machte

sich ein Vergnügen, seinem Herrn in einer so angenehmen Sache zu dienen. Er erzählte ihm täglich, was seine Schöne zu Hause gesagt oder getan hätte, und unterhielt dadurch nicht nur seine Neigung gegen dieselbe, sondern machte ihm auch mehr und mehr Hoffnung, durch seinen Beystand die Früchte derselben zu genießen.

Es mangelte nur an einer Gelegenheit, dabey der Prinz sich bequem in sein Haus begeben und seine Geliebte daselbst allein sprechen könnte. Daran konnte es aber nicht lange fehlen; weil insgemein nichts so reich an Erfindungen ist, als die Liebe. Eines Tages ließ der Prinz seine beste Stallpferde aufreiten, und machte sich selbst das Vergnügen, auf etlichen der mutigsten Hengste seine Geschicklichkeit in der Reitkunst zu zeigen. Er galoppierte durch die vornehmsten Gassen der Stadt; und als er vor die Tür seines Küchenschreibers kam, wusste er sein Pferd so zu regieren, dass es einen Seitensprung tat; er aber, wiewol ganz gemächlich, in eine ziemliche Pfütze fiel, und also seine Kleider mehr, als seinen Körper, beschädigte. Niemand wusste, dass dieses mit Fleiß geschehen war; darum lief ein jeder zu, dem Prinzen zu helfen. Er selbst stellte sich erschrockener, als er war; und als man ihm etliche Häuser in der Gegend vorschlug, wo er seiner Bequemlichkeit genießen und sich anders ankleiden könnte: wählte er das Haus seines Küchenschreibers, welches das Gelegenste zu seyn schien. Man führte ihn hinein; man wies ihm ein Zimmer an; und er legte sich, nach geschehener Auskleidung, in ein für ihn zubereitetes sauberes Bette. So bald die Bedienten davon gegangen waren, ihm eine reine

Kleidung zu holen, rief er den Wirt und die Wirtin zu sich, und fragte, wo Charlotte wäre? Es war aber fast nicht möglich, dieselbe zu finden; wiewol man alle Winkel des Hauses durchsuchte. Sobald der Prinz ins Haus gebracht worden, hatte ihrs ihr Herz schon gesagt, dass diese ganze Begebenheit ihretwegen angestellt wäre: deswegen hatte sie sich auf dem obersten Boden, an einem ganz heimlichen Orte, versteckt. Endlich fand man sie doch; und ihre Schwester ermahnte und bat sie, einem so tugendhaften und wackern Prinzen, der sie zu sprechen verlangte, ohne alles Bedenken ihre Aufwartung zu machen. Wie? meine Schwester, versetzte Charlotte, wollt Ihr, die ich doch für meine Mutter halte, mirs selbst zumuten, dass ich mit einem Prinzen sprechen soll, dessen Absichten leicht zu erraten sind? Doch ihre Schwester tat ihr so viel Versicherungen und soviel Verheißungen, sie nicht allein zu lassen, dass die unschuldige Kreatur sich endlich bereden ließ, mit ihr zu gehen. Sie trat also zum Prinzen ins Zimmer, aber mit einer Miene, die eher Mitleiden, als Begierde zu erwecken geschickt war.

Als sie der Prinz vor seinem Bette sah, fasste er sie bey der Hand, die vor Schrecken bebte und ganz eiskalt war. Charlotte, sprach er, haltet Ihr mich denn für einen so grausamen Unmenschen, dass ich ein Frauenzimmer durch meinen Anblick ermorden werde? Warum scheut Ihr Euch vor demjenigen, der doch nur Euren Vorteil und Eure Ehre sucht? Ihr wisst, dass ich an unzähligen Orten, und auf alle mögliche Weise, mit Euch zu sprechen, Gelegenheit gesucht habe; welches mir aber bis diese Stunde nicht möglich gewesen. Denn Ihr seyd allezeit vor

mir geflohen, und habt mir nicht einmal in der Kirche das Vergnügen gönnen wollen, Euch zu sehen; geschweige denn, mit Euch zu reden, mich Gelegenheit finden lassen. Allein seht: das alles hat doch nichts geholfen. Ich habe mich nicht zufrieden gegeben, bis ich hierher gekommen bin. Ihr wisst wol, durch was für Mittel solches geschehen. Ich habe mich in die Gefahr begeben, den Hals zu brechen, indem ich mich vom Pferde stürzte, bloß in der Absicht, Euch zu sprechen. Da ich nun durch soviel Mühe endlich so weit gekommen bin, dass ich Euch hier nach Wunsch angetroffen: so lasst doch dieses alles nicht vergebens seyn, sondern erlaubt es, dass ich durch meine so große Liebe gegen Euch, auch die Eurige gewinnen möge.

40 Das Übrige soll ehestens folgen.

Neuntes Blatt.

XII.

Charlotte, so lautet die Fortsetzung der neulichen Geschichte, hatte vor dem Bette des Prinzen ihre tränenden Augen noch nicht in die Höhe geschlagen. Er hatte zwar aufgehört zu reden; sie gab ihm aber keine Antwort. Er dachte sie derowegen durch Liebkosungen zu gewinnen: und wie er sie so lange bey der Hand gehalten hatte; also zog er sie jetzo allmählich näher zu sich und bemühte sich, sie küssend zu umarmen. Allein vergebens. Sie stieß ihn mit beyden Händen von sich und sprach: Nicht so, mein Prinz, nicht so! Was Sie suchen, das finden Sie hier nicht. Denn bin ich gleich gegen Sie nur für einen Erdenwurm zu achten; so liebe ich doch meine Ehre so sehr, daſs ich lieber sterben, als dieselbe schmälern wollte. Auch die aller empfindlichste Belustigung soll mich nicht dazu bewegen. Deswegen zittere und bebe ich eben, weil vielleicht Alle, die Sie haben in dies Haus kommen sehen, an diesem meinem festen Vorsatze zweifeln werden. Da es Ihnen aber beliebt, mir die Gnade zu tun, und mit mir zu sprechen: so werden Sie mirs auch vergeben, wenn ich Ihnen so antworte, wie meine Ehre es erfordert. So dumm und blind bin ich nicht, Gnädigster Herr, daſs ich die Schönheit und Annehmlichkeit, die Gott Ihnen verliehen hat, nicht sehen und erkennen sollte. Nein, ich halte diejenige für das glücklichste Frauen-

zimmer von der Welt, die einmal der Liebe eines solchen Prinzen genießen wird. Allein was ist mir damit geholfen, da dieses Glück für mich und für Personen meines Standes gewiſs nicht aufgehoben ist? Wenn ich mir nur ein Verlangen danach in den Sinn kommen ließe: so begienge ich schon die allergrößte Torheit. Was kann ich mir also wol für eine andre Ursache einbilden, die Sie bewogen hat, sich eben zu mir zu wenden, als diese: daſs dero Hofdamen, welche unfehlbar von Ihnen geliebt werden müssen, wo Sie nur Schönheit und Anmut lieben, so tugendhaft sind, daſs Sie von ihnen dasjenige nicht einmal fordern, geschweige denn vermuten dürfen, wozu mein niedriger Stand Ihnen Hoffnung macht. Ich bin fest versichert: wenn Sie bey Personen meinesgleichen Ihres Wunsches teilhaftig würden, so bekämen Sie eben dadurch eine neue Materie, Ihre Gebieterin ein paar Stunden von dero Siegen zu unterhalten, die Sie, zum Schaden solcher ohnmächtigen Kreaturen, davon getragen. Aber ich bitte Ihre Durchlauchten, zu erwägen, daſs ich von der Gattung gar nicht bin. Ich bin in einem Hause erzogen, wo ich gelernt habe, was die Liebe ist. Mein Vater und meine Mutter sind dero treue Bediente gewesen. 45 Weil mich also Gott zu keiner Prinzessin gemacht hat, daſs Sie mich zu Ihrer Freundin und Gemahlin machen könnten; so ersuche ich Sie untertänigst, mich nicht unter die Zahl der armseligen Weibsbilder zu setzen, die ihre Ehre in die Schanze geschlagen. Seyn Sie doch zufrieden, daſs ich Sie hochschätze und von Herzen wünsche, daſs Sie der glücklichste Prinz in der ganzen Christenheit seyn mögen. Wollen Sie aber Personen von meinem Stande zu Ihrem Zeit-

vertreibe haben: O Sie werden in unsrer Stadt unzählige antreffen, die ohne Zweifel viel schöner sind, als ich, und sich doch bey weitem nicht so lange werden bitten lassen. Halten Sie sich an solche Buhldirnen, denen es ein Vergnügen seyn wird, ihre Ehre zu verkaufen; und beunruhigen Sie diejenige nicht mehr, die mehr Sie, als sich selbst liebt. Denn wenn es Gott heute gefallen sollte, entweder Ihr Leben, oder das meinige zu fordern: so würde ich mich glücklich schätzen, das meinige für das Ihrige hinzugeben. Daſs ich dero Gegenwart fliehe, geschieht nicht aus Mangel der Liebe: Nein, es kommt bloß daher, weil ich unser beyder Gewissen gar zu sehr liebe. Ich bitte mir lebenslang dero Gnade aus, mein Prinz; wenn Sie mich anders derselben würdigen wollen: und ich werde Gott für dero hohes Wohlseyn und Gesundheit unaufhörlich anrufen. Es ist wahr, daſs die Ehre, so Sie mir jetzo angetan haben, mir unter meines gleichen Hochachtung genug zuwege bringen wird. Allein, welche Mannsperson von meinem Stande, werde ich wol künftig eines Anblickes würdigen, nachdem ich Sie mein Prinz gesehen habe? Dergestalt wird mein Herz in Freyheit bleiben und von keiner andern Pflicht was wissen, als die mir auferlegt, für dero Wohlfahrt zu beten. Denn, gnädigster Herr, dieses ist die einzige Gattung von Gehorsam, die ich Ihnen jemals leisten kann.

Eine so tugendhafte Antwort dieses liebenswürdigen Frauenzimmers war zwar dem Prinzen nicht nach seinem Sinne: doch die beängstigte Unschuld, die ihr aus allen Mienen und Geberden hervorleuchtete, und die holdseeligen Augen, die ihr in

währender Antwort ganz voller Wasser standen, ja zuweilen einige Tropfen die Wangen hinunter laufen ließzen, rührten ihm dergestalt das Herz, daſs er sich nicht enthalten konnte, sie so hoch zu schätzen, als sie es verdiente. Er tat zwar alles Mögliche, sie zu überreden, daſs er niemals eine Andre, als sie lieben würde: allein sie war so unbeweglich in ihrer Zucht und Schamhaftigkeit, daſs eine so unanständige Liebe ihr durchaus nicht gefallen konnte. Indessen waren die Bedienten des Prinzen mit seiner Kleidung aus dem Schlosse zurück gekommen: und ob sich dieselben gleich etliche mal melden ließzen; so befahl er doch allezeit, ihnen zurück zu sagen, daſs er schliefe. So angenehm waren ihm Charlottens Unterredungen. Diese dauerten nun so lange, bis die Zeit des Abendessens heran kam; welches er auf dem Schlosse durchaus nicht versäumen durfte: weil seine Frau Mutter eine sehr ordentliche und scharfe Dame war. Also verließz der Prinz das Haus seines Küchenschreibers, mit der gröszten Hochachtung für die Ehrbarkeit und Tugend dieses Frauenzimmers. Sie lag ihm unaufhörlich in Gedanken; und er redete mit seinem vertrauten Edelmanne fast alle Augenblicke davon. Und da derselbe, ihm zur Gesellschaft, in seiner Kammer zu schlafen pflegte: so giengen bisweilen halbe Nächte darüber hin; denn er verlangte von ihm immer neue Anschläge zu hören, wie er endlich zu seinem Zwecke gelangen könnte.

Geld wird mehr ausrichten als die Liebe: dachte dieser verschmitzte Ratgeber. Daher riet er dem verliebten Prinzen, ihr eine gute Summe anbieten zu lassen. Der Vorschlag gefiel dem Prinzen zwar; es schien ihm aber sehr schwer zu seyn, denselben ins

Werk zu richten. Er hatte sehr wenig Geld in Händen; denn seine Frau Mutter verwaltete noch alle seine Einkünfte. Doch entzog er seinen kleinen Belustigungen soviel er konnte; und entwendete sogar seiner strengen Aufseherin so viel, als es sich tun ließ. Er hatte endlich eine Summe von fünfhundert Talern zusammen gebracht; und diese gab er seinem Vertrauten, mit der inständigsten Bitte, keinen Fleiß, keine Mühe zu sparen, bis er Charlotten dadurch gewonnen hätte. Der Edelmann hatte selbst den Anschlag gegeben; also ermangelte er nicht, alle seine Künste anzuwenden. Er sprach das Frauenzimmer, so bald es sich tun ließ; er eröffnete ihr des Prinzen beständige Zuneigung; er zeigte ihr das ansehnliche Geschenk, so er ihr von seinetwegen zu überbringen hatte. Aber alles umsonst. Mein Herr, sprach Charlotte, ich bitte dem Prinzen zu sagen: mein Herz sey so züchtig und ehrliebend, daſs, wenn es jemals durch Versuchungen überwunden werden könnte, so müſste es allbereits durch seine Schönheit und Annehmlichkeit überwältigt worden seyn. Wo aber dieselben nichts haben ausrichten können, da würden gewiſs aller Welt Schätze nicht zureichen, etwas zu erlangen. Bringen Sie ihm also dieses Geschenk wieder zurück; denn eine ehrliche Armut ist mir tausendmal lieber, als alle Reichtümer, die ich mir bey dem Verluste meines guten Namens erwerben könnte.

Diese Härte ihrer unüberwindlichen Tugend brachte den Edelmann auf die Gedanken, sie durch Drohungen und Furcht zu bewegen. Er stellte ihr derowegen die Macht und Gewalt seines Prinzen vor, der sie, als eine seiner Untertanen, sich gar

nicht würde widersetzen dürfen. Hierzu aber lachte sie nur, und sagte: Dadurch mögen Sie Andre erschrecken, mein Herr, die den Prinzen gar nicht kennen; denn ich weiß, daß derselbe viel zu tugendhaft und ehrliebend ist, als daß dergleichen Vorstellungen von ihm herrühren sollten. Ja, ich bin versichert, daß er sie ganz verwerfen wird, wenn Sie ihm was davon erzählen werden. Aber gesetzt, es verhielte sich so, wie Sie vorgeben: So ist doch keine Marter, ja kein Tod zu ersinnen, der mich auf andre Gedanken bringen soll. Denn da, wie ich bereits erwähnt habe, die Liebe gegen ihn, mein Herz nicht geändert hat: so sollen hinfort alle Belohnungen und Strafen, die man mir vorhalten kann, mich keinen Fuß breit von dem Wege ablenken, den ich mir einmal erwählt habe.

Man kann leicht denken, mit was für Verdruß der Kammerjunker des Prinzen seinem Herrn die Antwort unsrer, seiner Meynung nach, so hartnäckigten Charlotten werde hinterbracht haben. Er hielt sichs selbst für eine Schande, daß er durch alle seine Mühe ihre Halsstarrigkeit nicht überwinden können: und würde also, aus Rachgier, dem Prinzen die gewaltsamsten Mittel anzuwenden geraten haben; wenn es bloß darauf angekommen wäre. Allein zum Teil wollte derselbe von keiner unvergönnten Art, sie zu überwinden, was hören: zum Teil musste er besorgen, daß eine solche Gewalttätigkeit viel Aufsehens machen, und gar seiner strengen Frau Mutter zu Ohren kommen möchte; deren Unwillen gegen sich zu erwecken, er billig ein Bedenken trug. Er unterstand sich also ferner nicht das Geringste zu unternehmen: bis ihm sein verschlagener Bedienter einmal ein so

leichtes Mittel vorschlug, davon er sich nichts anders einbildete, als daſs es ihm unmöglich fehl schlagen könnte. Der vorhingedachte Küchenmeister sollte hier wiederum hülfreiche Hand leisten. Es hatte derselbe vor der Stadt einen Weinberg und neben demselben ein angenehmes Sommerhaus, welches nahe an einem kleinen Lustwäldchen gelegen war. Auf Anstiften des Edelmannes, nötigte er seine Ehegattin nebst ihrer Schwester, sich ein Vergnügen zu machen, und der bevorstehenden Weinlese beyzuwohnen: wozu dann beyde gar leicht zu bereden waren. Als der Tag herankam, tat der Kammerjunker solches seinem Herrn zu wissen: und dieser faſste voller Freuden den Entschluſs, sich mit demselben ganz allein hinaus zu machen und daselbst Charlottens Liebe nach Wunsch zu genieſsen.

Die Maulesel wurden fertig gehalten, um zu bestimmter Zeit heimlich davon zu reiten. Allein von ungefähr trug sichs zu, daſs die Fürstin im Schlosse ein gewisses Vergnügen machte, wobey sie alle ihre Kinder zugegen haben wollte. Dadurch ward der Prinz wider seinen Willen so lange aufgehalten, bis die abgeredte Stunde verlaufen war. Der Küchenschreiber, dem drauſsen die Zeit lang werden mochte, suchte sich indessen mehr und mehr aufzuhalten. Seine Frau hatte sich zu Hause krank anstellen müssen, so daſs sie den Augenblick, als man schon aufsitzen wollen, ihm Nachricht geben lassen, daſs sie unmöglich würde mitfahren können. Dergestalt war er mit Charlotten ganz allein drauſsen, und es fehlte an nichts, als an der Ankunft des Prinzen. Doch als es Abend werden wollte, und derselbe sich nicht einfand, sprach der Küchenschreiber

zu seiner Gefährtin: Wir werden uns wol wieder in die Stadt begeben können. Wer hindert uns daran, versetzte Charlotte? Ich dachte, der Prinz würde etwa heraus kommen, erwiderte der Erste; weil er mirs versprochen hatte. Auf den dürft Ihr nicht länger warten, mein Bruder, gab sie zur Antwort: denn ich weiß gewiss, dass er heute nicht kommen wird. Das glaubte der Küchenschreiber; und also fuhren sie zurück.

Kaum waren sie zu Hause angelangt, als Charlotte ihn seiner Gottlosigkeit halber auf das schärfste zur Rede setzte. Sie verwies ihm sein boshaftes Gemüt, welches sich, um eines schnöden Gewinnstes willen, zu einer so niederträchtigen Kuppeley hätte gebrauchen lassen; zumal sie versichert wäre, dass alles auf sein und des Kammerjunkers Angeben, ohne die Schuld des Prinzen, wäre angestellt worden. Ja von Stand an räumte sie sein Haus, als in welchem sich ihre Tugend hinführo nicht sicher sah. Sie tat ihrem Bruder den ganzen Handel zu wissen, welcher auch kommen und sie mit sich in seine Provinz nehmen musste. So war aber dem Prinzen auch der letzte Anschlag mislungen; und ob es ihn wol anfänglich sehr schmerzte; so dass er sie auch vor ihrer Abreise in einer Gesellschaft noch einmal deswegen zur Rede setzte und es ihr verwies, dass sie ihren Schwestermann verlassen wollte: So gab er sich doch endlich zufrieden, und beschloss, einer so tugendhaften Person nicht ferner nachzustellen.

Alle diese Proben einer so beständigen Zucht und Ehrbarkeit waren indessen einem von den Hofbedienten des Prinzen bekannt geworden und hatten ihm so wohl gefallen, dass er in kurzer Zeit diese

tugendhafte Charlotte heiratete. Ungeachtet sie wider ihren Freyer nichts einzuwenden hatte: so wollte sie doch ihr Wort nicht ohne des Prinzen Erlaubnis von sich geben. Diese war nun leicht zu erhalten; und durch diese Heirat geriet sie in den glücklichsten Ehstand, den sie sich hätte wünschen können: zumal sie darinnen von dem Prinzen eine besondre Gnade und vielfältige Zeichen einer fürstlichen Wohlgewogenheit lebenslang genossen. 48

Zehntes Blatt.

XV.

Weil ich das ganze menschliche Geschlecht für eine einzige Familie ansehe, so geht mir alles zu Herzen, was darinnen merkwürdiges vorgeht. Die entlegensten Teile des Erdbodes sind eben sowol von meinen Blutsverwandten bewohnt, als die allernächsten. So bald ich von neuen Völkern, von neulich erfundenen Ländern oder mitten im Meere entdeckten Inseln was lese oder reden höre: rufe ich vor Freuden aus: Abermal eine neue Abteilung meines Geschlechts! Abermal habe ich neue Blutsfreunde kennen gelernt, von welchen ich bisher nichts gewusst! Ich belustige mich also an dem Durchblättern aller Reisebeschreibungen. Kein Volk ist so entfernt, so barbarisch, so wild, so übelgeartet; dass ich nicht seine Beschreibung mit einigem Vergnügen lesen sollte. Ich finde überall die Spuren eben derjenigen Natur, die ich selbst an mir habe; einerley Fähigkeiten, einerley Unvollkommenheiten, einerley Neigung zum Guten und Bösen, einerley Leib und Seele. Es ist wahr, dass ich auch zuweilen die menschliche Natur in einer großen Verderbnis antreffe: allein dieses verwandelt meine brüderliche Liebe gegen dieselbe nicht in Hass oder in Abscheu, sondern in Mitleiden. Es jammert mich, dass ein so edles Wesen, als meine Geschlechtsverwandte sind, ihrer eigenen Vortrefflichkeit so wenig wahrnehmen; und ich wünsche nichts mehr, als dass

es in meinen Kräften stünde, ihnen etwas erhabenere Gedanken von sich selbst beyzubringen.

Dieser Tage ist mir eine vor hundertundzwanzig Jahren geschriebene englische Reisebeschreibung vorgekommen, darinnen ich eine Erzählung von einem recht seltsamen Volke angetroffen habe. Wie damals die Schiffahrt schon zu ihrer größten Vollkommenheit gediehen war; also bemühten sich auch die Seefahrenden noch mit größerem Eifer, neue Länder zu erfinden, als jetzo: weil die Entdeckung der neuen Welt ihnen noch im frischen Andenken schwebte. Dieses bewog nun auch einen mutigen Engländer, eine Reise in den südlichen Teil der Erdkugel zu tun. Er sah, daß die Landkarten von vielen unbekannten Mittagländern Meldung taten, ohne daß noch von den Eigenschaften und Einwohnern derselben die geringste Nachricht vorhanden war. Dieses munterte ihn auf, dahin zu segeln und sowol seine eigene Neugierigkeit zu stillen, als die Kenntnis von unsrer Erdkugel desto vollkommener zu machen. Das Schiff, worauf er sich mit seinen Gefährten ins Weltmeer wagte, hatte den Namen Phantasie: vielleicht weil man ihn mit seiner Einbildung auslachte und ihn für einen Phantasten hielt, da er sichs in den Sinn kommen ließ, neue Völker zu entdecken. Ich werde aber die ganze Erzählung sehr ins Kurze bringen, und nur das Merkwürdigste davon meinen Leser mitteilen. 57

Die Abreise geschah aus England. Man schiffte Spanien und Portugal glücklich vorbey und segelte längst den afrikanischen Küsten immer gegen Mittag zu. Man erreichte nach und nach die glückseligen Inseln, die Küste Monomotapa und endlich das Vorgebirge guter Hoffnung. Nach einer genugsamen

Versorgung mit allen Notwendigkeiten, segelte man mit dem ersten guten Winde, gerade nach dem Südpole zu. Als sie etwa hundertundsechzig bis siebenzig Meilen geschifft seyn mochten — wie sie aus der beobachteten Polhöhe abnehmen konnten, welche von der Pohlhöhe um II Grad unterschieden war — entdeckten sie voller Freuden die ersten Bergspitzen des längst gewünschten und bis dahin unbekannten Mittaglandes; fanden auch bey völliger Annäherung eine bequeme Anfurt, daran sie landen und also ihre Augen teils an der Beschaffenheit des Landes selbst, teils an seinen Einwohnern vergnügen konnten.

Was die Beschaffenheit des Himmels, der Jahreszeiten, Luft und Witterung anlangt, so fanden sie daselbst fast alles eben so wie wir Europäer in England, Holland, Deutschland und Frankreich es zu haben gewohnt sind; angesehen jenes Land eben so weit jenseit der Linie gegen Mittag liegt, als wir diesseits derselben gegen Norden wohnen. Den Erdboden fanden sie überaus fruchtbar; und die ganze Gegend ward von den Einwohnern in 2 besondre Landschaften, nämlich in Pamphagonien* und Yvronien** eingeteilt. Von den wunderbaren Gattungen der dasigen Tiere merkt er nur einen großen Vogel an, mit Namen Ruc, der einen Elephanten in seinen Klauen aufheben und davon tragen kann. Alle übrige Tiere sind wegen des fruchtbaren Bodens so fett, daß sie, ihrer Langsamkeit halber, ohne Mühe mit den Händen gehascht werden können: auch kein Vogel ist vermögend über ein hohes Haus oder einen mittelmäßigen Hügel zu fliegen. Die Fische sind

* Freßland.
** Saufland.

sowol in Meeren als Strömen so fraßbegierig, dass sie Schockweise herzu gelaufen kommen und gleichsam um die Wette anbeißen, so bald sie einen Angel ins Wasser fallen sehen. Die Häfen dieses Landes sind zwar voller Schiffe; allein die Kaufmannschaft daselbst erstreckt sich nur in die verschiedenen Provinzen dieses Pamphagonischen Landes; und alle Waren, die eingeschifft und verführt werden, sind lauter Esswaren, welche auch durch bloßes Tauschen, ohne allen Gebrauch des Geldes, überall verhandelt werden. Alle Bäume sind daselbst fruchtbar; denn Erlen, Weiden, Linden, Tannen und andre dergleichen haben die Einwohner gänzlich ausgerottet.

Die Hauptstadt in Pamphagonien Artocreopel*, ist ein großer und volkreicher Ort, aber schlecht angelegt und sehr unansehnlich von Gebäuden. Ein tiefer Graben umgibt nicht nur die Mauern, sondern fließt auch durch alle Gassen der Stadt, auf welchen Kanälen denn eine unsägliche Menge solcher Wasservögel, als bey uns Enten, Gänse, Schwäne, Wachteln und Wasserhühner sind, herumschwimmen. Die Mauern der Stadt bestehen nicht aus Steinen, sondern aus lauter Gebeinen toter Tiere, die mit lauter Mehl und Eyerweiß, an statt des Kalkes, zusammen gebacken sind. Das Geschütz, so auf denselben steht, ist aus großen Markknochen verfertigt, welche um so viel geschickter dazu sind, angesehen die Ochsen in diesem Lande weit größer wachsen als bey uns Europäern. Die Häuser sind in der Stadt nicht hoch, aber die Türen derselben und überhaupt alle Straßen sehr breit. Vor keiner Türe sieht man Stufen oder Treppen, weil die Einwohner sich sehr

* Pastetenburg.

vor dem Falle fürchten; und dieses kommt zum Teil
58 daher, weil sie täglich trunken nach Hause kommen.
Niemand hat die Freyheit, in der Stadt zu wohnen,
als dessen Handtierung etwas zum Essen und Trinken
beyträgt. Die Ackersleute, Müller, Schmiede, Böttcher
und Töpfer müssen sich auf den Vorstädten und
Dörfern behelfen, bis sie einen Bauch von gewisser
Dicke bekommen haben; alsdann erlangen sie erst das
Artocreopolitanische Bürgerrecht. Von Köchen, Bäckern
Fleischern und Gastgebern sind nicht nur alle Gassen
und Winkel voll; sondern aus ihrer Zahl werden
auch die Ansehnlichsten in den Rat der Stadt gewählt.
Zu dieser Wahl wird, nach den ältesten
Grundgesetzen der Republik, nicht auf ihren Reichtum,
großen Bart, oder Verstand, sondern auf ihre Bäuche
gesehen. Je dicker und fetter also einer wird, desto
höher steigt er; so, daß bisweilen Leute aus dem
niedrigsten Pöbel in wenigen Jahren bis zu der
Bürgermeisterwürde gelangen können. Denn diese
Würde ist nicht beständig bey Einem; sondern kann
jährlich verloren werden, sobald an dem gewöhnlichen
Wahltage, einer gefunden wird, der dem regierenden
Oberhaupte an Fettigkeit zuvor gekommen. Die
Prüfung geschieht durch einen heiligen Gürtel, den
alle um den bloßen Leib tun müssen. Die Gassen
sind durchgehends mit glattem Marmor gepflastert;
und das zwar deswegen, damit die Ratsherren sich
desto bequemer in ihre Versammlungen und wieder
zurück können schieben lassen. Denn es ist zu merken,
daß sie weder zu Fuße zu gehen, noch zu fahren,
noch sich tragen zu lassen gewohnt sind. Hingegen
haben sie gewisse Stühle, die auf kleinen Rädern
stehen und auf einem ebenen Boden leicht fortge-

schoben werden. Da sieht man denn oft einen Rats-herrn, der mitten im Ratschlagen eingeschlafen, so leise nach Hause bringen, dass er nicht einmal davon aufwacht.

Die Stadt ist ganz rund, und hat vier Tore in deren jedem gewisse Amtleute sitzen, die sie Buscadores nennen. Ihre Pflicht ist, acht zu geben, dass nicht früh Morgens jemand ungegessen zur Stadt hinaus-gehe, welches sie an den Leibern sehr genau zu be-urteilen wissen; und zu verhüten, dass niemand mit leeren Händen oder Taschen wieder eingelassen werde. Wenn ein solcher ertappt wird, der entweder nüchtern ausgegangen, oder nichts Essbares mit nach Hause gebracht, wird er um eine doppelte Abendmahlzeit gestraft. Monatlich werden öffentliche Gastmahle ge-halten, wobey alle Ratsherren unausbleiblich er-scheinen müssen, um nach aufgehobener Tafel von den wichtigsten Sachen zu ratschlagen. Denn unge-sättigt darf niemand seine Stimme geben, wo sie was gelten soll. Vom Konfekte macht man den Anfang im Essen: weil sie es für töricht halten, des Allerbesten alsdann erst zu genießen, wenn man schon satt ist, folglich nur sehr wenig davon zu sich nehmen kann. Die kleinern Tiere als Schafe, Ziegen, Schweine, Lämmer u. d. g. werden nicht zerstückt sondern ganz aufgetragen: und kürzer als sechs Stunden bey Tische zu sitzen, würde ein großes Verbrechen heißen. Deswegen hat ein jeder in seinem Stuhle alles bey der Hand, was er zu seiner Be-quemlichkeit braucht, damit er nicht unter der Mahl-zeit aufstehen und hinaus gehen dürfe. Wenn sie von einander gehen sollen, das muss der Sitten-richter anordnen. Man hat nämlich eine Tür an

dem Saale, dadurch eine nüchterne Person von ihrer Gattung gemächlich herein kommen kann. Will nun jemand Abschied nehmen, so versucht es der Sittenrichter, ob er auch durch diese Tür kommen könne. Geht es nicht an, so ist es gut, und er wird durch eine breitere heraus gelassen. Kann er aber noch durchkommen, so muss er sichs gefallen lassen, noch länger da zu bleiben, und so lange zu essen und zu
50 trinken, bis er nicht mehr da hinaus kommen kann.

Ihre Gärten sind nicht zur Lust, sondern bloß zum Nutzen angelegt: daher kann man fast keinen Fuß breit gehen, ohne auf lauter Rüben, Spargel, Zwiebeln, Rettige, Gurken, Salate und Melonen zu treten. Ein Hospital ist außer der Stadt für diejenigen erbaut, die entweder die Wassersucht, oder Gicht, oder Engbrüstigkeit bekommen: und diese Leute werden nicht nur auf der Stadt Kosten verpflegt, sondern auch in besonderen Ehren gehalten. Wer aus Unvorsichtigkeit im Kauen seine Zähne verloren hat, wird in die Schlurfinsel verbannt, wo lauter Zugemüse gegessen wird. Hat sich jemand von den Vornehmsten zu Tode gefressen: so wird er den Knechten zu verzehren übergeben; weil sie es für unbillig halten, dass ein solcher Bissen, der aus den leckerhaftesten Speisen zusammen gewachsen ist, vor die Hunde gehen sollte. Es gibt also unter ihnen zwar Knechte; aber sie werden frey gelassen, sobald sie einen Bauch von gewisser Dicke aufweisen können. Als etwas Merkwürdiges berichtet der Verfasser, dass er ein prächtiges Gedächtnismal oder eine Ehrensäule gesehen habe, die man bey dem Grabe eines gewissen berühmten Fressers aufgerichtet, der im ganzen Lande nicht seines gleichen gehabt; auf dessen Exempel die

Ältern ihre Kinder fleißig zu verweisen pflegen, um sie zu einer löblichen Nacheiferung aufzumuntern.

Was sonst die Gewohnheiten dieser Stadt anlangt, so grüßt man auf der Straße niemanden, als dessen Kinn bis mitten auf die Brust, der Bauch aber bis auf die Knie herunter hängt: denn alle übrigen sieht man als schlechte Leute an, die keine Hochachtung verdienen. Keine Jungfer wird für mannbar gehalten, bis man nach einer genauen Untersuchung befunden, daſs sie bey einer kleinen Neigung des Hauptes, mit der Fettigkeit ihres Unterhalses die Brüste halb bedecken kann. Fast alles geht nackend: bloß die obrigkeitlichen Personen und andre Beamte kleiden sich mit den Fellen solcher Tiere, die sie selbst, und zwar bey einer einzigen Mahlzeit, verzehrt haben. Niemand geht indessen aus, ohne ein Messer und einen Löffel am rechten Arme hängen zu haben. Über der Brust tragen sie einen Lappen, damit die Tropfen und kleinen Bissen, die etwa im Essen herunter fallen, nicht verloren gehen können. Zu Künsten und Wissenschaften sind sie durchgehends ungeschickt, außer zum Kochen, Braten und Backen, welches ihre ganze Gelehrsamkeit ausmacht. Sie haben eigene Professoren bestellt, die auf ihrer Akademie, welche die Akademie vom guten Geschmack heißt, die Jugend in allen Dingen, die zum Essen und Trinken gehören, fleißig unterweisen muſs. Der Autor hat selbst über einige Überbleibsel von den Schriften des bekannten Römers Apicii, öffentlich lesen hören, auch weitläufige Bibliotheken gesehen, die aus lauter Kochbüchern bestanden. Das Zeughaus der Republik ist mit lauter Töpfen, Schüsseln, Tellern, Löffeln, Messern, Gabeln und Bratspießen von unzähligen Gattungen angefüllt,

die nach ihren Größzen und Figuren in eine schöne Ordnung gestellt sind. Die Ärzte sowol als alle Katzen und Hunde sind auf ewig aus dem Lande verbannt und ausgerottet; jene, weil sie durch die Regeln der Diät wider die Grundgesetze des Staats sündigen: diese aber, weil sie Fleisch fressen, und also den Einwohnern in ihrer Nahrung Eintrag tun würden. Die Sparsamkeit ist sonst bey ihnen so groß, dass sie auch die unverdauten Körner, die sie in dem Kropfe der geschlachteten Hühner und Tauben finden, sorgfältig aufheben und den lebendigen noch einmal hinstreuen. Wer irgend eine Speise bey sich verderben und umkommen lässt, muss am Pfahle stehen; es wäre denn Wildpret, welches nicht eher gegessen werden muss, als bis es schimmlicht, riechend und würmigt geworden. Von der andern Provinz Hyronien werde bey andrer Gelegenheit Nachricht
60 geben.

Elftes Blatt.

XVI.

Der Seltsamkeiten des neulich beschriebenen Pamphagoniens sind so viel, dass ich noch etliche nachholen muss, die in dem letztern Papiere nicht Platz finden konnten. Etwa zehn Meilen von Artocreopel liegt eine freye Stadt, mit Namen Ucalegonium*. Ein bequemer Ort, der auf einem hohen Felsen gelegen ist, auch keinen andern Zugang hat, als von der einen Seite, da man in einem Korbe, vermittelst einer Winde hinaufgezogen und hinunter gelassen wird. Die Einwohner haben auf ihrer Höhe alles, was sie bedürfen, im größten Überfluss; und um das, was sie nicht haben, bekümmern sie sich auch nicht. Ihre Felder tragen alles von sich selbst; und eine gewisse Art von Vögeln trägt zu dem Baue ihrer Nester so viel Reiser zusammen, dass die Einwohner Holz genug haben, ihre Küche damit zu versorgen. Sonst legen sie nicht nur eine Menge von Eyern, die sehr gut zu essen sind: sondern ihr Fleisch ist auch sehr nahrhaft, und von angenehmem Geschmack. In der Stadt wird gar kein Künstler oder Handwerker gefunden. Die Arbeit ist daselbst was Unerhörtes. Kein Ucalegonier tut was Ernsthaftes oder Beschwerliches. Schlafen, Schwatzen, Essen, Trinken, Spielen, ist ihr beständiger Zeitvertreib. Die Reichern und Vornehmern halten sich

* Hans Ohnesorgen-Stadt.

gemeiniglich etliche Bediente, davon der eine ihnen des Morgens, wenn sie aufstehen, ganz leise und gemächlich die Augenlider aufmachen, der andre in währender Mahlzeit mit einem Fliegenwedel Luft zu wehen, der dritte die Bissen zerschneiden, und in den Mund stecken muss u.s.w. Das ist aber auch ihre ganze Arbeit. Diese freye Stadt hat zur Bundesgenossin Stertonium*, einen Ort, der eben solcher Freyheiten geniesst: wo aber die Leute täglich 18 Stunden im Schlafe begraben liegen, die übrigen 6 nur zu Tische sitzen. Ihr Schlaf soll so tief seyn, dass sie nicht einmal durch Schläge und Wunden aufgeweckt werden können. Von dem Schnarchen der Schlafenden möchte man fast taub werden.

Das ganze Pamphagonische Reich hat allgemeine Grundgesetze, danach sich alle seine Einwohner richten müssen. Vor den Schlosse des Großherzoges, welches mehr Fenster hat als Tage im Jahre sind, wiewol es nur ein einziges Stockwerk hoch ist, steht vorn eine hohe Säule, daran eine große Tafel hängt. Auf derselben stehen mit schönen güldenen Buchstaben folgende Gesetze geschrieben.

I. Wer entweder allein oder gar nicht isst, soll am Leben gestraft werden.

61

II. Wer eine volle Schüssel fallen lässt, oder was daraus verschüttet, soll das Verschüttete kniend von der Erde aufessen.

III. Wer des Morgens vier Stunden nüchtern bleibt, soll zu Mittag doppelt so viel essen als ein andrer.

IV. Wer da sagt, dass er keinen Appetit habe, soll für unehrlich gehalten werden.

* Schnarchenburg.

V. Wer den Mund voll hat, darf nur mit Geberden und Mienen Antwort geben.

VI. Wer sich den Bauch zu fest gürtet, soll so lange essen, bis der Gürtel zerreißen muſs.

VII. Wem bey Tische der Magen aufstößt, soll es durchaus nicht verhalten; vielmehr soll derjenige, der das Aufstoßen am lautesten und männlichsten hören läſst, bey der nächsten Mahlzeit oben an sitzen.

VIII. Wer insgeheim iſst, soll angesehen werden als wenn er gar nicht gegessen hätte; weswegen alle Mahlzeiten entweder auf öffentlicher Straße, oder doch bey offenen Türen und Fenstern gehalten werden sollen.

IX. Wer gar zu sehr an den Knochen nagt, dem soll man einen oder, nach Gelegenheit, mehr Zähne ausschlagen.

X. Wer des' Lasters der beleidigten Majestät schuldig befunden wird, soll Zeit währender Untersuchung seines Verbrechens ins Gefängnis gelegt, und wenn er überwiesen worden, in die Insel der Hungerleider verbannt werden.

Das Gefängnis dieses Staats ist ringsum an allen Wänden mit den allerleckerhaftesten Speisen bemalt. Man sieht lauter volle Schüsseln, Früchte, und solche Personen dabey abgeschildert, die mit der größesten Begierde essen. Durch ein Gitter kann der Gefangene in den Saal sehen, wo die Ratsglieder beysammen essen; muſs aber in währender Zeit seiner Gefangenschaft fasten: welches ihm eine ärgere Marter ist, als die peinliche Frage; auch die Beklagten leichter zum Bekenntnisse ihres Verbrechens zwingt,

als alle Foltern der Henkersknechte. Mit der Hunger-insel aber hat es diese Bewandnis. Sie liegt an der einen Ecke Pamphagoniens, unter dem 54. Grad südlicher Breite oder Pohlhöhe. Ihr Erdreich ist steinigt, bergigt und so unfruchtbar, daſs sie nicht einmal Gras trägt. Hin und her stehen zwar einige Bäume, aber lauter unfruchtbare, kleinblättrige und halb verdorrte. Es ist hier fast gar kein Unterschied der Jahreszeiten zu bemerken; außer daſs Schnee und Eis den Winter von allen übrigen unterscheidet. Niemand begibt sich also freywillig hierher; nur die Verbannten werden gezwungen, darauf Hungers zu sterben. Sie sehen alle blaſs, gelb und mager aus: ihre Haut ist verschrumpen; ihre Angesichter sind runtzlich; und ihre Lippen können kaum die Zähne bedecken. Etliche sehen sich genötigt vor Hunger Fliegen zu fangen; andre graben in der Erde, um Wurzeln oder kleine Würmchen zu finden; darüber sie sich nicht selten in die Haare geraten. Sie verbinden sich zuweilen unter einander, alle neuankommende Verbannte zu überfallen und sie lebendig aufzufressen, welches sie auch wirklich vollziehen; es wäre denn, daſs sie ihnen entweder zu stark wären, oder schon so mager ankämen, daſs nichts als Haut und Knochen an ihnen zu finden seyn würde. Ein entsetzliches Tier irrt in den dasigen Gebirgen herum, dessen Namen in unsrer Sprache etwa Nimmersatt, 62 oder Nüchtermagen heißen könnte: Dieses sucht überall Fraß; und weil es fast nichts finden kann, so bellt und heult es so laut, daſs die Täler und Berge davon wiederschallen.

Das Reichswappen in Pamphagonien ist ein Strauß, der ein Stück Eisen verschlingt, mit der

Überschrift Digera & Impera: d. i. Verdaue, so wirst du herrschen. Ihre Religion besteht sonderlich in der Verehrung des vorhin schon erwähnten Vogels Ruck. Denn sie halten dafür, daß die unsichtbare Gottheit sich jährlich in Gestalt dieses ungeheuren Habichts offenbare. Sie mästen derowegen die größten Gattungen der Tiere ihres Landes auf einen gewissen jährlichen Festtag, an welchem sie dem Ruck opfern. Es erscheint ihnen derselbe mit einem Gefolge von unzähligen Adlern, Geyern, Raben, Krähen, Habichten, und andern dergleichen Vögeln die Fleisch fressen, und verzehrt die geschlachteten Tiere fast in einem Augenblicke. Sie erwarten diese Ankunft kniend und freuen sich, wenn sie von weitem das Geräusch der Flügel, und das Geschrey des ganzen Schwarmes hören. Dieser kommt dann wie eine finstre Wolke angezogen und fällt auf das Opfervieh, bey großem Frohlocken der abgöttischen Pamphagonier. Ruck, als der Anführer, wählt sich zuerst was ihm an besten ansteht: ein paar fette Ochsen, oder einen Elephanten. Die andern folgen ihm, und alsdann fliegen sie wieder davon. Was sie übrig lassen, wird auf derselben Stelle von den Zuschauern verzehrt, welches sie als eine heilige Speise ansehen. Sie überladen sich aber zuweilen den Magen dergestalt, daß sie hernach etliche Monden vor allem Fleische einen Abschen haben.

Aus ihren ältesten Geschichten ist zu merken, daß vor vielen Jahrhunderten ein gewisser großer Riese, mit Namen Omasius, dieses Land, welches sonst Frugonien geheißen, mit Kriegesmacht überzogen, bezwungen, die alten Einwohner ausgerottet, und sein Reich daselbst gegründet habe. Dessen Seele

soll, nach dem Vorgeben der heutigen Pamphagonier, in den Vogel Ruck gefahren seyn, und darum verehren sie ihn als ihren Gott. Ich sage: als ihren Gott; denn sie machen mehr aus ihm, als die Türken aus ihrem Mahomet, den sie nur einen großen Propheten nennen. Das Begräbnis desselben ist noch zu sehen, und ein herrliches Grabmal hat folgende Überschrift, die zwar schon halb verloschen ist, aber von dem Verfasser meiner Reisebeschreibung dergestalt ergänzt worden.

OMASIVS
FAGONIAE DVX
DOMINVS VICTOR PRINCEPS DEVS
HIC IACEO
NEMO ME NOMINET FAMELICVS
PRAETEREAT IEIVNVS
SALVTET SOBRIVS
HAERES MIHI ESTO QVI POTEST
SVBDITVS QVI VVLT
HOSTIS QVI AVDET
VIVITE VENTRES ET VALETE!

Deutsch läßt sich diese Grabschrift etwa so geben: Hier liege ich Omasius, ein Herzog, Beherrscher, Überwinder, Fürst und Gott von Fagonien. Kein Hungerleider nenne mich, kein Ungegessener gehe vorüber, kein Nüchterner grüße mich. Mein Erbe sey, wer da kann; mein Untertan, wer da will; mein Feind, wer sichs unterstehet. Lebt, ihr Bäuche, und gehabt 63 euch wohl!

Nunmehro überlasse ich meinen Lesern das Urteil, was von einer so ungearteten und übelgesitteten Nation zu halten ist. Ich weiß wol, daß es vielen unglaublich vorkommen wird, daß dergleichen Volk

wirklich in der Welt vorhanden seyn sollte. Allein dafür kann ich nicht. Ich habe dieses alles erzählt, wie ich es in meiner neulich angezogenen Reisebeschreibung gefunden habe, und ich berufe mich auf meinen Mann. Hat nach diesem Engländer sonst niemand eine Reise in dieses seltsame Mittagsland unternommen: so ist die Ursache leicht zu erraten. Was hätten unsre Seefahrer aus einem so wunderbaren Lande holen sollen? Gold und Silber, Tee und Kaffee, Gewürze und Spezereyen und künstliche Manufakturen gibt es daselbst nicht. Womit hätten sie also handeln sollen? An Eßwaren hat unser gesegnetes Europa so wenig einen Mangel, daß wir noch andern Weltteilen von unserm Überflusse mitteilen könnten. So hat sichs denn der Mühe nicht verlohnt, mit einer so ungeschlachten Nation ein Gewerbe anzufangen; und daher ist es vielleicht gekommen, daß sich nach der Zeit niemand mehr die Mühe genommen, in dieses Mittagsland eine Reise zu unternehmen, welche doch zu nichts anderm, als zur Befriedigung eines neugierigen Gemütes, hätte dienen können.

Ich meines Teils trage mit den guten Pamphagoniern ein herzliches Mitleiden. Ihr tägliches Wohlleben dünkt mich, eine der menschlichen Natur ganz unanständige Sache zu seyn. Was ist es Edles, sich unaufhörlich bis oben an vollzufüllen? Was ist es Hohes für ein vernünftiges Geschöpf, seinen Wanst zu mästen, und seine Vortrefflichkeit nach dem Umfange seines Bauches zu schätzen? Erstickt nicht das Edelste was ein Mensch besitzt, ich meine die Vernunft, bey dem unmäßigen Gebrauche der Speisen? Und kann wol ein Fünkchen Verstand bey denjenigen

übrig bleiben, die sich zu Sklaven ihrer Zunge machen? Der Magen ist da der Herr über den ganzen Menschen, und der fräßige Schlund tyrannisiert über das Herrlichste unter allen sichtbaren Wesen. Die große Bequemlichkeit der Ucalegonier ist was höchst schändliches. Erdschwämme und unbewegliche Klötze sind sie zu nennen; nicht aber lebendige Tiere, geschweige denn Menschen. Ihre Zeit verstreicht ihnen mit lauter Dingen, deren sich ein vernünftiges Wesen gern überhoben sehen möchte, wenn es ihm möglich wäre. Was soll ich von den Siebenschläfern aus Stertonium sagen? Nichts mehr, als daß sie noch elender daran sind, als die übrigen; folglich auch mehr als die andern zu bedauern sind.

Glücklich sind unsre Landsleute, die vernünftigen Europäer, die von jenen Pamphagoniern wie Tag und Nacht unterschieden sind. Sind unsre Länder nicht so fruchtbar als jene; so fehlt es uns doch an nichts, was zu unserm Unterhalte dient: Ja wir haben Ursache, der ewigen Weisheit zu danken, daß sie uns solche Reizungen zur Faulheit und Üppigkeit entzogen hat. Vernunft und Tugend herrscht Gottlob! unter uns. Die Seele hat vor dem Körper den Vorzug, und wir fragen niemals, wie groß der Bauch, sondern wie groß der Verstand eines Mannes sey? Diesen verehren wir, diesen schätzen wir großer Belohnungen und der höchsten Ehrenämter würdig. Unselige Pamphagonier! wann werdet ihr uns Europäern, die wir doch eure Brüder sind, ähnlich werden!

Zwölftes Blatt.

XVIII.

Ehe und bevor der Verfasser meiner Reisebeschreibung von der andern Provinz des von ihm neu entdeckten Mittagslandes Nachricht gibt; bittet er seine Leser um Vergebung, dass seine Erzählung etwas unvollständig geraten werde. Er entschuldigt sich deswegen mit einer seltsamen Gewohnheit der Yvronier, die ihn verhindert hat, sich bey Tage in ihre Städte zu wagen. Die Bürgermeister derselben sollen so höflich seyn, dass sie alle Fremde, gleich unter den Toren, mit einem guten Trunke bewillkommen und eine ziemliche Anzahl von Kannen Wein Bescheid zu tun nötigen; welche sie denn unumgänglich austrinken müssen, wo sie nicht für Feinde der Republik gehalten werden wollen. Diese Ehre hat unsern Geschichtschreiber abgeschreckt, sich bey Tage unter die gastfreyen Yvronier zu wagen. Die Landschaft überhaupt soll grösser und reicher als Pamphagonien selber seyn, und dem deutschen Reiche, samt den Niederlanden, fast gleich kommen. Der Wein wächst daselbst in unglaublicher Menge. Alle Felder und Berge sind voll davon; ja selbst die Zäune an den Landstrassen hängen voll der schönsten Trauben, die allen ungarischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Weinen an Geschmack und Kraft vorgehen. Die Luft ist hier nass und hitzig; daher der Wein so gut gerät. Die Einwohner

sollen in ihrer Jugend sehr lebhaft und witzig seyn, so dass man nirgends mehr frühzeitige Köpfe antrifft als hier: Im Alter hergegen sollen sie desto dümmer und vergesslicher werden, ja bisweilen ihre eigne Namen nicht mehr wissen.

Ich übergehe die besondre Einteilung des Landes, welches aus drey kleinen Provinzen: Oenotrien, Zythenien und Lupanien, bestehen soll. Ich schweige auch von den kleinern Städten, die der Verfasser meiner Geschichte im Vorbeygehen angemerkt. Ich eile vielmehr zur Hauptstadt des Landes mit Namen Ampelona, in Oenotrien, an dem Flusse Licoris gelegen, welcher ein so süsses Wasser in seinen Ufern führt, dass es fast allem unserm Getränke vorzuziehen ist. Derselbe umgibt die Stadt von der Westseite; gegen Osten aber ist sie mit einer Mauer von lauter Fässern umgeben, die, wie die Schanzkörbe auf Festungen, neben einander gesetzt und mit einander verbunden sind. An dem äußersten Tore steht ein ganz ungeheurer Eimer, welchen man den Gastbecher nennt, auf dessen Handhabe die Worte stehen sollen: Sauf, oder packe dich. Wer herein kommt, muss denselben entweder ausleeren, oder sich vor die Obrigkeit stellen und seiner Halsstarrigkeit wegen Red und Antwort geben. Über dem Haupttore steht das Wappen der Stadt, nämlich ein Fuß, an welchem eine dicke Blutegel hängt, mit der Beyschrift: Non nisi plena. Nicht anders als voll.

Wer in die Gassen der Stadt kommt, der sollte sich fast einbilden, dass er in einen Weinberg käme. Denn man sieht auf beiden Seiten nichts anders, als lauter grüne Wände; weil die Mauern aller Häuser bis auf die Dächer mit Weinreben überzogen

sind. Auf dem Markte hängen an ehernen Ketten die verschiedenen Kannenmaße, die nach den Grundgesetzen der Republik daselbst eingeführt sind. Die Einwohner gehen alle nackt, ohne daß sie sich etliche Weinreben mit breiten Blättern um den Leib und ums Haupt wickeln, wie wir Europäer den Bachus zu malen pflegen. Dieser ist auch die Gottheit, so sie bey ihren Gastmahlen verehren. Sie setzen eine Abbildung desselben mitten auf den Tisch; und weil sein ganzer Körper hohl gemacht ist, so füllt ein Priester denselben mit einem Eimer Wein an, welcher durch eine kleine Röhre am Unterleib beständig, aber etwas langsam ausläuft: und weil sie nicht aufhören sich anzufüllen, bis derselbe ganz ausgelaufen ist, so dient ihnen dieser Götze gleichsam zur Sanduhr. Ein jeder Tischgenosse hat ein paar Gefäße neben sich stehen, darin er den Überfluß des genossenen Getränkes auf beyderley Art wieder von sich lassen kann. Bey diesen Mahlzeiten hält man mehr auf gesalzene als auf süße Speisen. Würste und Schinken, Heringe, gesalzne Fladen und andre dergleichen Dinge sind ihre besten Leckerbissen; weil sie zum Trunke reizen. Sie haben auch eine Gattung von Wurzeln, die sie zwischen der Mahlzeit anzünden, und deren aufsteigenden Rauch sie mit offenen Mäulern auffangen: bloß weil er scharf auf die Zungen beißt, die Gaumen trocknet, und ihnen also Appetit zum Trinken macht.

Bey diesen Umständen ist es dann kein Wunder, wenn die Becher fein fleißig und gleichsam um die Wette eingeschenkt und ausgeleert werden. Sobald sie dieselben nur vom Munde rücken, werden sie schon wieder von den Bedienten ergriffen und von neuem angefüllt: Wo nicht, so erhebt sich sogleich ein

Klingen, welches sie teils mit den Messern, teils mit den Bechern selbst, so helle zu machen wissen, daſs einem Fremden die Ohren davon gellen. Wer dem Andern Eins zubringt, hebt erst an zu singen; und die übrigen stimmen mit rauhen Hälsen so wohlklingend ein, als wenn junge Wölfe und Hunde durch einander heulten. Wenn die Mahlzeit vorbey ist, geht nach ihrer Redensart das Heiltrinken an. Es ergreift Einer ein ziemlich groſses Trinkgeschirr, füllt es bis oben an, fällt auf die Knie, und ruft mit lauter Stimme: Heil sey dem groſsen Cagastrius, Groſsfürsten von Pamphagonien und Pyronien! Hierauf setzt er an, holt wieder einmal Atem, fährt weiter fort, seufzt etliche mal, und vollendet es endlich mit einem lauten Aufstoſsen des überfüllten Magens. Alle Andren folgen ihm in ihrer Ordnung nach und bezeigen durch ihre vergnügten Geberden, daſs sie es mit ihrem Landesherrn, oder vielmehr mit dem Weinbecher, sehr gut meynen. Sogleich steht ein Andrer mit einem neuen Becher auf und ruft: Heil uns, Heil euch, Heil unserm berühmten Ampelona! Kaum hat auch der seinem Nachbar ein gutes Exempel gegeben; so hebt schon wieder Jemand an, den vornehmsten Ministern ihres Groſsherzogs zum Heile, ein drittes auszubringen, u. s. f. Hierauf werden ihnen allen gleichsam die Zungen gelöst. Der Eine singt, der Andre lacht, der Dritte erzählt was, mit groſsem Geschrey. Dieser klopft auf den Tellern und Bechern; Jener läſst mit etlichen Glocken, die in 70 dem Zimmer hängen, seiner Geliebten zu Ehren, oder zum Heile, wie sie reden, ein betäubendes Geläute machen; als welches bey ihnen an statt unsrer Pauken und Trompeten gewöhnlich ist. Noch ein

Andrer, dem etwa was Widerwärtiges begegnet ist, erinnert sich seines Verdrusses, und flucht dabey, dass alle hunderttausend Millionen schwarze Götter (wodurch sie vielleicht die bösen Geister meynen) ihren Feind in unzählige kleine Stücke zerreißen möchten.

Wenn sie nach Hause wollen, welches ordentlich nach Mitternacht erst zu geschehen pflegt, haben sie eine artige Erfindung, ihre Häuser auch im Finstern zu finden. Ein jeder Gast bindet einen langen Faden an die Tür seines Hauses, und kommt mit dem andern Ende desselben bis in Gasthaus, bindet sichs daselbst um den Hals, und geht hernach, wenn er gleich berauscht ist, wie ein andrer Theseus, seinem Geleitsmanne sicher nach; bis er endlich mit dem Kopfe an seine Tür stößt. Oftmals geschieht es, dass böse Buben, oder auch die Weiber der zu Gaste geladenen Männer, die Ende der Fäden mit einander vertauschen, und sie an die Türen ihrer Nachbarinnen binden. Da kommen denn des Nachts ganz unrechte Leute zusammen. Aber alles, was etwa dabey Unrichtiges vorgehen möchte, zieht folgenden Tages nichts weiter, als ein Gelächter der ganzen Stadt, nach sich; weil sie dafür halten: alles was man betrunken tut, sey nicht für strafbar zu achten.

Ihren Kindern zur Übung werden jährlich an gewissen Festtagen besondre Spiele gehalten. Man hat einen großen runden Tisch auf öffentlichen Markt gesetzt, und auf demselben stehen rings die Zahlen von I. bis XV. nach der Ordnung geschrieben. Auf jede von diesen Zahlen wird ein volles Glas gesetzt! und im Mittelpunkte des Tisches ist ein sehr beweglicher Kreisel, wie der Zeiger einer Uhr, befindlich. Diesen muss nun die hoffnungsvolle Ampelonische

Jugend, doch nur zwischen dem sechsten und sechszehnten Jahre, vom Ältesten bis zum Jüngsten, nach der Ordnung umdrehen. Man gibt jedesmal acht, wo der umlaufende Zeiger endlich stehen bleibt, und sieht, was unter dem dadurch angewiesenen Glase für eine Zahl steht; denn soviel Gläser muss derjenige trinken, der den Kreisel angestoßen. Ein Schreiber steht dabey und merkt fleißig an, wieviel ein jeder Knabe dergestalt trinkt; und wenn die Reihe durch ist, geht es von Neuem an, bis alle und jede trunken und schläfrig, ja halb tot auf dem Markte niederfallen. Wessen Sohn zuletzt nüchtern bleibt, oder doch noch auf den Füßen steht, wenn alle andre schon schlafen, dem wird von der ganzen Stadt Glück gewünscht; und der Sohn selbst bekommt, wegen seines Wohlverhaltens, auf das nächste Jahr einen schönen Weinberg zu nutzen.

Fast gleiche Bewandnis hat es mit den Erwachsenen, welche unter sich einen Ritterorden vom goldenen Fasse gestiftet haben. Wer in denselben gelangen will, muss sich im Trinken vor Andern hervorgetan und als einen rechten Helden erwiesen haben. Der Großherzog ist selbst ihr Ordensmeister, und erteilt diese Würde Keinem, als der ein gewisses goldnes Gefäß, so auf dem Ampelonischen Rathause steht, in einem Tage ganz allein austrinken kann, und in seiner Gegenwart die Probe davon macht. Diese Ritter haben nachmals die Ehre, auf ihren Gastmahlen oben an zu sitzen, und die Macht, Andern vorzuschreiben, wie und was sie trinken sollen. Die Poeten dieser Nation ermangeln nicht, solchen neuerwählten Rittern zu ihrer Erhebung unzählige Glückwünschungsgedichte zu überreichen; die aber mit

Zoten und abgeschmackten Possen angefüllt seyn müssen, 71
dafern sie Jemandem gefallen sollen. Darauf legen sie sich also, und sind um alle übrige Zierrate der wahren Poesie unbekümmert. Wer unter ihnen am lustigsten schreibt, das ist der Beste; die Einfälle mögen noch so ungereimt, die Verse noch so ungeschickt, und die Ausdrückungen noch so unrichtig seyn: Woher es dann auch kommt, daſs ihre barbarische Sprache zu keiner Lieblichkeit gelangen kann. Ein einziger wahrer Poet soll einmal unter ihnen aufgestanden seyn: Allein, wie der Verfasser berichtet, so ist er, aus Armut, vor Hunger gestorben. Diese Stadt hat nebst dem ganzen Yvronien folgende Grundgesetze:

I. Was man nach Tische verspricht, das darf man nicht halten.

II. Die Trinkgeschirre müssen entweder ganz voll, oder ganz ledig auf dem Tische gefunden werden: Bey wem ein halb volles bemerkt wird, der hat die Gesellschaft geschimpft.

III. Was einem zugebracht wird, das muſs auf eben die Art beantwortet werden; als es ihm zugebracht worden: Wers nicht tut, soll zwey Tage Durst leiden.

IV. Wer ein volles Gefäß fallen läſst oder vergießt, soll das Vergossene von dem Boden auflecken.

V. Ein Trunkner, der einen Nüchternen schlägt oder beraubt, geht frey aus; ein Nüchterner aber, der solches einem Trunkenen tut, wird hart bestraft.

VI. Wer dem Großfürsten mit trockenem Munde Heil anwünscht, ist des Lasters der beleidigten Majestät schuldig.

VII. Wer im Aufstehen von Tische geradezu und ohne Taumeln geht, wird um sechs Becher Wein bestraft.

VIII. Wer dem Andern im Zorne den Becher nach dem Kopfe wirft, soll den nächsten Tag keinen Tropfen zu trinken bekommen.

IX Wer seinen Mitbürger einen Dieb oder Ehebrecher schilt, geht frey aus: wer ihn aber einen Feind vom Trunke nennt, soll vor Gericht gezogen werden.

X. Wer Wasser in Wein mischt, soll drey Tage lauter Wasser trinken.

XI. Welcher Fremde drey Tage in der Stadt bleibt, soll dem Bachus opfern.

XII. Wer bey dem Bachus schwört, und den Eyd bricht, soll ersäuft werden.

72 Das übrige soll nächstens folgen.

Dreyzehntes Blatt.

XIX.

In eben derselben Nacht, da der oft erwähnte Verfasser meiner Reisebeschreibung die merkwürdigsten Dinge in Ampelona besichtigt, ist das Unglück geschehen, daß einer von den Vornehmsten der Stadt, dessen Haus auf einem erhabenen Orte gestanden, zum Fenster hinaus gefallen und auf der Stelle tot geblieben. Dieses hat ihn nun bewogen, das Begräbnis desselben abzuwarten und die Ampelonischen Gebräuche bey dergleichen Begebenheiten wahrzunehmen. Die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen versammelten sich in Gestalt der Mohren; denn sie hatten sich alle die Haut des ganzes Leibes pechschwarz überstrichen, welches ihre Art, die Toten zu betrauern, seyn soll. An statt der Weinkränze hatten sie wilde Kastanienblätter um die Häupter und Leiber geflochten. Die Leiche ward auf keinem Wagen geführt, auch auf keiner Bahre, sondern auf einem halbleeren Fasse getragen. Das Grab war nicht sowol eine trockene Höhle, als ein Brunn voller Wein, in welchen sie den Körper, das Oberste zu unterst hinunter stürzten. Ein jeder Leichenbegleiter hatte seine Flasche bey sich, und nachdem er dem Toten auf eine sanfte Ruhe, zu guter Letzt Eins zugetrunken, so goß er das Übrige in das feuchte Ruhekämmerlein, und gieng vergnügt zurück. Die seltsame Todesart des Verstorbenen, der nämlich im

Trunke das Fenster für eine Tür angesehen und sich also hinaus gestürzt, hat ihm ein besonders Ehrenmahl in dem Tempel des Bachus zuwege gebracht; und den Poeten ist ein Fass Wein ausgeboten worden, welches derjenige haben sollte, der die beste Grabschrift auf diesen weyland großen und wohlverdienten Mann verfertigen würde.

Ehe der dritte Tag herangekommen, hat sich mein Reisender wieder bey Nacht aus der Stadt machen müssen, damit er nicht genötigt werden möchte, dem Bachus öffentlich zu opfern; als welches ihm ohne Zweifel sein Leben würde gekostet haben. Ein guter Freund, den er von ungefähr daselbst angetroffen, hat ihn davor gewarnt, und ihm zugleich den Anschlag gegeben, eine Wallfahrt nach dem heiligen Schlauche zu unternehmen. Diese Wallfahrt soll ein Stück von der dasigen Frömmigkeit bedeuten. Unter andern Ortern, die er auf dieser heiligen Reise durchzogen, bemerkt er einen Ort, wo man keine Ströme oder Brunnen gehabt, auch durch Röhren kein Wasser in die Stadt geführt, aus Furcht, die Weinhändler möchten dadurch den Wein verfälschen. Der heilige Schlauch steht an einem, auf den Gränzen von Oenotrien und Zythenien gelegenen Orte, mit Namen Schlauchberg. Der Tempel wird insgemein die brennende Kapelle genannt, und ist aus einem steilen Felsen ausgehauen. Von seinem Dache tröpfelt ohn Unterlass aus verschiedenen Rinnen oder Röhren ein ganz klares Wasser, welchem man aber mit keinem Feuer zu nahe kommen muss, weil es leichter zündet als Schwefel, und ärger brennt als Pech. Die Wallfahrter fangen diesen, ihrem Aberglauben nach, himmlischen und göttlichen Saft, mit heiliger Ehr-

furcht auf, und trinken ihn mit großer Begierde in sich. Alsbald gerät der Geist des Bachus über sie. Ihre Augen funkeln; ihre Füße taumeln; ihre Zungen stammeln, und es scheint nicht anders, als wären sie dadurch zu Propheten geworden; bis sie endlich halb rasend werden, und zuletzt in einen tiefen Todesschlaf verfallen. Was ihnen in demselben träumt, das halten sie für eine göttliche Offenbarung und Antwort auf dasjenige Anliegen, was sie im Sinne gehabt. Weil es sich aber mehrenteils sehr schlecht dazu schickt; so sind die Priester des Tempels verbunden, für ansehnliche Geschenke und Gaben die Deutungen der Träume zu machen: da denn bisweilen recht künstliche Erklärungen ausgebrütet werden. Die Spötter der dasigen Religion, denn auch daran fehlt es ihnen nicht, sollen zwar diesen himmlischen herabtröpfelnden Tau für eine Erfindung und Betrügerey der Priester ausgeben; wie sie denn in der Tat durch gewisse Brennkolben, die sie rings um unter dem Dache des Tempels mit stetem Feuer unterhalten, aus Getreide und Gewürtze einen so starken Saft abzuziehen wissen, der unserm Brandweine sehr ähnlich ist. Allein der fromme Teil dieser Nation sieht dieselben als Gotteslästerer an und hält sie für den Abschaum aller ruchlosen Leute.

Ich hätte noch manches zu berichten, wenn ich meinem Skribenten Fuß für Fuß folgen wollte. Allein ich bin dieser Erzählungen satt; wenn ich gleich nicht zu besorgen hätte, daſs meine Leser gleichfalls einen Ekel darüber haben würden. Meine Absicht bey der bisherigen Beschreibung von Yvronien ist eben dieselbe, so ich neulich bey dem Entwurfe des

Pamphagonischen Reiches gehabt. Ich will die Tugend meiner Landsleute, der mäßigen Europäer, und sonderlich unsrer lieben Deutschen, desto deutlicher abschildern, indem ich die entsetzliche Völlerey eines barbarischen Volkes so abscheulich vor Augen male. Es ist bekannt, dass die eine Hälfte von Deutschland ganz füglich mit Oenotrien, die andre aber mit Zythenien verglichen werden kann; weil man in jener fast lauter Wein, in der andern aber fast lauter Bier trinkt. Allein wie unendlich ist der Unterschied dieser beyden Länder! Geht denn unter uns eine so unmenschliche Liebe zur Trunkenheit im Schwange als dort? Hält man denn das Saufen unter uns für eine Tugend? Sucht man es durch öffentliche Gesetze zu befördern? Belohnt man die Säufer; oder richtet man denen, die im Trunke die Hälse brechen, Denkmale auf? Muntert man etwa die Jugend auf, sich fein zeitig in der Unmäßigkeit hervorzutun, und sich vom Verstande zu saufen, ehe sie den völligen Gebrauch desselben erlangt hat? Weit gefehlt. Die Mäßigkeit hat unter uns ihre Hochachtung noch nicht verloren; und ob wol hier und da, Einige zuweilen im Trunke zu viel tun: so ist doch die Anzahl derselben teils so gering, teils aber auch bey allen Verständigen so verachtet, dass man nach ihrem Verhalten unmöglich eine Abbildung unsrer ganzen Nation machen kann.

Es ist freylich unsern Vorfahren keine Ehre gewesen, dass sie, mehr als alle europäische Völker, für versoffene Leute gehalten worden. Ein Trunkenbold 74 und ein Deutscher, das war noch vor hundert Jahren bey Auswärtigen einerley. Allein unsre Nachbarn tun sehr unrecht, wenn sie uns noch heut zu Tage

eines Lasters beschuldigen, dem wir doch nicht mehr, als sie selbst, zugetan sind. Das erschreckliche Gesundheit trinken ist an den heutigen deutschen Höfen ganz in Verfall geraten; und es ist nichts Neues, daß man an den vornehmsten Tafeln aus einem einzigen Glase Wein 10 bis 12 Gesundheiten trinkt. Bringt man ja zuweilen größere Pokale hervor, welches noch für einen Überrest unsrer Vorväter zu halten ist: so nehmen wir uns doch als vernünftige Leute so viel Freyheit, daß wir dieselben entweder nur bis auf den vierten oder sechsten Teil anfüllen; oder wenn sie ja ganz angefüllt worden, nicht mehr, als uns beliebt, daraus trinken. Was haben hier Engländer, Franzosen und Italiener für einen Vorzug vor uns? Ich schämte mich neulich nicht wenig, als ich mir von einem Ausländer musste erzählen lassen, wie jüngst ein paar junge deutsche Kavaliere, sich in Paris einen solchen Rausch getrunken, daß sie alles im Zimmer in tausend Stücke zerschmissen, die Fenster ausgeschlagen, und am hellen Tage so stark auf die Gassen hinaus gebrüllt, daß eine große Menge Volks hinzugelaufen, ein in Frankreich so ungewöhnliches Spektakul mit anzusehen. Man setzte noch hinzu, daß dieses den Zuschauern nur so lange Wunder genommen, bis es unter ihnen bekannt worden, daß die Besoffenen geborne Deutsche wären. So sehr diese Erzählung aus dem Munde eines Fremden mich demütigte, so sehr hatte ich Gelegenheit mich zu erholen, als wenige Tage hernach eben derjenige, der mir solches erzählt hatte, war trunken gesehen worden. Ich beklagte denselben, so bald ich ihn antraf, daß jemand von seinen Landsleuten ihrer nüchternen Nation die Schande gemacht, und sich

trunken hätte finden lassen. Er merkte so gleich wohin es gieng, hub was anders an zu sprechen, und wird mir vielleicht ins Künftige die Trunkenheit der Deutschen nicht so leicht wieder vorrücken.

Das jetzige Jahr verspricht unserm Vaterlande sowol, als dem ganzen Europa, eine so reiche Weinlese, als man in vielen Jahren nicht gehabt. Es ist artig, wenn unsre Zeitungsschreiber berichten, daſs man in vielen Orten sehr bekümmert ist, wo man alle Fässer hernehmen werde, den Segen dieses bevorstehenden Herbstes zu fassen: und noch seltsamer klingt es, wenn man sich an gewissen Orten freut, daſs durch Ungewitter, Sturm und Platzregen eine Menge von Weinbergen verderbt worden; weil nämlich der Wein sonst in gar zu groſzem Überflusse gewesen seyn würde. Es geschieht nicht oft, daſs die misvergnügten Menschen den Herrn der Natur einer Verschwendung beschuldigen. Gemeiniglich beschwert sich ihr unersättliches Herz über dessen gar zu groſze Sparsamkeit. Es ist also ganz was Auſzerordentliches, daſs man sich jetzo gleichsam genötigt und gedrungen sieht, die göttliche Mildigkeit zu gestehen. Wenn man sie nur auch rühmen, und also dem Urheber solches Guten die ihm dafür gebührende Ehre geben wollte. Wir leben in einer Zeit, die unsre Nachkommen als eine glückliche, gesegnete, und mit allen Land- und Bergfrüchten überhäufte Zeit preisen werden. Man wird sich auf das Jahr 1727 als auf ein überflüssiges und reiches Jahr berufen. Und was wäre es uns nicht für eine Schande, wenn wir bey dem Genusse so vieles Guten, bey dem Anblick einer so ungewöhnlichen Fruchtbarkeit des Erdbodens, unempfindlich seyn und uns über unsern glücklichen Zustand

nicht erfreuen wollten, den unsre Nachkommen für beneidenswürdig halten werden.

Wozu dient aber diese Anmerkung? Ich habe bey mir nachgedacht, wo doch die große Menge des 75 so wohl geratenen Rebensafts bleiben werde. Wird man ihn etwa verderben oder umkommen lassen? Nein, gute Weingärtner pflegen keine Traube zu vergessen. Wird man ihn umsonst weggeben, oder dem Armen der ihn nicht bezahlen kann, einen Trunk mitteilen, daſs er sein Herz erquicke und seinen Schöpfer deswegen preise? Es wäre zwar zu wünschen, daſs dieses geschehen möchte, ja ich habe auch das Vertrauen zu wohltätigen Herzen, die eine Empfindung von der allgemeinen Menschenliebe bey sich haben, daſs sie dieses nicht unterlassen werden: Allein dieses wird doch soviel nicht betragen. Wird man dieses Getränk in so wohlfeilem Preise geben, daſs Mancher, der sonst aus Armut oder Geiz wenig oder gar nichts getrunken, sich jetzo gütlich tun wird? Auch das ist nicht leicht zu vermuten. Zum Wenigsten behält der Wein bey uns Jahr aus Jahr ein seinen gewöhnlichen Preis. Ich sehe also nichts anders vor mir, als daſs man den Überfluſs dieses Jahres sorgfältig aufheben und sich also in den Stand setzen wird, es ohne Murren zu ertragen; wenn etwa das nächste, oder ein andres zukünftiges Jahr einen Mangel daran haben sollte. Denn das bin ich versichert, daſs niemand in den Gedanken stehen wird: Alles was dieses Jahr gewachsen ist, müsse auch dieses Jahr ausgetrunken werden.

Als ich mit meinem Freunde Sophroniskus davon redete, der gleichfalls auf seinem Rittergute recht schöne Weingärten hat; kamen wir auf den klugen

ägyptischen Statthalter Joseph: und wir erkannten es für eine Probe der allernützlichsten Weisheit, dass er sich der Fruchtbarkeit der eingefallenen guten Jahre so wohl zu bedienen gewusst. Ich tat mir die Ehre an, diesen wackern Sohn des frommen Jakobs einen rechten Biedermann zu nennen; und mein Freund lässt sich jetzo eine Abbildung desselben verfertigen, um dieselbe in sein Zimmer, zu den vormals schon gerühmten redlichen Männern, zu hängen. Er verdient allerdings eine Stelle bey denselben: denn wer hat mehr Menschenliebe und mehr gute Absichten, wer hat weniger Stolz, Rachgier und Eigennutz gehabt, als er? Unsre Landwirte sollten sich diesen klugen Hausvater dieses Jahr zum Vorbild dienen lassen. Wer weiß, was für magre Ärnten und schlechte Weinlesen noch künftig sind? Ich will hiermit nichts Böses prophezeyhen; aber wer die Ordnung der Natur beobachtet hat, der wird wissen, dass es weder unmöglich noch unwahrscheinlich ist, was ich vermute. Alle Jahre können nicht gleich seyn. Die Fruchtbarkeit des einen entsteht aus dem Miswachse des andern; und die neunfachen Ähren der jetzo vollendeten Ärnte werden gewiss nicht jährlich wiederkommen. Es müssen tausend natürliche Ursachen zusammen treffen, wenn eine so gesegnete Zeit kommen soll, als wir diesmal erlebt haben. Bleiben nur etliche, ja nur eine einzige davon aus: so stellt sich auf den Überfluss ein Mangel ein. Die Klugheit erfordert es, dieses vorherzusehen, ehe es geschieht, und sich in die Verfassung zu setzen, dass man den Miswachs, wenn er kommen sollte, nicht einmal gewahr werden, geschweige denn dadurch in Kummer und Ungeduld geraten möge. Der Weise

denkt ans Böse, ehe ers empfindet; darum klaget er nicht darüber, wenns da ist. Er hatte es schon vorhergesehen und sich angeschickt, dasselbe zu ertragen; darum befremdet es ihn nicht, wenn er seine Mutmaßungen erfüllt sieht. Alsdann lobt er Gott auch im Unglück und beklagt diejenigen, die aus Unbedachtsamkeit in Mangel geraten sind; der sie aber von rechts wegen mehr, ihre Sorglosigkeit zu verwerfen, als über das gütige Schicksal zu murren, antreiben sollte. 76

Vierzehntes Blatt.

XX.

Folgendes recht gelehrtes Schreiben hat mir Gelegenheit gegeben, einer tiefsinnigen philosophischen Materie nachzudenken, die vermutlich nicht ohne Nutzen seyn wird.

Hochgeehrter Herr Biedermann.

Sie haben sich am Ende Ihres ersten Blattes geneigt dahin erklärt, dass, wenn Ihnen jemand in Ihrem Vorhaben hülfliche Hand leisten wollte, derselbe seine Anmerkungen schriftlich an Herrn Jakob Schustern nach Leipzig überschicken könnte.

Dieser Ihrer gütigen Erlaubnis bediene ich mich hiermit: nicht zwar darum, als ob ich glaubte, dass meine Feder geschickt wäre, Ihrem Verlangen eine völlige Genüge zu tun; sondern deswegen, weil ich den Biedermann nicht für so schlimm halte, als vormals die Tadlerinnen, welche bald mit der Strafrute heraus fuhren, wenn man es ihnen nicht in allen Stücken recht machte: Dahingegen Sie, mein wertester Herr Biedermann, dafern nur nicht abermal eine Maske dahinter steckt, mir weit gleichgültiger zu seyn scheinen und mich also bewegen, von der Gleichgültigkeit selbst Ihnen einige Gedanken mitzuteilen. Ich habe dieselben bey einem Besuche zweyer gelehrten Damen letzthin gehört, und sie, als ich von ihnen nach Hause gekommen, aufs genauste anzumerken, für wert geachtet.

Ich weiß nicht liebste Frau Schwester, sprach die eine, was ich davon sagen soll, daſs Du mit andern immer von dem Lobe der Gleichgültigkeit so viel Wesens machst, da es doch meines Wissens, selbst unter den Gelehrten noch nicht ausgemacht ist, was eigentlich die Gleichgültigkeit heiße; geschweige denn, daſs man dieselbe billigen oder misbilligen könnte. Denn nimmt man sie für einen solchen Zustand des Gemütes an, da man sich über etwas auf keine Seite lenkt; so ist die Gleichgültigkeit notwendig auf einen solchen Gegenstand gerichtet, der mich nichts angeht, oder um welchen ich mich wenigstens nicht bekümmere, es mag nun damit bewand seyn wie es wolle: weil ich weder Nutzen noch Schaden, weder Lust noch Verdruſs, weder Ehre noch Schande davon zu gewarten habe. Die Franzosen nennen dieses L'indifference d'Equilibre oder das Gleichgewicht, und zwar ganz recht; weil unmöglich eine stärkere Neigung für die eine Partey als für die andre in mir entstehen kann, wenn ich keinen Bewegungsgrund habe, warum ich mich vielmehr auf die eine als auf die andre Seite bey einer Sache lenken sollte. Soll aber das Wort Gleichgültigkeit so viel ausdrücken, als wenn in dem menschlichen Leben solche Handlungen vorkämen, die in den Gesetzen weder geboten 77 noch verboten wären, und so entweder getan oder gelassen werden könnten: so müſste man solche Handlungen mit den Franzosen Actions moyennes oder deutsch Mittelhandlungen nennen. Gleichwol sehe ich auch hierbey nicht, was man sich für ein Lob davon versprechen will, wenn man etwas tut, oder läſst, was weder gut noch böse ist, sondern zwischen beyden mitten inne steht, und also gleichgültig ist.

Werte Schwester, fiel hierauf die andre Dame der ersten in die Rede, es wäre von dem angezogenen Gleich-

gewichte, und den Mittelhandlungen sehr viel zu sagen: Denn wer weiß, ob es dergleichen jemals geben mag? Aber zu allem Glücke habe ich keines von beyden gemeynt, als ich die Gleichgültigkeit gegen Dich so sehr erhoben. Meine Gedanken sind bloß auf das gegangen, was in der Französischen Sprache, die Du so sehr liebst, indolence, oder Unempfindlichkeit heißt. Diese Unempfindlichkeit ist es, die ich unter allen zeitlichen Seelengütern für das höchste in der Welt halte: weil ich nämlich dadurch nicht einen solchen Mangel aller Empfindung, als bey leblosen Dingen, oder auch bey vom Schlage gerührten Menschen und Tieren angetroffen wird; sondern eine ruhige Gemütsstille und Gelassenheit verstehe, die sich bey allem, was mir an Leib und Seele Widriges begegnen kann, äußert.

Was sagst Du, liebe Schwester, hub die Erste wieder an, auch nur von einer solchen Unempfindlichkeit, die entweder ein pur lauteres Hirngedicht ist; oder wenn sie ja bey jemanden zu finden wäre, für das größte Laster gehalten werden müsste? Weißt Du denn nicht, wie einige unter den alten Weltweisen darüber ausgelacht worden, wenn sie vorgegeben, dass sie ohne allen, auch sogar innerlichen, Zorn wären, wenn ihnen was Widriges begegnete, hingegen aber auch keine angenehme Empfindung über glückliche Zufälle hätten; und dass man sie dieser Schläfrigkeit halber mehr bestraft, als gelobt habe? Lies nur, was man von jenem Eisenfresser geurteilt, der, in einem bestürmten Schiffe, alle seine Gefährten, welche wegen eines entsetzlichen Ungewitters gänzlich verzagen wollten, auf ein Schwein verwies, welches mit im Schiffe war, und sich in währender Zeit ohn alle Sorge mästete. Dieser Hans ohne Sorgen ermahnte seine Gesellen, diesem Exempel zu folgen, weil

ein weiser Mann, wie er vorgab, bey allen Zufällen eben so ruhig als ein solches Tier seyn müsse.

Dieser unvermutete Einwurf schien die andre Dame fast aus ihrer gleichgültigen Unempfindlichkeit zu bringen, und veranlasste mich also, ihnen in die Rede zu fallen und, nachdem ich mir dero Genehmhaltung ausgebeten, zu sagen: Liebwerteste Mitschwestern, meines Erachtens ist es weder die Gleichgültigkeit über Dinge, so uns nichts angehen, oder in Gesetzen weder verboten noch geboten sind; noch auch eine Stoische Unempfindlichkeit bey Glücks- und Unglücksfällen, worüber Sie bishero gestritten haben: sondern eine christliche Zufriedenheit des Gemüts im gewöhnlichen Verstande; eine Gelassenheit der Seelen, die sich die Ordnung und Regierung des allerweisesten Schöpfers in der Welt gefallen lässt, sie mag es mit uns und andern machen wie sie will. Dieses dürfte vielleicht dasjenige seyn, was Sie in Ihrer Unterredung eigentlich meynen, wiewol Sie es deutlich nicht zu sagen beliebt. Kaum hatte ich dieses gesagt, so umarmte mich die letztere Dame aufs zärtlichste, und führte es nunmehro weitläufig aus, dass ihre Meynung allerdings auf diese Zufriedenheit gegangen, und ich wäre ihr bloß mit dem rechten Namen dieser Tugend zuvor gekommen. 78

Sie setzte noch hinzu, da man sähe, wie das Gute mit dem Bösen, der göttl. Ordnung gemäß, allezeit vermischt wäre, und man also in der Welt keine ganz vollkommene Glückseligkeit zu gewarten hätte: So habe man sich auch in derselben weder über das größte Glück allzusehr zu erfreuen, noch über das schwerste Unglück gar zu heftig zu bekümmern; sondern die göttliche Fürsorge, in gelassener Zufriedenheit, für sein höchstes Gut in dem gegenwärtigen Leben zu halten. Man wäre zwar nicht im Stande, sich von den angebornen Neigungen und

Begierden, als natürlichen Wirkungen des menschlichen Gemütes, gänzlich zu befreyen; doch gienge es gar wol an, die außerordentlichen Leidenschaften und ausschweifenden Affekten in so weit zu zähmen, als sie wider unsre Pflicht streiten, den Verstand verdunkeln, und den Willen in eine Sklaverey stürzen. Diese rührten mehrenteils von einer gar zu starken Einbildungskraft her, und hinderten uns nur, über alles, was uns begegnet, scharfsinnige Überlegungen anzustellen, und den unruhigen Willen nach den Regeln der gesunden Vernunft, als einer Vorschrift des Höchsten, so klüglich zu regieren, als es uns in dieser Schwachheit möglich wäre.

Hierwider fand nun die erstere Dame so wenig einzuwenden, daſs sie uns beyde beynahe bestrafte, warum wir mit dergleichen deutlichen Erklärungen ihr nicht eher gekommen wären. Wir erwiderten darauf, daſs sie uns vielmehr mit ihrer guten Wissenschaft hätte zu Hülfe eilen sollen; oder daſs sie sich selbsten nunmehro, zugleich mit uns, einen Verweis zu geben Ursache hätte. Ich fügte noch hinzu, daſs mir mein Unvermögen zu einer gegründeten Entschuldigung dienen könnte, warum ich solches zu tun unterlassen, und also hemmte sich diese ganze Unterredung. Weil ich aber dafür hielt, daſs es meine Schuldigkeit wäre, meinem hochgeehrten Herrn Biedermann, auf ihr liebreiches Einladen, auch frauenzimmerliche Gedanken mitzuteilen: als tue ich hiermit solches, und bitte daben, dieselben einer weiteren Ausführung nach Gefallen zu würdigen, und gewiſs versichert zu seyn, daſs ich mit aller Wertschätzung beständig sey und bleiben werde

Meines hochgeehrten Herrn Biedermanns

Beyrathstraße   aufrichtige Freundin
den 4. August 1727.   Wilhelmine von Gedankenstadt.

Dieses philosophische Schreiben, dessen sich die gelehrteste Mannsperson nicht schämen dürfte, hält so viel nützliche Wahrheiten in sich, daſs ich meinen Blättern eine besondere Zierde davon versprechen kann. In der Tat kann der Mensch in der Welt kein größeres Gut wünschen und erlangen, als ein zufriedenes und gelassenes Gemüt. Ohne dasselbe ist das größte Glück kein Glück, und bey demselben ist das größte Unglück kein Unglück. Wie gelangt man aber dazu? Alles beruht auf einer völligen Überführung unsers Verstandes, daſs wir in der Republik des allergütigsten Monarchen leben, und liebe Untertanen, ja Kinder des weisesten Regenten sind. Die Welt ist eine Stadt Gottes, und es kann darinnen keinem übel gehen, als der sich selbst unglücklich macht. Alles was wohlgesinnten Bürgern widerfährt, gereicht ihnen zum Besten. Das vermeynte Unglück selbst, ist ihnen nur eine bittere Arzney. Warum ängstet sich denn der Mensch vor dem Künftigen? Warum zagt er bey einem gegenwärtigen Übel? Er ist wie ein Kind, das die heilsamsten Hilfsmittel scheut, und den wohlmeynenden Arzt hasst, der ihm dadurch helfen will. Ein vernünftiger Mann unterwirft sich den Schickungen seines gütigen Oberherrn. Was die Ordnung der Natur mit sich bringt, das hält er für Gottes Ordnung; und was diese will, das will er auch. Bey allem was ihm widerfährt spricht er: das ist gut; so wollte ichs haben; denn so hat es kommen sollen. Es wird gewiſs zu meinem Besten dienen, wenn ichs nur nicht durch Unverstand und Leichtsinnigkeit selbst zu meinem Verderben anwende.

Bey dem allen ist es schade, daſs man die alten

79

Stoischen Weltweisen, im Absehen auf die Lehre von der Gleichgültigkeit, in einen so übeln Ruf gebracht. Alle Welt glaubt, ein Stoischer Weiser und ein unempfindlicher Klotz, das sey gleichviel. Man sagt, sie hätten eine ganz felsenharte Stirn, eine eiserne Brust, und ein steinernes Herz von einem recht tugendhaften Manne gefordert. Es ist mir leid, daſs ich hierin der gemeinen Meynung widersprechen muſs. Ich lasse gern einem jeden sein Recht widerfahren, und kann also auch die alten Weltweisen nicht mit Unrecht beschuldigen lassen. Ich weiß, was Epiktetus, Seneka und Markus Aurelius geschrieben und gelehrt haben. Sie haben aber niemals, weder eine Gleichgültigkeit, noch eine Unempfindlichkeit von ihren Schülern gefordert. Sie verlangen ja, daſs man die Tugend lieben und das Laster meiden soll, und halten keine Handlung des Menschen für eine Mittelhandlung. Heißt das nun gleichgültig seyn? Seneka sagt ausdrücklich in seinem Traktate von der Vorsehung im II. Kap.: „Wie soviel Ströme, soviel vom „Himmel fallende Regengüsse, soviel heilsame Quellen, „den salzigen Geschmack des Meerwassers nicht ändern, „ja nicht einmal mindern können: so kann auch die „Gewalt widerwärtiger Zufälle das Gemüt eines „standhaften Mannes nicht umkehren. Er bleibt wie „er ist, und wendet alles, was ihm begegnet, zu „seinem Besten an. Denn er ist mächtiger als alles „was außer ihm ist. Ich sage nicht, daſs er nichts „empfindet, sondern daſs er es überwindet, und, da „er sonst ganz geruhig und gelassen ist, sich gegen „die Anfälle des Unglücks in rechte Verfassung setzt. „Denn er hält alle Widerwärtigkeiten für Übungen „seiner Tugend.“ Was könnte wol deutlicheres

gesagt werden, eine so ungereimte Lehre von den Stoickern abzulehnen? Und was könnte ich nicht noch für andere Stellen anführen, eine Sekte alter Weltweisen in diesem Stücke zu rechtfertigen; die gewiss in der Sittenlehre allen übrigen Sekten der Alten, weit vorzuziehen ist. Wir haben Epiktetus Handbüchlein sowohl, als des Kaisers Antonius Betrachtungen bereits im Deutschen, und vielleicht findet sich auch bald jemand, der uns das Vornehmste von des Seneka moralischen Schriften in unsrer Muttersprache zu lesen gibt. Man kann indessen auch des oft gelobten Herrn Hoffmanns treffliches Buch von der Zufriedenheit mit Nutzen nachlesen: denn dieses wird sonderlich diejenigen vergnügen, die auch in philosophischen Betrachtungen die Spuren des Christentums lieben.

Zum Beschlusse will ich ein paar schöne Stellen aus dem neulich herausgekommenen deutschen Telemach Herrn Neukirchs hersetzen. Mentor redet in einem Ungewitter seinen Prinzen so an. p. 37 im ersten Buche.

Jetzt braucht es Mut und Herz! Eh die Gefahr entsteht,
So sieht ein Weiser wohl, wie er vorüber geht:
Doch wenn sie ihn ergreift, so muss er sie verachten.
Du bist Ulyssens Sohn. Willst du nach Ehren trachten,
So folge seiner Tat, und zeige wer du bist,
Dein Herz muss größer seyn, als alles Übel ist.

Und auf der 335sten Seite des fünften Buches spricht ein kluger Lesbier:

Es hängt wohl keiner mehr dem Unglücke nach,
Als der sein Unglück stets zitternd überleget,

Und alles was ihn trifft mit Ungeduld erträget.
Das Unglück kommt ja nicht von sich und ungefähr,
Nein, sondern von uns selbst und unsrer Meynung her.
Nachdem man es betracht, nachdem ist es beschaffen.
Ein Tor befördert es. Der Weisen Gegen-Waffen
80 Sind Klugheit und Geduld.

Fünfzehntes Blatt.

XXI.

Meine werteste Korrespondenten zu vergnügen und ihnen meine Willfährigkeit zu bezeigen, will ich dieses Blatt mit etlichen Briefen anfüllen die bisher bey mir eingelaufen sind.

Insonders hochgeehrter Herr.

Unter vielen andern Ursachen warum die Welt heutiges Tages mit so manchem unnützen Brotesser beschwert ist, halte ich diese für die vornehmste, daſs die Jugend auf Universitäten ihre zur Erlernung nützlicher Wissenschaften bestimmte Zeit, mehrenteils mit andern vergeblichen Dingen zubringt. Weil nun der ganzen menschlichen Gesellschaft ein unersetzlicher Schade zuwächst, wenn sich viel nichtswürdige und untaugliche Glieder darin befinden; gleichwol aber ein jeder zur Beförderung des allgemeinen Besten, nach Vermögen, das Seine beyzutragen verpflichtet ist: so lebe ich der sichern Hoffnung, es werde meinem wertesten Herrn nicht zuwider seyn, wenn ich Ihnen auch meine geringe Gedanken zur Verbesserung dieses Übels eröffne; und dieses um so viel eher, je mehr Sie sich bisher des Schadens Josephs zu jedermann Vergnügen angenommen haben. Ich halte demnach dafür, daſs, im Falle ein Mittel könnte ersonnen werden, dadurch jungen Leuten der Ekel gegen das Studieren benommen, und im Gegenteile eine Lust und Begierde danach erweckt werden könnte, wir in kurzem eine größere Anzahl tüchtiger

und geschickter Männer würden aufzuweisen haben. Dieses dächte ich aber gefunden zu haben. Man dürfte meines Erachtens nur den Zustand der hohen Schulen verändern, und zwar dergestalt, daß, da bisher das männliche Geschlecht die öffentlichen Lehrämter verwaltet, selbiges hinfort von dem Katheder abgewiesen, und an dessen Stelle, lauter galantes und gelehrtes Frauenzimmer als Professorinnen und Doktorinnen, der studierenden Jugend vorgesetzt würden. Lehret nicht die tägliche Erfahrung, daß diejenigen Lehren, welche uns aus einem schönen Munde gegeben werden, einen ganz besonderen Eindruck haben? Ich bin also der ungezweifelten Meynung, daß alle unsre jungen Herren von einer beliebten Dame, die durch eine artige Miene den verdrießlichsten Sachen eine Anmut geben kann, weit mehr lernen würden, als von einem sauertöpfischen Grillenfänger, dessen katonisches und mehrenteils schulfüchsisches Ansehen die furchtsamen Gemüter junger Leute nur gar zu leicht abschreckt. Solchergestalt aber würden diejenigen, die vor dem in Jahresfrist kaum zwey oder drey mal die Hörsäle besucht, mit Lust und unermüdlichem Fleiße den Lehrstunden beywohnen, und mit der ämsigsten Begierde zu den Füßen ihrer angenehmen Lehrerinnen sitzen. Über dies würde man die groben und ungezogenen Sitten in kurzem abgestellt sehen: denn indem ein jeder durch bescheidene Aufführung und ein sittsames Bezeigen die Gunst und Gewogenheit seiner schönen Professorinnen zu erwerben sich angelegen seyn ließe; so würden die rohen und ungeschliffenen Bursche in kurzer Zeit in lauter artige und wohlgesittete Hofleute verwandelt werden. Selbst diejenigen, so man kaum durch Strafen und gewaltsame Mittel zum Guten bringen kann, würden sich alsdann viel leichter bewegen lassen. Die Verbannung,

der Schimpf des Gefängnisses, und andre Strafen mehr, würden ihnen unerträglich fallen, indem sie sich dadurch des Umganges solcher beliebten Personen beraubt sehen würden: folglich, da sie itzund aus dergleichen Züchtigungen sehr wenig oder gar nichts machen; so würden sie ins Künftige mehr Mühe anwenden, ihren Wandel dergestalt einzurichten, daß sie sich dadurch nicht selbst die empfindlichste Unlust zuziehen möchten. Mit einem Worte: ich halte davor, daß, obwol dem gemeinen Sprichworte nach, alle Veränderungen gefährlich sind, dennoch diese jetzt vorgeschlagene dem gemeinen Wesen überaus zuträglich seyn würde. Diese einzige Schwierigkeit dürfte nur vorfallen: wo man nämlich das Frauenzimmer finden sollte, welches dergleichen Stellen würdig bekleiden könnte? Allein zu geschweigen, daß wir Exempel genug von Damen haben, die es den Männern an Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit gleich, wo nicht zuvor getan; die sich also zu dergleichen Bedienungen vollkommen geschickt: So bin ich auch versichert, daß sich noch manche würde aufmuntern lassen, dem Studieren obzuliegen, wenn sie sähe, daß sie dadurch ihr Glück machen könnte, und Ämter zu bekleiden Hoffnung hätte, davon vorhin ihr Geschlecht ungerechter Weise ausgeschlossen worden. Ja was noch mehr ist, die Republik würde auch diesen Nutzen davon ziehen, daß die Anzahl brauchbarer und tüchtiger Leute um ein merkliches vermehrt werden würde, wenn ein großer Teil des weiblichen Geschlechts sich auf nützliche Sachen legen möchte, welcher sich vorhin mit eitel Torheiten beschäftigt, und von jedermann zu allem Guten untüchtig und ungeschickt befunden worden. Zwar zweifle ich nicht, daß dieser mein Vorschlag vielen etwas wunderlich vorkommen wird: allein, mein Herr werden nach dero unvergleichlichen Urteilungskraft, so man aus ihren

Schriften wahrnimmt, dieselbe vor andern am besten zu beurteilen wissen. Alle neue Meynungen haben das unter sich gemein, daß sie nicht eher gebilligt werden, als bis sie nach und nach eingeführt worden, und sich durch die Gewohnheit selbst gerechtfertigt haben. Könnte ich inzwischen das Vergnügen haben, meines Herrn Meynung von dieser Sache zu erfahren, so würde ich mir solches für ein besondres Glück und große Ehre schätzen, der ich mit aller ersinnlichen Hochachtung bin

Meines hochgeehrten Herrn

ergebenster Diener
N. N.

Der in diesem Schreiben enthaltene Vorschlag dünkt mich so wichtig zu seyn, daß ich ihn nicht ohne Einraten einer guten Anzahl verständiges Frauenzimmers zu beurteilen im Stande bin. So bald aber Euphrosyne, die Ehegattin meines Freundes, eine Versammlung von benachbarten adligen Damen bey sich haben wird, will ich dieses ganze Schreiben öffentlich vorlesen, aller Anwesenden wohlbedächtige Gedanken darüber vernehmen, und meinem wertesten Herrn Korrespondenten glaubwürdige Nachricht davon geben.

Wertester Biedermann.

Eure Andenkens würdige Charlotte hat auch in unsrer Stadt zwey tugendhafte Nachfolgerinnen, die eben den sichern Weg gehen, auf welchem jene zu dem Nachruhme eines wahrhaftig ehrliebenden Frauenzimmers gelangt ist. Karoline und Charistine sind die beyden wohlgeratenen Töchter des klugen Paulini, welche die Tugend zu Schwestern Eurer unvergleichlichen Charlotte gemacht

hat. Ich muſs Euch zum voraus den Argwohn benehmen, als ob eine eitle Liebe die unreine Quelle meiner Lobes-erhebung sey. Meine Jahre, meine Neigungen und meine Lebensart sprechen mich von solchen Torheiten völlig frey: die Tugend aber hochzuschätzen, ist eine Schuldigkeit, der sich billig kein vernünftiger Mensch entziehen darf. Ihr werdet mir diesen kleinen Umschweif zur Rechtfertigung meines untadelhaften Vorsatzes gütigst verzeihen.

Karoline und Charistine mussten in ihrer zarten Jugend den frühen Verlust ihrer getreuen Mutter beweinen. Gleichwie sie aber aus einem solchen Hause entsprossen sind, das viel Jahre her bey unsrer Stadt in gutem Rufe gestanden hat; also ließ sich ihr ehrlicher Vater die Wartung dieser Pflanzen dergestalt angelegen seyn, damit er mit der Zeit die Früchte seiner Bemühungen zu seinem Vergnügen an ihnen sehen möchte. Und die Erfahrung zeigt ihm itzo, daſs seine Hoffnung nicht vergebens gewesen. Das Lesen geistlicher und moralischer Schriften, dazu sie nebst ihrer häuslichen Arbeit und dem Umgange mit tugendliebenden Personen angeführt worden, dient ihnen noch jetzt zu sichern Waffen, mit welchen sie die ungestümen Anfälle unbändiger Liebhaber zurückschlagen können. Ihre schöne Gestalt hat ihnen eine große Menge von Anbetern zuwege gebracht, welche teils durch Schmeicheleyen, teils auf andre nur erdenkliche Art ihre standhafte Tugend wankend machen wollen. Meynt nicht etwa, daſs die Nachstellungen der schönen Charlotte gefährlicher, als unsrer Schwestern ihre, gewesen sind. Junge Mannspersonen von mittelmäßigem Stande sind oft hartnäckiger in ihrem ungerechten Begehren, als große Prinzen. Allein; eine wohlgegründete Tugend, ein aufgeklärter Verstand und ein richtiger Begriff von den Eigenschaften der wahren Ehre eines Frauenzimmers,

sind, nebst einer unschuldigen und gleichgültigen Höflichkeit gegen Mannspersonen, die sichern Leitfäden, durch deren Hilfe, Karoline und Charistine sich mehr als einmal aus dem gefährlichen Irrgarten der Verführung glücklich zu rechte gefunden haben. Ihre Verrichtungen bestehen hauptsächlich in einer aufmerksamen Abwartung des ordentlichen Gottesdienstes, in Lesung geistreicher Schriften, davon Eure Blätter nicht ausgenommen sind, in Beobachtung der nötigen Hausgeschäfte, in einem nützlichen Umgange mit vernünftigen Personen beyderley Geschlechts, und endlich insonderheit in einer liebreichen Pflege ihres alten Vaters. Und es ist kein Zweifel, der ehrliche Paulini werde an diesen wohlgezogenen Kindern eben das Vergnügen erleben, das er bereits bey der glücklichen Heirat seiner ältesten Tochter erlebt hat. Seht, wertester Biedermann, so verhasst auch einigen von dem schönen Geschlechte die strenge Beobachtung einer wahren Tugend vorkommt; so finden sich doch noch etliche, die sie hochschätzen, und sich in der Ausübung derselben mehr, als an unzüchtigen Liebesfabeln, freyen Blicken gegen Mannspersonen und einem unanständigen Umgange mit verführerischen Schmeichlern zu ergötzen suchen. Eure Gütigkeit lässt mich hoffen, dass Ihr meinem Schreiben einen Platz in Euren erbaulichen Blättern einräumen werdet. Glaubwürdige Exempel machen oft einen tiefern Eindruck in die Gemüter, als die Vorstellungen der allervollkommensten Sittenlehre. Wie ich nun nicht zweifle, dass auch diese einigen Nutzen nach sich ziehen werden, also wird Euch für die öffentliche Darstellung derselben unendlich verbunden bleiben

Wertester Biedermann

Friedrichsstadt d. 3ten Sept. 1727.

Euer aufrichtiger Diener und fleißiger Leser Tugendhold.

So angenehm mir diese schöne Abschilderung zweyer tugendhaften Frauenzimmer ist, so lieb wäre mirs gewesen, wenn mir Herr Tugendhold auch eine besondre Gattung von Nachstellungen, sammt der Art und Weise, wie ihre Tugend derselben entgangen, zu wissen getan hätte. Besondere Umstände sind allezeit von größerer Kraft, als allgemeine Lobsprüche.

Hochgelehrter Herr Biedermann.

Man liest ihre Blätter bey uns auf den Wein- und Kaffee-Häusern nebst den wöchentlichen Zeitungen. Weil nun die Urteile deswegen sehr ungleich sind, indem einige meynen, Sie könnten ihr Talent besser anlegen, als dass Sie solche Scarteken schrieben, die in dergleichen Versammlungen zum Zeitvertreibe dienten. Andre hingegen Sie deswegen loben, dass sie auch diesen müßigen Gesellschaften zu guten Gedanken Anlass geben: Als nehme ich mir die Freyheit, Sie selbst darum zu fragen, ob Ihnen das oben erwähnte gefällig oder ungefällig sey? Ich bin im übrigen

Deroselben

Königsb. in der Kneiph. Lang-Gasse den 5ten Sept. 1727.

wohlmeynender Leser
A. B. C.

Es ist mir sehr lieb, dass meine Blätter allerley Leuten in die Hände kommen, und sonderlich auch in solchen Gesellschaften, wo man an lauter Belustigungen denkt, gelesen werden. Mir ist es gleich viel, wann oder wo ich jemanden erbaue; und ich wollte wünschen, dass meine Blätter in allen Werkstätten der Handwerker beliebt werden möchten. Ich bemühe mich recht ernstlich, dieses Geheimnis mit der Zeit zu entdecken, und werde mich befleißigen, nach dem

Exempel eines großen Lehrers, allen allerley zu werden. Was gehen mich unverständige Urteile an?

PS. Weil das prophezeyen sehr Mode wird, und ich selbst ein großer Freund davon bin, als habe ich mir einen sehr geschickten Punktierer, mit Namen Alogius Divinus verschrieben, welcher auch neulichst glücklich auf meinem Gute angelangt ist. Er ist itzo beschäftigt, verschiedene Fragen aufzulösen, die ich ihm selbst vorgelegt habe. Da ich aber auch andern gern dienen möchte; so erbiete ich mich hiermit, allen Liebhabern von Weissagungen ihre Fragen umsonst auflösen zu lassen, wenn sie sich nur die Mühe geben wollen, mir dieselben durch meinen Verleger schriftlich zustellen zu lassen. Sie dürfen keine weitläuftige Briefe dazu machen, sondern nur kürzlich aufschreiben, was sie zu wissen verlangen. Die Antworten sollen einem jeden in meinen Blättern, oder nach Belieben insgeheim kund getan werden. N. B. Mein Wahrsager versteht auch die Kabbala, ingleichen die Physiognomie, Chiromantie und Astrologie; kann also für einen vollkommenen Meister in allen Prophetischen Wissenschaften passieren. Wie ichs aus sichern Nachrichten habe, soll er ein geborner Zigeuner seyn, wirklich aus Egypten herstammen, und sich nur jüngst zum Christl. Glauben gewendet haben, weswegen er mir denn um desto glaubwürdiger vorkommt.

84

Sechszehntes Blatt.

XXIII.

Kaum ist mein letztes Blatt ausgeteilt worden, als folgendes Schreiben an meinen Verleger eingelaufen. Weil ich in dem Briefe selbst kein Wort zu ändern Willens bin, so will ich auch den stolzen Titel, den man mir beygelegt hat, obwol er mir gar nicht gehört, getreulich abschreiben und drucken lassen.

Hochetelgeborhner, Vester und
Hochgelahrder Herr Doctor.
Insonters hochzuehrender Gönner und Badron.

Mit gantz underdhänigsten Tancke erkenned es unsre sämdliche Gesellschafft, daß Eure Hochetelgebohrnen neulichst in dero hochweisen Schrifften der gelehrden Weld bekand gemacht, wie daß dero werdester Herr Verleger auf dero Einraden gesonnen sey, unsre geringfüchiche Scribta Boedika in einer vollständigen Sammlung, in etligen Folianden zusammen zu trucken, unt also unsre mit saurer Mühe erzeugte liebe Kintergen der edacitati demborum zu entreissen, auch so viel möglich, unsre Nahmen unsterplich zu machen. Wenn tann nun unsre Musenzunfft (denn dieses ist der eigentliche Didel, den wir unsern corbori geben) dermahlen sich in einen flaurisanden Zustante befintet, intehm er wircklig aus neun hundert neun und neunzich Berschonen pestehet, ohne diejenigen stoltzen Boeden, so sich nicht zu uns zu halden flägen: als dragen

wir kein Betencken, unsre Verfassung hiermit Eurer Hoch=etelgepohrnen zu entdecken. Denn da wir ebenfalls, wie auch unser Badron und Gönner der Herr Bietermann dudh, den gantzen menschlichen Keschlegte, sonderlich aber den reichen und pegüderten Leuden, alles guttes gönnen, ja aus den Glückwünschen rechte Professiaun machen, so könnden wir uns einigermasen auch Bieterleude nennen lassen. Die gutherzige Neygung zum Gratuliren hat nehmlich so gar bey uns überhand kenommen, daß wir nicht die keringste Kelegenhait versäumen, unsern vaur=nehmen Gönnern und Badronen mit gedrückten, oder ta=fern sie es edwa nicht bezahlen möchden, mit geschriebenen Carminipus aufzuwarden. Dazu geben uns nun nicht nur die gewöhnlichen Kebuhrts= und Nambensdage Gelegen=hait, sondern mir legen auch bey andern Casus unsern schultigen Tewoär ab, zum Exembel, wenn sie zur H. Communion kehen, Gefatter stehen, von einer Sbazier=fahrt zurücke kummen, ins warme Bad reißen, eine Burganz oder sonst eine Meticin einnehmen, u. d. g. Wie mir nun jede Zeile unsrer Carminorum vor Bropen unsrer gutherzigen Menschenliebe, fürnehmlig gegen reiche Leude ahnkesehen haben, und solches Eurer Hochetelgebohren ver=mudlich nicht zuwider sayn kan; als hammir auch grouse Uhrsach den lieben Himmel zu tancken, daß unsre gude Apsichten noch so zimlich erfand werten: Man slägt sonst zu sagen, daß die Boeden gemeiniglich Hungerleiter sind, weilen der Helikon keine Berckwerke habt: allein mit dero tühtigen Erlaupniß können wir dieses durch unser eigen Exembel witerlegen. Sind wir kleich nicht raiche Kresi, so drägt uns doch das Glückwünschen so viel ein, daß wir Waib und Kinter davon ernehren können, ja uns noch wohl uf den Dörfern manche verknügte Stunte machen mögen. Dannenhero han mir einen solchen Apschay vor

allen Sadirischen Boeden, daß mir sie vor die elentesten Leude von der Weld ansehen; tenn wer pezahlet ihnen ihre Mühe? Han ja die Leude Fehler und Gebrechen an sich? nicht mehr als recht! Man gradulire ihnen darzu, so pezahlen sie noch die angewande Arbeid, man vertient sein Prot und macht sich keine Feinte. Wenn dieses die Herren Sadirici havlsamlich erkennen wolden; gewiß mir alle würten ihnen Kollegialider, (doch vor einen guten Rekombenß) eine Gradulation drücken lasen. Eure Hochetelgebohrnen seyn nur so gut und duhn uns dero wertesten Gebuhrtsdag zu wissen; damit mir denselben unsre schultige Referentz ehestens in einen schönen Karmen bezeigen können: wie mir es denn unsern Kalentermachern schlegten Tanck wissen, daß sie dero werdesten Vornahmen Wahrlieb, in ihren Nahmenregistern bisher ausgelasen. Wir recommantiren uns allerseits in dero beständigen Affektion und verharren

Eurer Hochetelgeborhnen,
unsres hohen Badrons und werdesten Gönners
Den 29. Sept. 1727. underdhänigste Diener
Die Boedische Faculdät zu Leipzig,
(sonst Gradulanden).

Die Herren Gratulanten tun mir viel Ehre an, indem sie sich für meines gleichen zu halten belieben, und ich beklage nichts mehr, als daß ich selbst kein Poet bin, sonst wollte ich mir in ihrer Fakultät einen Platz ausbitten. Wegen meines Geburtstages dürften sie sich zwar keine Mühe oder Kosten machen; doch weil ein kleiner Ehrgeiz mich reizt, einmal ein hübsches Gedicht auf mich zu sehen, als kann ich der Eitelkeit nicht widerstehen ihnen denselben zu entdecken. Es ist der 29. Febr. und da dieser Tag nur alle 4 Jahre im Kalender steht, nämlich wenn ein Schaltjahr ein=

fällt, so wird er ihnen nicht gar zu oft Mühe machen. Ich freue mich aber, daſs gerade das nächste Jahr ein solches ist, daran ich meinen Geburtstag, den ich nur alle vier Jahre erleben kann, feyern werde. Mit den satirischen Poeten mögen die Herren Gratulanten selbst ihren Streit ausmachen. Mein Verleger dankt für die schönen Manuskripte, die sie ihm einzuschicken beliebt, und bittet; damit fortzufahren, nur daſs ihm nicht immer einerley zugestellt werde, wie er denn schon 59 Abschriften von einem einzigen Gedichte bekommen.

Hochweiser Herr Biedermann.

Ich bin zwar nur ein schlechter Maler, und zwar ein solcher, der nicht eine Katze recht kenntlich abschildern kann, doch schmeichle ich mir, daſs ihnen mein Schreiben angenehm seyn werde; weil ich zum Aufnehmen meiner lieben Vaterstadt L= = sehr viel beytrage, ja dem gemeinen Wesen weit gröſsere Dienste leiste, als Lukas Kranach, Hans Holbein, oder Albrecht Dürer jemals getan haben. Ich male weder Menschen noch Tiere, weder Landschaften noch Seestücke; sondern den festesten und dauerhaftesten Marmor, der irgends an einem Orte in der Welt gemalt werden kann. Daher kommt es denn, daſs meine Mitbürger, die etwa an statt ihrer Ziegelhäuser, so mehrenteils schmutzig und schwarz genug aussehen, gern marmorne Paläste bewohnen möchten, sich meiner kunstreichen Hilfe bedienen. Sie habens nämlich nicht nötig, sich die erforderten Marmorsteine mit groſsen Kosten aus den Italienischen oder Sächsischen Marmorbrüchen bringen zu lassen: Nein, das würde ein Überfluſs und eine unnötige Verschwendung seyn, da sie es bey mir um einen billigen Preis haben können. Ich male nämlich den gedachten köstlichen Stein, in was für Farben

man ihn verlangt, mit solcher Fertigkeit und Geschwindigkeit, dass oft diejenigen, so in ein paar Tagen nicht durch eine Straße gegangen, hernach ganz unverhofft, anstatt eines alten baufälligen Nestes, ein prächtiges Marmorgebäude aufgeführt finden. Auf diese nützliche Erfindung bin ich allererst vor wenigen Jahren geraten, und obwol dieselbe anfänglich nicht sogleich den wohlverdienten Beyfall finden wollte: so beginnt sie doch itzo nach und nach beliebter zu werden: wie ich denn diesen Sommer alle Hände voll zu tun gehabt, und mehr als zehn Ziegelhäuser in marmorne Staatswohnungen verwandelt habe. Und wenn mir Gott Leben und Gesundheit verleiht, so hoffe ich innerhalb 10 oder 20 Jahren eben den Ruhm zu erlangen, den jener Römische Kaiser sich erworben, dass er bey dem Antritte seiner Regierung ein steinernes Rom gefunden, bey seinem Ableben ein marmornes hinterlassen habe. Ich bin itzo darauf bedacht, auf unserm Gottesacker ein solch marmornes Denkmal zu malen, und eine Grabschrift von dergleichen Inhalt darauf zu setzen. Ich gehe auch schon mit den Gedanken um, ob es nicht möglich sey, mit der Zeit Saphirne oder Diamantne Häuser zu malen: und ich wollte mich wol dazu anheischig machen, wenn nur große Herren was darauf wenden und dergleichen Künstler, als ich bin, nach Verdienst belohnen wollten. Wenn mein hochweiser Herr Biedermann mir die Ehre tun und meine Erfindung in seinen Blättern bekannt machen will, so verspreche ich seinen eigenen und seines guten Freundes Rittersitze, umsonst in Marmorschlösser zu verwandeln. Ich bin

Meines hochweisen Herrn

L = = = 1727. gehorsamster Diener
den 30. Sept. **Apelles Schönpinsler.**

P. S. Ein guter Freund, dem ich meinen Brief durchzulesen gebe, macht mir bange, Sie würden ihn nicht drucken lassen; dafern ich ihnen nicht aus einem alten Poeten bewiese, daß uns Malern alles frey stehe. Er schlägt mir zu dem Ende folgendes Sprüchelchen vor: Pictoribus atque Poetis, und wie die Worte ferner lauten. Ich hoffe, daß selbige die gewünschte Wirkung haben werden.

Antwort.

Ich und mein Freund Sophronistus danken für das gütige Anerbieten des Herrn Apelles: wir tragen aber ein Bedenken in solchen stolzen Häusern zu wohnen, da weder unser Allergnädigster Landesherr, noch sonst jemand von seinen größten Ministern in einem marmornem Palaste wohnt.

Mein Herr.

Weil sie es mit aller Welt gut und ehrlich meynen, so werden sie verhoffentlich auch einen Bedrängten in ihren Schutz nehmen, der hiermit seine Zuflucht zu ihnen nimmt. Ich bin das arme Vorwörtchen Sie, welches durch den gemeinen Gebrauch im Reden und Schreiben tausendfache Schmach erdulden muß. Ich weiß nicht, womit ich diese erzgalante Zeiten beleidigt habe, oder womit mein Anverwandter, das Wörtchen Ihnen, sich bey der delikaten Welt so beliebt gemacht, daß man mich allenthalben verdrängt, und ihm meinen Platz einräumt. Man schreibt itzo nicht mehr: Ich bitte Sie, ich versichere Sie, ich liebe Sie, ich ehre Sie ꝛc. wie meine alte Rechte es mit sich bringen: sondern ich werde gewaltsamer Weise aus allen diesen und andern dergleichen Stellen verstoßen, blos weil die politen Zungen und zärtlichen Ohren dieser Zeit dafür halten, es sey höflicher gesprochen und klinge

folglich besser: Ich bitte Ihnen, ich versichere Ihnen, ich liebe Ihnen, ich ehre Ihnen, ꝛc. Sonderlich sind unsre gern-artig-seyn-wollenden Schönen, oder precieuses ridicules meine geschwornen Feindinnen. Jüngst hörte man bey einem Kaffeetische gleichsam einen Wettstreit, welche mich am empfindlichsten würde beschimpfen können. Die eine sprach: Ihnen haben keinen Zucker. Die andre, belieben Ihnen noch ein Schälchen? die dritte, Ihnen machen gar zu viel Umstände, u.s.w. Erwägen Sie es doch mein Herr, sollte mirs nicht durchs Herz gehen, wenn ich mich so mißhandeln lassen muß? Ich weiß zwar, daß man mich auch zuweilen an Oerter setzt, wo ich gar nicht hin gehöre. Man sagt und schreibt z. Ex. Ich bin Sie verbunden, ich bin bey Sie gewesen, ich werde Sie ehestens aufwarten. Aber wie gern wäre ich dieser Ehre, die mir nicht gebührt, überhoben, und wie gern wollte ich meinem Verwandten diese Stellen wieder einräumen: wenn man mir nur mein altes Recht widerfahren ließe. Haben Sie also ein Mitleiden mit einem unschuldig Verbannten, und verhelfen Sie mir zu meinen alten Plätzen. Sagen sie doch diesen Sprachverderbern, daß sie elend daran sind, wenn sie ihre Galanterie in grammatikalischen Fehlern suchen müssen, und nicht zierlich reden können, als wenn sie Schnitzer wider die Regeln ihrer Muttersprache machen, dergleichen im Lateinischen, an Knaben mit der Rute, an Erwachsenen aber mit einem lauten Gelächter bestraft werden. Ich bin

Mein Herr und Gönner

das beleidigte Vorwörtchen Sie.

P. S. Ich höre, daß man die Wörter Mir und Mich eben so verkehrt braucht, und eins an die Stelle des andern setzt; diese bitte ich also gleichfalls in dero Fürsorge einzuschließen.

Siebzehntes Blatt.

XXVII.

Ich habe meinen Lesern wiederum einen Brief vorzulegen. Das Schreiben lautet folgender gestalt:

Ehrlicher Biedermann.

Das besondre Vertrauen, so ich zu Euch trage, bewegt mich, dieses Schreiben an Euch ergehen zu lassen. Ihr sollt der öffentliche Richter in einer Sache seyn, die man aus besondern Absichten, sonderlich Eurer Einsicht und Unparteilichkeit halber, von Euch will entschieden wissen.

Eine Gesellschaft von verschiedenen Rechtsgelehrten war vor einiger Zeit ganz vergnügt beysammen, und ich hatte die Ehre, mit darunter begriffen zu seyn. Es war keine Ursache vorhanden, warum wir nicht alle von unserm Handwerke hätten sprechen sollen: deswegen kamen verschiedene juristische Materien vor, die durch mancherley freye Unterredungen abgehandelt wurden. Endlich geriet man auch von ungefähr, auf die Schreibart der Rechtsgelehrten, oder den sogenannten Stilum Curiæ. Die meisten in der Versammlung waren geschickte Advokaten; ja wir hatten auch einen Kanzleybedienten und etliche Notarien unter uns, die gleichsam alle für einen Mann standen, und den eingeführten sogenannten Hof- und Kanzley-Stilum, für das Muster einer vollkommen schönen Schreibart ausgaben. Ein Akademischer Rechtsgelehrter, welchem ich, nebst noch einem andern auch, beyfiel, war ganz andrer Meynung. Er behauptete, in rechtem Ernste,

daſs der gewöhnliche Kanzley-Stilus eine von den schlechtesten Gattungen der Schreibart sey; weil man fast alle Fehler einer guten Schreibart darinnen zu vereinigen und sie wol gar für Schönheiten auszugeben gewohnt wäre. Ein so förmlicher Gegensatz konnte den praktischen Herren Stilisten um so viel weniger gefallen; je fester sie überredet waren, daſs sie, als in der Feder sehr geübte Leute, die Sache weit besser eingesehen hätten. Doch kam es nach einem heftigen Widerspruche so weit, daſs man einen Beweis forderte, warum der Kanzley-Stilus verwerflich wäre; und zugleich die Fehler zu wissen verlangte, derer er beschuldiget werden könnte. Wir überließen die Antwort dem ansehnlichsten von unserer Partey, und dieser ließ sich ohngefähr folgendergestalt vernehmen:

Ich setze zum voraus, meine Herren, daſs eine gute Schreibart rein, regelmäßig, üblich und deutlich seyn müsse: und daſs hergegen eine unreine, unrichtige, altväterische und unverständliche Art des Ausdruckes für verwerflich zu halten sey. Wenn man mir dieses zugibt, wie ich nicht anders vermute; so ist es leicht zu zeigen, daſs der eingeführte Juristische oder Hof- und Kanzley-Stilus, an allen vier erwähnten Tugenden der guten Schreibart einen großen Mangel habe. Er ist nicht rein: teils weil er notwendig eine Vermischung zweyer oder mehrer Sprachen erfordert, und weil man sich gar nicht bemüht, die durch den Schlendrian einmal angenommenen Formeln in seiner Muttersprache auszudrücken, obgleich solches bisweilen ganz leicht angeht. Er ist nicht regelmäßig, weil er alle Gedanken durcheinander wirft, die doch billig ganz besondre Sätze hätten ausmachen sollen: wie uns die Vernunft- und Sprachlehre solches vorschreibt. In einer Juristischen Schrift wird der Eingang, Vortrag, Beweis und Einwurf, ja die Widerlegung samt allen

Einschränkungen und Bedingungen, und endlich auch der Beschluss, ohne alle Abteilung der Perioden in einen Zusammenhang gebracht, dass man sie gleichsam in einem Atem durchlesen muss, und nirgens ausruhen kann: welches für eine augenscheinliche Unrichtigkeit der Schreibart zu halten ist. Man lese nur die sogenannten Akten in einer Rechtssache, so wird man zuweilen etliche Blätter umkehren müssen, ehe ein einzigmal der Verstand einer Rede aus ist und durch einen Punkt beschlossen wird. Er ist zum dritten altväterisch: und zwar wegen der vielen verlegenen Verbindungswörter, altfränkischen Redensarten und seltsamen Formeln, die längst aus den Unterredungen der artigen Welt verbannt worden; auf den Rathäusern hergegen als was heiliges beybehalten werden. Der Kanzley-Stilus ist endlich auch undeutlich; weil die Vermischung der drey vorigen Fehler unmöglich was anders, als ein unverständliches Wesen, nach sich ziehen kann. Ich sah neulich in einer Gerichtsstube einen wackern Landmann, der, wie es schien, ein Pächter eines ansehnlichen Rittergutes war. Er wollte die Verabscheidung seiner Rechtssache von den Schreibern desjenigen Gerichtes, wohin er gehörte, auslösen. Man las ihm sein Urteil vor; er nahm es hernach selbst und las es zum andernmal begierig durch: doch es war ihm unmöglich, den Sinn und Verstand davon zu begreifen. Er trat deswegen wieder zu dem Kanzleybedienten, der ihm dieselbe zugestellt hatte, und sprach: Mein Herr, was ist denn nun die Meynung? Französisch und lateinisch verstehe ich nicht; aber Deutsch verstehe ich wohl. Worüber ich mich des Lachens unmöglich enthalten konnte.

So redete unser Fürsprücher, und zog zu Bestätigung dessen, was er gesagt hatte, etliche Juristische Schriften aus der Tasche, die einen Beweis von dem allen abgeben

konnten, was er gesagt hatte. Er berief sich auch unter andern auf das Zeugnis des Römischen Redners Cicero, der ohne Zweifel ein Rechtsverständiger, aber zugleich ein besonderer Kenner der guten Schreibart gewesen; der aber an einem gewissen Ort seiner oratorischen Schriften die Sachwalter und Advokaten seiner Zeit deswegen tadelt und auslacht: weil sie die gemeinsten Sachen in ihre wunderliche Kunstwörter und altväterische Formeln zu verstecken suchten, und nicht schön zu reden oder zu schreiben dachten, als wenn sie nur von ihren Handwerksgenossen verstanden werden konnten. Was nun unsre Gegenparten dawider eingewandt, kann und mag ich der Kürze halber nicht anführen. Ihr, Herr Biedermann, werdet doch wol nach eurer Einsicht den Ausschag zu geben wissen, wer von uns beyden Recht gehabt habe. Ich nenne mich itzo Euren

Schlendrianshausen,
gegenüber dem Rathause, 1727. fleißigen Leser

Fahrewohl Schlendrian.

Ich will erstlich erwarten, ob mir nicht etwa ein Freund der kanzleymäßigen Schreibart eine Verteidigung derselben einschicken, und dieses Schreiben widerlegen wird. Ein billiger Richter muss beyde Parteyen hören.

108

Achtzehntes Blatt.

XXVIII.

Wenn die Abendluft bisher etwas heiter gewesen, habe ich mir oftmals das Vergnügen gemacht, auf meinen umliegenden Feldern herumzugehen, und dem Lerchenfange zusehen, den man diesen Herbst hindurch mit besonderm Glücke getrieben hat. Es ist fast unglaublich, in was für einer Menge diese schöne Art von Vögeln in unserm gesegneten Meißen erzeugt, ernährt und gefangen wird: Wenn ich nur von meiner Gegend einen Schluſs auf das übrige Land machen darf. Ich darf dieses aber, zum wenigsten im Absehen auf denjenigen Strich Landes, tun, der Leipzig umringt, und ungefähr 10 bis 15 Meilen im Umkreise hat. Diese Stadt ist so zu reden der Mittelpunkt im Vaterlande der Lerchen: und es scheint, daſs alle übrige Provinzen von Deutschland, nur gleichsam aus Gnaden, einige Kolonien davon bekommen haben. Sie müssen zufrieden seyn, wenn sie diesen Vogel singen hören: Wir hergegen können denselben in so großer Menge fangen, daſs unsre Tafeln damit, als einer leckerhaften Speise, besetzt werden. Die Äcker wimmeln gleichsam von diesem Geflügel, und die Art des Fanges selbst, welcher mit großen Netzen geschieht, zeugt von dem Überflusse desselben. Alle andere Gattungen der Vögel werden entweder geschossen, oder mit Schlingen gefangen; hier aber stellt man ein ziemlich breites Netz mit

etlichen Stäben auf, und schleppt die an beyden Enden desselben befestigten Stricke in einem sehr weiten Umfange über das Feld hinaus, bis man einen ziemlich weiten Platz damit umringt hat. Das auf der Erden rollendende und mehr und mehr zusammenkommende Seil, scheucht alle Vögel, die sich in seinem Bezirk eingeschlossen finden, zusammen; bis sie zuletzt alle in die Enge getrieben und ganz nahe ans Netz gebracht worden. Dieses überschlägt alsdann eine ganze Menge auf einmal, welche zuweilen aus etlichen Mandeln, ja ganzen Schocken besteht.

Ich bin begierig gewesen zu wissen, wie groß wol die Anzahl der Lerchen seyn möchte, die in einem Herbste gefangen werden? Ich sah aber ganz leicht, daß es mir unmöglich seyn würde, die ganze Summe herauszubringen; da ich weder die Anzahl der Dörfer, wo sie gefangen, noch die Städte, wo sie gekauft und gegessen werden, bestimmen konnte. Ich habe also meine Untersuchungen auf einen einzigen Ort einschränken müssen; und zwar insonderheit auf Leipzig, wo sie unstreitig häufiger als anderwärts zu finden sind. Ein gewisser Akzisebedienter daselbst hat mich schon vor einiger Zeit versichern wollen, daß vor etlichen Jahren, als dieses Gevögel in sehr großer Menge zu Markte gebracht worden, allein davon über 6000 Taler Einkünfte in der Akzise berechnet worden. Nun zahlt ein jedes Schock Lerchen 2 gr. welches eine gar mäßige Auflage ist, zumal da sie mehr die Reichen trifft, als die Dürftigen. Daraus ist nun die Rechnung leicht zu machen. Zwölf Schock Lerchen machen 1 Taler Akzise: folglich gehören zu 1000 Talern 12000 Schock oder 360000 Paare dieser Vögel, und 6000 Taler machen sechsmal mehr, nämlich 72000

109

Schock, oder 2160000, d. i. zwey Millionen, einhundert und sechszig tausend Paar Lerchen aus.

Ich würde mich selbst über die entsetzliche Menge dieser Vögel gewundert haben, wenn ich nicht den Grund zu der ganzen Rechnung aus so guten Händen gehabt hätte. Ich habe aber dieses Jahr auf eine andre Manier einen Überschlag davon zu machen gesucht. Ich ließ nämlich an einem der Leipziger Tore nachfragen, wie viel Schock Lerchen gemeiniglich an einem Markttage herein gebracht würden: und bekam die Versicherung, daß zum wenigsten 300 Schock herein gekommen wären Drey Markttage wöchentlich, das macht 900 Schock, und an den übrigen Tagen kommen zum wenigsten halb so viel herein: so daß wöchentlich für ein einziges Tor 1300 bis 1400 Schock gerechnet werden können. Vier Tore sind um Leipzig; und wenn man sie alle gleich durch rechnet (wie man denn keine Ursache hat, in diesem Stücke einem den Vorzug zu geben : so werden jede Woche 5600 Schock Lerchen zu Markte gebracht. Der ganze Lerchenfang dauert ungefähr drey Monate, oder 12 Wochen; teils vor, teils nach Michael: und also kommen 67200 Schock heraus, die meinem Überschlage nach, diesen Herbst in Leipzig möchten eingeführt worden seyn. Dieses Jahr gibt also dem obigen keinen besondern Vorzug in diesem Stücke; denn es fehlen nur 4800 Schock daran, daß diese Zahl so hoch nicht steigt, als die obige, die von einem Jahre ist, da ein recht außerordentlicher Lerchenfang gewesen seyn mag. Indessen ist es doch genug, daß dieses Jahr ungefähr 2016000, d. i. zwey Millionen und sechszehn tausend Paar, oder doppelt so viel einzelne Lerchen gefangen, und in einer einzigen Stadt verkauft worden.

Man muſs aber hierbey geſtehen, daſs freylich in keiner andern Meißniſchen Stadt eine ſolche Menge dieſer Vögel zuſammen gebracht wird. Weder in Dresden noch in Wittenberg, weder in Altenburg noch in Weißenfels, weder in Naumburg noch Merſeburg iſt ein ſolcher Zuſammenfluſs dieſes kleinen Wildbrets, als in Leipzig. Ein jeder ſteht auch, ſo zu reden, in den Gedanken, daſs dasſelbe nirgends beſſer ſchmecke, als daſelbſt; und weil um dieſe Jahreszeit eben die Michaelmeſſe einfällt, ſo reiſt mancher Liebhaber davon, unter andern aber auch um dieſer Leckerbiſſen halber dahin. Daher geſchieht es denn, daſs ſie daſelbſt am beſten bezahlt, auch von allen Enden und Orten ganz häufig dahin gebracht werden. Die Menge der Fremden, ſo ſich um dieſe Zeit allda befindet, hilft den Einwohnern dieſer an ſich ſelbſt volkreichen Stadt, ihren Teil verzehren: zugeſchweigen, was an ſo viel andre Örter verſchickt wird. Denn es iſt gewiſs, daſs zum wenigſten der dritte Teil dieſer Vögel in Papier gewickelt, und in Schachteln eingepackt, an weit entlegene Plätze verſandt zu werden pflegt. In Prag und Wien, in Liegnitz und Breslau, in Frankfurt und Nürnberg, in Augsburg und Ulm, in Wolfenbüttel und Braunſchweig, in Zelle und Hannover, in Magdeburg und Halberſtadt, in Hamburg und Lübeck, in Berlin und Stettin, ja in Kopenhagen und Amſterdam werden um dieſe Zeit Leipziger Lerchen gegeſſen: und man kann leicht denken, was nur durch dieſe Kleinigkeit für fremdes Geld nach Sachſen gezogen, auch zum Teil in dem Kurfl. Poſtamte davon eingenommen werden müſſe. 110

Ich will mir die Mühe nehmen zu überſchlagen, wie hoch ſich der Wert aller dieſer Vögel belaufe,

die in einem Herbste gegessen werden. Eine Mandel von den besten kostet 16 Groschen oder einen Kaisergulden: die schlechtesten hingegen, kauft man für 3 Groschen. Man würde dieselben ohne Zweifel viel teurer ausbringen, wenn den Verkäufern freystände, sich bey ihrer Waare auf dem Markte zu setzen und die rechten Käufer abzuwarten: allein dieselben sind gehalten, so wie bey dem größern Wildbrette geschieht, ihren ganzen Handel stehend zu treiben. Wir wollen setzen, sie würden durchgehends für 8 Groschen bezahlt, welches eher zu wenig als zu viel ist. Dergestalt kosten 67200 Schock 67200 Speziestaler oder 134400 Kaisergulden, d. i. nach unserer Art zu zählen 69600 Reichstaler kurrent. All dieses Geld kommt den ärmsten Landleuten in die Hände, und die Reichern müssen es bezahlen. Was wird nicht von Gastwirten dabey verdient, welche sie zubereiten, ja noch mehrenteils ihr Glas Wein dabey los werden! Und wie läuft nicht auf solche Weise das Geld den Leuten durch die Hände; welches allerdings einem Staate so nötig ist, als der Zirkelfluss oder Kreislauf des Geblüts dem menschlichen Körper.

Man macht einen großen Unterschied zwischen den Tag- und Nachtlerchen, und hält ordentlich diese für viel vollfleischiger, fetter und schmackhafter als jene. Es kommt dabey blos auf die Zeit an, wenn sie gefangen werden; und nichts ist leichter zu begreifen, als dass diese letztern besser seyn müssen, als die erstern. Ein kleines Vögelchen von dieser Gattung, nährt sich sehr leicht, und braucht sehr wenig Zeit fett zu werden. Eine Zeit von 12 Stunden, darinnen es völlige Nahrung hat, ist schon zulänglich, dasselbe, so zu reden, recht zu mästen. Daher kommt es denn

daſs des Abends dieſe Vögel, nachdem ſie den ganzen Tag ihre Nahrung geſucht haben, recht vollfleiſchigt auch wol nach Gelegenheit fett befunden werden: da hergegen diejenigen, welche des Tages gefangen werden, die ganze Nacht hindurch gefaſtet, und alſo haben abnehmen und mager werden müſſen.

Fragt man mich: Was eigentlich ihre Nahrung ſey? ſo kann ich zwar nichts beſonderes davon ſagen: doch habe ich eine Mutmaßung, die mir ziemlich wahrſcheinlich zu ſeyn dünkt. Von bloßen Mücken und Würmerchen können dieſe faſt unzählige Vögel wol kaum ſo fett werden: zumal im Herbſte die Menge des Ungeziefers ſehr abzunehmen pflegt. Allein die Felder werden eben um die beſte Lerchenzeit, in dieſer Gegend, überall mit der Winterſaat beſtreut; und da werden ohne Zweifel dieſe Vögel ihre Nahrung an denjenigen Körnlein finden, die nicht gar zu tief in die Erde gekommen, auch wol, ganz bloß, oben auf liegen geblieben. Von den Tauben iſt es bekannt, daſs ſie auf dieſe Weiſe ihre Speiſe ſuchen: Warum ſollten die Lerchen nicht dergleichen tun? Ihr Schnabel, Hals und Magen iſt ja groß genug, ein Roggenkorn zu faſſen, zu verſchlucken und zu verdauen. Vielleicht dient ihnen auch das Grüne, des hervorkeimenden Getreides ſelbſt zur Nahrung: Dieſes mag ihnen gewiſs eine recht zarte Speiſe ſeyn, die ſich ſehr leicht wird verdauen laſſen, und vermutlich ein deſto ſchmackhafteres Fleiſch geben mag. 111

Iſt jemand begierig zu wiſſen, wie groß der Platz ſeyn müſſte, auf welchem alle die Lerchen neben einander ſitzen könnten? ſo bilde man ſich eine ebene Fläche ein, die ins Gevierte 42 Ruten lang und breit iſt. Dieſe Fläche enthält 254016 Quadratſchuhe,

oder kleine Vierecke, eines Schuhes lang und breit. Zu einem jeden von diesen Vierecken können 16 Lerchen gar bequem sitzen, so, daß 4 und 4 in ein Glied, und 4 Glieder hinter einander zu stehen kommen; eine jede aber die andre noch nicht berührt. Zu allen den Quadratplätzen zusammen genommen, finden also 4064256 Lerchen Platzes genug: und daher würden zu der obigen Anzahl, die der gemachten Rechnung nach, diesen Herbst gefangen worden, noch 32192 Stück nötig seyn, um den ganzen abgesteckten Platz von 42 Ruten ins Gevierte, vollzumachen. Wäre der Markt in Leipzig noch einmal so groß, als er wirklich ist; so würde er nicht nur all diese Vögel, sondern auch noch rings umher eine gute Anzahl von Menschen fassen können.

Wenn meine fremde Leser, die nicht geborne Meißner sind, mit dieser Menge von Lerchen, die ich ausgerechnet habe, ihren Spott treiben, oder mir es verdenken wollten, daß ich sie so mühsam beschrieben: so habe ich ihnen zweyerley zu antworten. Erstlich ist ganz Deutschland unserer Landschaft Dank schuldig, daß wir diese Vögel so fleißig wegfangen. Denn gesetzt, wir hätten z. E. dieses Jahr die 2016000 Paare leben lassen, so würden dieselben auf den nächsten Frühling doppelt so viel Paare aushecken. Das wären denn auf künftigen Sommer 6048000 Paare mehr, als das bevorstehende Jahr wirklich seyn werden. Fienge man nun dieselben wiederum nicht weg: so würden sie das folgende Jahr wieder zweymal mehr Junge ausbrüten, u. s. w. Und wer sieht daben nicht, daß sich dieses Gevögel, innerhalb 10 Jahren, nicht nur über ganz Sachsen ausbreiten, und alles Getreide verzehren, sondern auch endlich ganz Deutschland überschwemmen würde.

Was mich aber anlagt, so antworte ich zum andern, dass ich mir keine Mühe dauren lasse, die Wunder des mächtigen Schöpfers in der Natur, nicht nur selbst zu ergründen, sondern auch andern handgreiflich vorzustellen. Denn ich ersehe daraus, dass derjenige, der vormals ein ganzes Israelitisches Heer mit Wachteln überdeckt hat, fast jährlich in Meißzen, wiewol mit einer andern Art von Vögeln, eben das zu verrichten pflege. Ich schließze mit einem heiligen 112 Skribenten: Wer weise ist, der merket drauf!

Neunzehntes Blatt.

XXX.

Von den Römern finden wir in ihren Skribenten, dass sie jährlich im Monat Dezember, dem Saturn zu Ehren, ein Fest gefeyert. Dieser Gott sollte, nach den Fabeln der Poeten, damals in der Welt regiert haben, als noch das güldne Alter derselben gewährt. Selbiges beschrieben sie als eine Zeit, da man von keiner Bosheit und Schandtat, von keinen Lastern und Verbrechen gewusst; da man weder Obrigkeiten und Untertanen, noch Herren und Knechte von einander unterschieden; da ein steter Frühling auf dem Erdboden, und eine ungestörte Freyheit und Ruhe unter den Menschen geherrscht; da die Kriege was unbekanntes, die Arbeit was ungewöhnliches, Not und Elend was unerhörtes gewesen: Kurz, da das menschliche Geschlecht, in einem vollkommen unschuldigen und glückseligen Zustande, sich derjenigen Güter zu seiner Ergötzlichkeit bedient, welche ein gesegnetes Erdreich, Wald, Wasser und Luft demselben, fast ohne alle Mühe, dargereicht. Aus diesen Ursachen ward auch das Römische Saturns-Fest so gefeyert, dass es gleichsam eine Abbildung der vormaligen güldnen Zeiten abgeben konnte. Die Rats- und Gerichtsstuben wurden verschlossen, die Schuljugend bekam Feyertage, und die Knechte setzten Hüte auf, zum Zeichen einer völligen Freyheit. Sie taten auch, so lange dieses Fest dauerte, ihren Herren keine

Dienste: vielmehr wurden sie selbst von ihnen bedient und mit herrlichen Mahlzeiten bewirtet. Alles bat einander zu Gaste, und das Wohlleben erstreckte sich vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Man beschenkte seine Freunde, und ward wieder von ihnen beschenkt. Und obwol dieses Fest sieben Tage lang gefeyert wurde, so war es doch nicht erlaubt in währender Zeit einen Übeltäter abzustrafen, oder irgend einen Krieg anzufangen.

Wo ich nicht irre, so habe ich die vergangene Woche einen Schatten von diesem ehemaligen Römischen Feste, auf dem Landgute meines Freundes Sophronistus feyern gesehen. Unsre Kirchweihen, oder wie sie mit besserm Rechte heißen könnten, unsre Ärnten feste, haben soviel Ähnlichkeit mit jenen Saturnalien der alten Lateiner, daß sie fast nur der Zeit und Dauer nach davon unterschieden sind. Denn wie sie weder an einen gewissen Monat gebunden sind, noch eine volle Woche dauren: also werden sie auch nicht auf allen Dörfern zugleich, sondern nach eines jeden Ortes Gewohnheit und Bequemlichkeit begangen; so daß diese Kirchmessen oder Kirmßen, wie mans insgemein ausspricht, den ganzen Herbst hindurch währen. Was die Heiden von ihrem güldnen Alter der Welt gedichtet haben; das können wir Christen von dem Stande der Unschuld mit besserm Rechte sagen: Es fragt sich nur, ob unsre Kirmßen eine Vorstellung desselben seyn sollen? Ich weiß wol, daß dieses die Absicht derjenigen nicht gewesen seyn mag, die sie zuerst eingesetzt und gestiftet haben. Doch dünkt mich, daß man in vielen Stücken eine Ähnlichkeit wahrnehmen könne; oder daß ich sie zum wenigsten auf dem Gute meines Freundes wahrgenommen habe.

Meine Leser wissen schon aus der Abbildung, die ich bald im Anfange meiner Blätter von demselben gemacht habe, was für ein ehrlicher und tugendhafter Landwirt Sophroniskus seyn müsse: Und daher werden sie mirs leicht glauben, wenn ich sage, dass auch diese Herbstfreude auf seinem Dorfe was überaus unschuldiges und untadelhaftes gewesen. Der Anfang dazu ward, wie gewöhnlich ist, mit einer Predigt gemacht, die Eudoxius, sein Geistlicher, zu jedermanns Erbauung und Vergnügen hielt. Sein Text war der Spruch: Du krönest das Jahr mit deinem Gute, und deine Fußtapfen triefen von Fett. Wie er nicht nur ein gelehrter und vernünftiger, sondern auch ein beredter Mann ist: so wusste er uns den Überfluss des göttlichen Segens, den wir dieses Jahr genossen, sammt unsrer daher entstehenden Pflicht, so überzeugend und beweglich vorzustellen, dass kein einziger von seinen Zuhörern ungerührt geblieben. Alle seine Erklärungen waren so deutlich, seine Beweisgründe so bündig, sein Vortrag so ordentlich, sein Ausdruck so natürlich und regelmäßig, und seine Aussprache so verständlich und so lebhaft, dass man in seiner Predigt unmöglich auf fremde Gedanken geraten, vielweniger gar einschlafen konnte. Ich bemerkte leicht, dass er sich den berühmten Abt Moßheim in seiner Art zu predigen zum Muster vorgesetzt haben musste; welchen er in dem Hause meines Freundes so oft rühmen gehört: und befand zugleich, wie sehr diejenigen irren, die sich einbilden, eine nachdrückliche und kurzgefasste Art des Ausdruckes sey für unstudierte Zuhörer zu schwer und zu gelehrt. Denn ich spürte, dass die allereinfältigsten alle seine Sätze desto leichter fassten, je weniger die Weitläuftigkeit

derselben sie mit vielen Begriffen und Vorstellungen auf einmal überhäufte. Denn sie wussten sich in seine Erklärungen, Beweisgründe und Aufmunterungen desto besser zu finden; je mehr er sich selbst bemüht hatte, seine Gedanken wohl aus einander zu setzen.

Sophroniskus und sein ganzes Haus war in der Predigt zugegen, und wie seine Aufmerksamkeit und Andacht der ganzen Gemeinde ein erbauliches Beyspiel gab, also gieng auch kein Mensch eher aus der Kirche, bis er den Anfang dazu gemacht hatte. Es gab einen angenehmen Anblick, als ich ihn auf dem Kirchhofe mit einem Haufen vergnügter Landleute umringt sah, welche teils ihm, teils sich untereinander, zu der abermals glücklich erlebten Herbstfreude Glück wünschten. Die ältesten Männer, denen ihr graues Haar ein recht ehrwürdiges Ansehen gab, begegneten ihrem Herrn desto ehrerbietiger, je leutseliger er sich gegen sie bezeigte; und die jüngeren sahen ihn gleichsam für ihren allgemeinen Vater an, dessen liebreiche Gegenwart sie allerseits vergnügt machte. Er wandte sich bald zu diesem, bald zu jenem unter dem Haufen, der ihn umgab; indem er den einen seinen lieben Gevatter, den andern seinen Nachbar hieß, den dritten aber mit einer andern freundlichen Benennung anredete, und durch allerley Fragen zu verstehen gab, wie bereit er wäre an ihrem allerseitigen Wohlstande Teil zu nehmen. Endlich nahm er seinen Abschied von ihnen, und ermahnte sie alle, diesen Tag vergnügt zuzubringen und sich des göttlichen Segens mit den Ihrigen zu erfreuen.

Ich begleitete ihn in seine Behausung, wo ich eine große Tafel gedeckt fand, daran alle seine Haus=

genossen bewirtet werden sollten. Man trug die Speisen auf, und er selbst machte sich das Vergnügen seinen Knechten und Mägden die Plätze anzuweisen, wo sie sitzen sollten. Es gefiel ihm, Manns- und Weibspersonen, in einer so genannten bunten Reihe, wechselsweise neben einander zu setzen: doch solchergestalt, daß von den Verheirateten die Männer zu ihren Weibern, von den Ledigen aber, die Mannspersonen zu denjenigen Weibspersonen gepaart wurden, zwischen welchen er sonst einige Zuneigung gemerkt hatte. Denn wie bey jungen Leuten die Liebe ein so unschuldiger als natürlicher Affekt ist, wenn sie nur in den Schranken der Ehrbarkeit bleibt; also suchte Sophronistkus dadurch die Gemüter seiner Untertanen desto vergnügter zu machen. Hierauf trat er selbst vor den Tisch, und sprach das Gebet mit einer so andächtigen und ehrerbietigen Art, daß ich nebst allen übrigen, davon gerührt ward. Und dabey bezeigte er sich ganz anders als unsre heutige Staatsleute tun, die sich schämen vor ihren eigenen Tischen das Gebet zu sprechen, ja solches wol gar von ihren geringsten Dienern verrichten lassen. Weil mein Freund keine bekannte Gebetsformel hersagte, sondern aus dem Überflusse seines Herzens einen neuen Seufzer nach dem andern hervor brachte: so will ich, soviel mein Gedächtnis solches zuläßt, einen kurzen Begriff davon hersetzen.

Herr Gott, du liebreicher Vater aller deiner Geschöpfe, Lob und Dank sey dir, daß du uns auch dieses Jahr den Tag erleben lassen, an welchem wir abermal deiner Mildigkeit genießen und deine Güte preisen können. Du bist der Geber alles Guten, die Quelle alles Segens, und der Vater aller Barm-

herzigkeit. Du hast uns die ganze Zeit unsers Lebens die Proben deiner Liebe in so reichem Maße schmecken lassen, daſs wir nicht vermögend sind, dieselben mit Worten auszudrücken. Insonderheit hast du uns auch dieses Jahr mit so vielen Wohltaten überschüttet, daſs wir von deiner väterlichen Gnade bis in unser Innerstes durchdrungen worden. Wir loben dich dafür mit erkenntlichen Herzen und dankbaren Lippen. Erfülle denn auch itzo, uns deine Kinder, mit Speise und Freuden. Laſs uns heute den Reichtum deiner Güter, auf eine dir wohlgefällige Art, in einer unschuldigen Lust genieſzen. Laſs unsre Ergötzlichkeit nichts sündliches, unser Vergnügen nichts üppiges und unsre Freude nichts törichtes werden. Segne unsre Speise und Trank, behüte uns vor aller Unmäſzigkeit, und erhöre diese unsre Seufzer, um deiner ewigen Liebe willen.

Indem die Mahlzeit währte, gieng mein Freund mehr als einmal ab und zu, und ermunterte seine Hausgenossen, vergnügt zu seyn. Er lieſz es ihnen an nichts fehlen, und sowol dieses, als die oftmalige Gegenwart ihres so gütigen Herrn, verursachte eine durchgängige Freude bey allen. Die Männer bemühten sich ihren Weibern, und die Liebhaber ihren Freundinnen das niedlichste und beste vorzulegen; diese taten mit einer ungekünstelten Höflichkeit desgleichen: Und so herrschte eine ungestörte Lust in der ganzen Gesellschaft. Alle ihre Gespräche waren frey, doch ehrbar; man schertzte und lachte, doch auf eine untadelhafte Weise. Kurz, die Einfalt der Sitten und die unschuldige Art der Ergötzungen machten mir damals einen so lieblichen Anblick, daſs ich selbst fast der Mahlzeit darüber vergessen hätte.

Weil diesen ersten Tag mein Sophronistus keinen andern Besuch hatte; so speisten wir nur in Gesellschaft der Seinigen, die gleichfalls ein allgemeines Vergnügen an sich spüren ließen. Nach Tisch begab ich mich mit meinem Freunde in sein Dorf; denn er pflegt sonst jährlich seine Nachbarn, wie er seine Untertanen allezeit nennt, bey ihren Lustbarkeiten zu besuchen: weil sie dieses für ein besonders Merkmal seiner Gewogenheit aufnehmen. Wir sprachen zuerst bey dem Schulzen ein, welches ein erfahrner Greis und verständiger Landmann ist. Dieser hatte seine Kinder von beyderley Geschlecht sammt allen Ihrigen beysammen, und er freute sich herzlich, als er seines Junkers ansichtig wurde. Glück zu! alter Vater, sprach mein Freund, indem er ihm dabey auf die Schulter klopfte: wie gehts, seyd ihr mit den lieben Eurigen vergnügt? Ja Gnädiger Herr, war seine Antwort. Da sehen sie meine Kinder und Kindeskinder beysammen, womit mich der liebe Gott gesegnet hat. Sophronistus setzte sich zu ihnen, und tat dem Alten, der ihm, auf ein gutes Jahr, eins zu brachte, Bescheid. Nach einer kurzen Unterredung nahmen wir Abschied und giengen weiter; bis wir auch endlich in die Schenke kamen, wo sich die jungen Leute aus dem ganzen Dorfe versammelt hatten.

Weil ohngeachtet der hohen Sächsischen Landestrauer, im Weißenfelßischen Gebiete die Musik nicht verboten worden; so fanden wir hierselbst alles in voller Lustigkeit. Man ließ sich auch durch unsre Ankunft darinnen nicht im geringsten stören: und ich hatte Gelegenheit mich über die freye und ungezwungene Art unsrer Deutschen Tänze zu vergnügen, darinnen ich gleichsam die Spuren der alten deutschen

Freyheit erblickte. Es fiel mir dabey der schöne Vers unsers Opitzen ein, womit er in seinem Zlatna eine solche Bauerlust abgeschildert.

Es steckt manch edles Blut in kleinen Bauerhütten,
Das noch den alten Brauch und Art der alten Sitten
Nicht gänzlich abgelegt. Wie dann ihr Tanz anzeigt,
Indem so wunderbar gebückt wird und geneigt,
Gesprungen in die Höh, nach Art der Capriolen,
Die meine Deutschen sonst aus Frankreich müssen holen.
Bald wird ein Kreis gemacht, bald wiederum zertrennt,
Bald gehn die Tänzer recht, bald auf der linken Hand:
Die Tänzer die noch itzt, so wie vor alten Tagen,
Zwar schlecht doch witzig sind, viel denken, wenig sagen.

Ein besonders Vergnügen hatten wir beyde, wenn sich bald hier bald da ein paar junge Leute von der Gesellschaft trennten und ins besondere zusammen setzten, um sich die zärtlichsten Versicherungen von ihrer Liebe zu geben. Fast eine jede braune Dorfschönheit hatte ihren Verehrer, und es dünkte mich nicht anders, als hörte ich hier manchen Liebhaber den Inhalt jener schönen Schäferlieder wiederholen, welche der Meißnische Theokritus, Schoch, in seinem sogenannten Lust- und Blumengarten vor mehr als 60 Jahren schon drucken lassen. Eins von den besten, steht auf der 11. Seite und fängt sich an: Wie kannst du mich doch edle Phyllis lieben? Ich wollte, daß ich es ganz hersetzen könnte, um diesen Poeten, der schon fast ins Vergessen gekommen, wieder bekannt zu machen: doch ein paar Strophen sollen eine Probe von seiner Poesie geben, und zugleich dieses Blatt beschließen. Der Schäfer singt gegen seine Geliebte unter andern so:

Gleichwie der Thau aus seinen nassen Wolken,
Sich bey der Nacht in unsre Saaten geußt:
So weiß bist du, wenn du das Vieh gemolken,
Wenn du es hast mit Futter abgespeist.
Drum denke doch, wen du o Schöne liebest?
Gedenke doch, wem du dich übergiebest.

Such einen dir aus unsern Meißner Hirten,
Such einen dir, der nett, polit und reich,
An meiner statt, der dich kan recht bewirten,
Such einen dir, der dir an Mitteln gleich,
Die braune Faust darf sich ja nicht erkühnen,
Dich schönes Kind, nach Würden zu bedienen.

Drum schaue zu, wem du o Schöne liebest,
Schau eben zu, o schönste Schäferin,
Wem du dein Herz zu eigen übergiebest?
Du siehst daß ich ein armer Hirte bin:
Da dir doch kaum an freundlichen Gerbärden,
Der Himmel selbst verglichen könnte werden.

Doch weil du liebst die Tugend für die Schätze,
Die jederzeit mein allerbester Freund:
Und reine Treu für lügenhafft Geschwätze,
Das anders redt und doch ein anders meynt:
So will ich auch dein treuer Schäfer bleiben,
120 Und deinen Ruhm an alle Linden schreiben.

Zwanzigstes Blatt.

XXXIV.

Ich muss mich oftmals recht herzlich wundern, dass der berufne Zoilus noch keinen Lobredner gefunden, da doch zu unsern Zeiten die Mode aufgekommen, alles was bisher verachtet worden zu erheben, und alles was unsre Väter für ruhmwürdig gehalten haben, auf das äußerste herunter zu machen Es jammert mich in der Tat, wenn ich in den Vorreden unzähliger Bücher wahrnehme, dass man diesen alten Gelehrten, mit den allerehrenrührigsten Worten angreift, und ihn so schwarz abmalt, dass die Unvorsichtigen wunder denken, was er für ein Ungeheuer gewesen seyn müsse. Wieviel stacheligte Sinngedichte hat man nicht auf den guten Mann gleichsam um die Wette gemacht! Er muss sich durchgehends von allen Poeten als einen tadelsüchtigen, unverständigen und boshaften Splitterrichter ausschreyen lassen: und es scheint nicht anders, als ob dieselben sich noch mehr, als die Prosaischen Skribenten verschworen hätten, ihre rachgierigen Federn auf ihn zu schärfen.

Wenn man sich in der alten Historie nach dem Lebenslaufe des Zoilus umsieht, so wird man finden, dass er nichts anders als ein scharfer Kritikus gewesen, der sich insonderheit an des berühmten Homeri Heldengedichte gewagt, und sich unterstanden zu sagen, dass er viele Fehler darinnen gefunden habe. Homerus war durch die Länge der Zeit, bey allen Griechen in

eine solche Hochachtung gekommen, dass man ihn für einen göttlichen, folglich untadelhaften Skribenten hielt; und seine Bücher für die vollkommensten Meisterstücke der Theologie, Philosophie, Poesie und Historie ansah, auf deren einziges Ansehen die ganze heidnische Religion, ja der Flor aller Künste und Wissenschaften beruhte. Daher war es kein Wunder, dass Zoilus übel ankommen musste, als er sich erkühnte seine Gedanken von den Fehlern zu entdecken, die er in diesen so heiliggehaltenen Schriften gefunden hatte. Er empörte sich durch dies freye Urteil wieder die ganze fromme und polite Welt; welche ihn also notwendig für einen unzeitigen Tadler ausrufen musste, dafern sie nicht ihre bisherige Blindheit bekennen, und ihm eine größere Einsicht des Verstandes zugestehen wollte, als sie selbst hatte. Es konnte also nicht fehlen, Zoilus ward allen damaligen Schulfüchsen verhasst: Ihre Schüler sogen den Groll gegen ihn schon in der zartesten Jugend ein, und so ward die Verbitterung wider ihn, bis auf unsre Zeiten fortgepflanzt.

Seitdem die Gelehrten unter uns Christen den heidnischen Aberglauben fahren lassen, und also den Homerus mit unparteyischen Augen angesehen, haben sie befunden: dass Zoilus vollkommen Recht gehabt, wenn er diesen großen Poeten vieler Fehler beschuldigt. Wer unter den neuern nur des Herrn de la Motte 133 Diskurs über Homerum gelesen hat, der vor seiner übersetzten Ilias steht; wird mir vollkommen Recht geben. Zoilus ist also kein unverständiger Splitterrichter, er ist ein gründlichgelehrter Kritikus gewesen. Er hat nicht nur soviel Verstand besessen, sich den gemeinen Vorurteilen seiner Zeiten zu entreißen;

sondern auch soviel Herzhaftigkeit gehabt, seine Meynung frey heraus zu sagen. Beydes ist an ihm zu loben; so lange die Erkenntnis der Wahrheit was herrliches, und die Aufrichtigkeit was rühmliches seyn wird. Ist dieses aber gewiss: was soll man denn von allen denen halten, die auf diesen alten Zucht meister schlimmer Poeten schmählen? Es sind Leute, die sich ihrer Schwäche bewusst sind, und doch gern für große Skribenten angesehen seyn wollen. Sie sehen wol, dass ihr so sehnlicher Wunsch ihnen nimmermehr gelingen würde, dafern sich Leute finden möchten, die ihre Schriften untersuchten, deren Fehler entdeckten und ihre Schande entblößen könnten. Daher schmählen sie auf den Großvater aller Kritikenmacher; meynen aber in der Tat alle seine getreue Schüler damit, vor deren Urteilen sie sich über alle maßen fürchten.

Es ist wahr, dass es auch zu allen Zeiten unzeitige Splitterrichter gegeben, die aus Unverstand die besten Dinge getadelt. Allein mich dünkt über solche Leute dürfte man sich die Mühe nicht nehmen, sie zu widerlegen, oder über sie zu zürnen. Diesen habe ich auch durch meine Verteidigung des Zoilus gar nicht das Wort reden wollen: und wer nicht vernünftige Urteile von Schriften fällen kann, darf sich auch auf dessen Exempel nicht berufen. 124

Einundzwanzigstes Blatt.

XXXV.

Es sind ein paar artige Briefe, die ich vor wenig Tagen von unbekannten Händen bekommen habe. Ich habe mich einmal anheischeig gemacht, die Beyträge meiner Korrespondenten der Welt mitzuteilen: folglich kann ich auch diese Zuschriften nicht unterdrücken; zumal ich vermuten kann, dass sie vielen nicht unangenehm seyn werden. Dies ist der erste.

Mein Herr Biedermann.

Nachdem ich neulich in ihren Blättern den Brief von einem meiner Mitmeister gesehen, habe ich daraus geschlossen, dass sie nicht nur für die Gelehrten, sondern auch Künstlern und Handwerkern zu gut, ihre Feder brauchen. Ich nehme mir also die Freyheit, ihnen die Frage von der Malerkunst vorzulegen. Man hat es leicht merken können, dass Ihnen damals die neue Erfindung von der Marmormalerey, nicht sonderlich angestanden; davon ihnen mein guter Freund, Appelles Schönpinsler, Nachricht gab. Nun bin ich seit der Zeit auf den Sturpel geraten, ob ich wol mit gutem Gewissen Teppiche malen könne? Ich habe mich nämlich von meinen ersten Lehrjahren an, hauptsächlich darauf gelegt, und es ohne Ruhm zu melden schon so weitgebracht, dass ich durch meinen Pinsel die schönsten Türkischen Tapeten so natürlich nachmale, als ob sie wirklich gewebt wären. Noch neulich musste ich einem gewissen vornehmen Manne

den Vulkan an die Wand malen, wie er die Venus mit dem Mars beysammer findet, und sie mit einem Netze umschlingt. Ich merkte wol, was der gute Mann damit meynen mochte: darum malte ich der Venus das Gesicht seiner Frauen, dem Mars die Gestalt eines gewissen artigen jungen Herrn, und dem Vulkan die Gestalt des Hausherrn selbst; und zwar alle drey so glücklich, dass ein jeder, der in dieses Zimmer kommt, sich des Lachens nicht enthalten kann. Bey dem allen aber kann ich mich in meiner Handtierung nicht eher zufrieden geben; als bis ich weiß, ob es auch etwa eine ebenso verwerfliche Malerey sey, als das Marmormalen? Denn ich ziehe itzo fast keinen Strich, dabey mir nicht der Zweifel einfallen sollte ob es auch vernunftmäßig sey, Tapeten zu malen? Seyn Sie derowegen so gütig, und beantworten mir dieses, der ich, nach Anwünschung vergnügter Feyertage, lebenslang verharre ꝛc. Dero

dienstwilliger Diener

Albrecht Schmierer.

P. S. Ich hätte Ihnen auch wol versprechen wollen, ihre Zimmer auszumalen, wenn sie mich der Ehre ihrer Antwort würdigen wollten: allein ich wusste noch nicht, wie Ihnen meine Kunst gefallen würde.

137

Mein Korrespondent scheint mir sehr gewissenhaft zu seyn: ja die Wahrheit zu sagen, er ist fast gar zu mistrauisch. Warum sollte es nicht erlaubt seyn, Tapeten zu malen? Ist es etwa sein Endzweck, diejenigen, so eine von ihm gemalte Wand sehen, zu überreden, dass wirkliche Personen, nicht aber Gemälde, an derselben stehen? Es ist wahr, dass man sein Gemaltes für was Gewebtes halten soll, so lange

man es von weitem ansieht: Und diesen Endzweck erlangt er auch. Aber die Tapeten sind ja gleichfalls nur Bilder. Ob ich nun ein gemaltes oder gewebtes Bild sehe, das ist mir einerley: Ich sehe doch etwas, so mein Auge vergnügt; und dieses Vergnügen ist die einzige Absicht aller Gemälde. Ob ich aber ein Haus von wahrhaftem oder gemaltem Marmor habe; das ist wol ein großer Unterschied. Häuser baut man nicht blos zum Anschauen, oder der Belustigung halber. Man sieht hier mehr auf das Wesen, als auf den Schein. Ich ergreife also die Anerbietung des Herrn Albrecht Zierers; denn so will ich seinen Namen, den er aus überflüssiger Bescheidenheit angenommen, ändern: will ihm aber ehestens selbst einen Vorschlag tun, wie ich meine Studierstube gern ausgemalt hätte. Nun folgt das andre Schreiben:

Mein werter Herr Biedermann.

Da Sie uns einmal versprochen haben, sich aller Bedrängten anzunehmen: so kann ich nicht umhin, Ihnen auch im Namen meines ganzen Geschlechts eine Klage vorzubringen. Sie betrifft das große Unrecht, welches uns diese Woche, in einer bey uns öffentlich gehaltenen Disputation widerfahren; da man nämlich das Frauenzimmer der entsetzlichsten Laster beschuldigt hat. Die Disputation selbst handelte von dem Schnupftobak, und mag sonst gar gelehrt ausgeführt seyn; denn als ein Frauenzimmer kann ich selbst davon nicht urteilen. Allein unser armes Geschlecht ist darinnen so beschimpft, daſs sie gewiſs bey uns allen Beyfall verlieren muſs; wenn sie gleich sonst ein Meisterstück aller Gelehrsamkeit abgeben könnte. Man verdammt uns, wegen des unschuldigen Gebrauchs des Rauch- und Schnupftobaks,

und dieses Urteil von unserm Verhalten ist desto gefährlicher für uns, da es in der uns unbekannten Lateinischen Sprache abgefasst worden, und uns also hinterlistiger Weise schwarz zu machen gesucht. Zu meinem Glück haben mir meine Ältern ein wenig Latein lernen lassen, und daher kommt es, dass ich zuweilen auch die Disputationen unsrer Herrn Gelehrten durchblättere, wenn ich vermute, dass was artiges darinnen vorkommen werde. Dieses vermutete ich nun nirgends mehr als in der Disputation von Schnupftobak anzutreffen: Allein wie erschrak ich nicht, als ich vernahm, dass in dem Vten Absatz die Randglosse mir die Worte: Tum fœmellis vor die Augen legte? Wer war begieriger als ich, den Inhalt desselben zu wissen; und ich suchte meinen ganzen Lateinischen Verstand hervor, denselben recht gründlich auszustudieren. Ich nahm mir die Mühe, mit Zuziehung meines Bruders, denselben ins Deutsche zu übersetzen, und überschicke ihnen hiermit eine Abschrift, in der Absicht, dass sie selbige in ihren Blättern aller Welt vor Augen legen mögen. So ist mir dieselbe geraten:

„Wie es aber insonderheit die Art des weiblichen „Geschlechts ist, dass es sich zu allen Neuerungen, sonderlich die von Fremden aufgebracht worden, ein Recht „anmaßt, und nichts darnach fragt, ob es ihm geziemt „und wohl ansteht oder nicht: also hat sich auch seine 138 „Schwäche und Unvermögenheit, in Bezwingung dieser „Neugierigkeit, und die Neigung, auch die Laster anderer „Leute nachzuahmen, bey dem Gebrauche des Schnupf„tobaks aufs allerdeutlichste bey ihnen verraten. An „Mannspersonen hätte man solches vielleicht noch dulden „können, als welchen ohne dem eine kleine Nachlässigkeit „im Schmücken und Putzen, altem Herkommen nach, nicht

„übel ansteht; ja bey welchen man es für was männ=
„liches und rühmliches hält, wenn sie mit ihrer Kehle
„und Nase zuweilen etwas unbarmherzig umgehen: Allein,
„dass auch das sonst so zärtliche und weichliche Frauen=
„zimmer, diese Art der Ergötzlichkeiten den Männern so
„gar gemißgönnt, dass es nach einem gemeinschaftlichen
„Gebrauche derselben gestrebt, darüber würde ich mich
„sehr wundern, wenn mir nicht der Spruch Maronis
„einfiele: Es sey fast keine Neuerung, darein sich das
„Weibervolk nicht vergaffe. Denn da es bey unsern
„Zeiten so weit gekommen ist, dass dieses Geschlecht, so
„sich sonst auf die Reinlichkeit so sehr befleißigt, dass
„selbige bisweilen gar zum Laster wird; es allbereit für
„einen Wohlstand hält, mit einer Pfeife Tobak unter
„den Männern zu sitzen, und sich an dem Rauche des=
„selben zu ergötzen: so wird es wol gewiss kein Wunder
„seyn, wenn man sieht, dass Mütter und Töchter, Frauen
„und Jungfern kostbare Tobaksdosen bey sich führen,
„und durch das öftere Schnupfen ihr schönes Angesicht,
„dadurch sie doch so wol sich selbst als andern gefallen,
„oder wenigstens gefallen wollen, garstig machen; indem
„sie sich von außen den Mund beschmutzen, und dergestalt
„gleichsam Bärte machen, die ihnen doch von der Natur
„versagt worden. Seitdem diese Gewohnheit aufgekommen
„ist, haben sie ihre Dosen, nach einer neuen Mode, nebst
„andern Zierraten, womit sie ihre Zimmer aufputzen,
„auf ihre Nachttische gesetzt, die man sonst Tresores oder
„Französisch Toiletes nennt. Wie nun diese Leichtsinnig=
„keit von dem ernsthaften Wesen unserer deutschen Nation
„gänzlich entfernt zu seyn scheint: Also ist sie auch in
„unserm Vaterlande nicht entstanden, sondern nachdem
„sie in Frankreich, Engelland und andern Landschaften,
„wer weiß woher, eingeführt worden, auch endlich zu uns

„gebracht, und so freundlich aufgenommen worden, daſs „man itzo dergleichen Frauenzimmer, wol mitten unter „dem Kartenspielen mit ihrem Tobak beschäftigt sieht; „daran sie sich so sehr gewöhnt haben, daſs sie, nicht ohne „Verdruſs und Ekel der beysitzenden, so klein deren Anzahl „auch ist, fast immer mit den Fingern in ihren Dosen „was zu tun haben. Und da die Töchter sich gemeiniglich „nach ihren Müttern richten, so ist es kein Wunder, daſs „man oft kleine, kaum zweyjährige Mädchen antrifft, die „ihrer Gesundheit so frühzeitig Fallstricke legen, und ihr „Gehirn, als die Werkstatt ihrer Vernunft, welches ihres „zarten Alters halber noch sehr zärtlich ist, ganz und gar „schwächen, und sich also wider ihren Willen mit einer „Pest anstecken, davon sie sich hernach durch alle ihre „Bemühungen nicht wieder befreyen können. Die Ärzte „mögen nachmals widersprechen, und davon abmahnen „so viel sie wollen; sie mögen den aus dieser verderblichen „Mode entstehenden Schaden noch so deutlich vorher sagen: „sie finden gleichsam lauter taube Ohren, und man ist „allezeit mit der Antwort fertig; man hätte eben so wol „das Recht, Tobak zu schnupfen, als die Herren Mediziner „selbst."

So lautet, mein wertester Herr, die ehrenrührige Beschuldigung unsers Geschlechts, und ich überlasse teils [139] ihnen, teils der ganzen unparteyischen Welt das Urteil, wie man sich dabey zu verhalten habe. Sollen wir dazu schweigen, und uns also gleichsam für überwiesen erklären? Sollen wir uns verantworten und mit kräftigen Gründen dartun, daſs man uns lauter falsche Dinge aufgebürdet? Oder sollen wir endlich die galante Mode, Schnupftobak zu gebrauchen, auch an unserm Geschlechte als was wohlanständiges rechtfertigen? Ich meines Teils wäre sehr geneigt, das letzte zu tun, weil ich nicht leugnen kann,

daſs ich ſelbſt eine Liebhaberin davon bin. Ich geſtehe dieſes hiermit öffentlich, und trotze alſo dadurch unſerm gelehrten Widerſacher, der gewiſs mir und meinesgleichen niemals die Doſe aus den Händen bringen ſoll. Wenn ich die Ehre hätte, mit ihm bekannt zu ſeyn, wollte ich ihm zum Verdruſſe alle Augenblicke ſchnupfen; ja mir einen ſolchen Bart unter die Naſe malen, daſs er vor mir laufen ſollte. Zur Rache aber wollte ich ihm mein Lebenlang meine Doſe nicht anbieten, geſetzt, daſs er vor Lüſternheit nach derſelben ſterben ſollte. Vielleicht wäre dieſes das beſte Mittel, ihn zu einer öffentlichen Abbitte und Ehrenerklärung gegen unſer Geſchlecht zu bringen; denn es iſt bekannt, wie ſtark der Appetit verwöhnter Naſen nach dieſer recht himmliſchen Ergötzlichkeit iſt, wenn man andre ſchnupfen ſieht. Es fällt mir hierbey der ſchöne Vers aus Günthern ein:

> Denke, wie es martern müſſe,
> Wenn ein müder Wandersmann,
> An den Ufern tiefer Flüſſe,
> Seinen Durſt nicht löſchen kann,
> Und mit Sehnſucht und Verdruſs
> Waſſer ſehn und dürſten muſs.

Denn ob er denſelben gleich auf die Liebe gedeutet haben wollen, ſo ſehe ich doch nicht ab, warum er nicht auch auf den Tobak gezogen werden könnte. Sie, mein werteſter Herr Biedermann, werden die Entſcheidung dieſes ganzen Streites groſsgünſtig auf ſich zu nehmen belieben, und unſer Geſchlecht, wegen ſolcher unverantwortlichen Auflagen, beſter maßen zu verteidigen wiſſen. Unmaßgeblich werden Sie unſerm Widerſacher vorſtellen können, daſs es noch nicht erwieſen ſey, daſs der Tobak bloß für die Männer erſchaffen worden: und daſs er uns vielleicht auch den Coffee würde verbieten wollen,

wenn es nur in seinen Kräften stünde; über welche himmelschreyende Ungerechtigkeit gewiss keine ärgere zu erdenken wäre. In der Tat scheinen alle seine Gründe eben sowol zuzureichen, uns diese Mode verhasst zu machen, als jene zu verbieten. Wer weiß auch, ob ihm nicht ehestens die Lust ankommt, auch davon eine Schrift heraus zu geben? Denn was wird wol hinführo vor ihm sicher seyn, nachdem er unsre Tobaksdosen, darinnen wir doch zuweilen unsrer Liebhaber Bilder bey uns führen, nicht zufrieden gelassen! Er mag es meinetwegen immer tun; aber ich beschwöre ihn, dass er es in deutscher Sprache tue, damit alle Personen meines Geschlechts es lesen, und sich also mit gesammter Hand wider ihn waffnen können. Ich kann mirs gar nicht einbilden, was er vor einen Groll auf unser Geschlecht haben müsse, uns auf eine so empfindliche Weise anzugreifen. Ich hoffe indessen, dass alle meine Mitschwestern, sonderlich diejenigen, so ihn kennen, für unsre Ehre eifern, und alle Mittel anwenden werden, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Ich bin 2c.

Leipzig 1727, den 20. Dec. **Tobacophila.** 140

Zweyundzwanzigstes Blatt.

XXXVII.

Wenn ich oftmals überlegt habe: ob der Handel oder die Kaufmannschaft einem gemeinen Wesen mehr nütze oder schade? so habe ich mich kaum entschließen können, wie ich diese Frage beantworten solle. Ich sah auf einer Seite all das Böse, so dadurch unter den Menschen entsteht. Alle Begierden, alle lasterhafte Neigungen unserer Herzen, dachte ich, werden durch Handel und Wandel nicht nur unterhalten, sondern mehr und mehr gereizt und gestärkt. Die Wollust bekommt von der Kaufmannschaft den allermerklichsten Zufluss unzähliger Ergötzlichkeiten. Alles was die Zunge und den Gaum kitzelt, alles was zur Gemächlichkeit des Körpers, ja zur überflüssigen Verzärtelung weichlicher Gliedmaßen dienet, wird uns durch das Gewerbe der Handelsleute über See und Land, viel tausend Meilen weit, zusammen gebracht. Asien hat nichts prächtiges, Afrika nichts seltsames, Amerika nichts kostbares, was nicht unserer Wollust Vorschub tun müsste. Beyde Indien zinsen uns ihre Trefflichkeiten. Die Chineser arbeiten für uns an Porzellan und gewebten Zeugen. Die Mohren graben uns das Gold aus den Bergwerken. Im Orient baut man uns den Tee und Kaffee, und in den Kanarieninseln bereitet man uns den feinsten Zucker. Bey allen diesen Stücken findet auch das Laster der Verschwendung Gelegenheit, sich zu äußern. Es

würde nicht möglich seyn, oftmals so viele tausend Taler in kurzer Zeit zu verprassen, wenn nicht der Handel mit seinen ausländischen Waren soviel Reizungen zu unmäßigen Ausgaben vor Augen stellen möchte. Der Stolz und Kleiderpracht findet gleichfalls seine Nahrung, durch die Bemühungen der Kaufleute. Unsere Aufzüge würden bey weitem so prächtig nicht seyn, wenn wir mit lauter inländischen Sachen stolzieren müssten. An der Haushaltung eines reichen Schlemmers haben oftmals, nicht nur alle Europäische Landschaften, sondern alle vier Weltteile gearbeitet: und es würde oft nichts, als ein ehrlicher deutscher Landwirt übrig bleiben, wenn ein jedes fremdes Volk oder Land das seinige zurück fordern möchte. Was soll ich endlich von dem Geize sagen? Findet er nicht ebenfalls bey der Handlung sein rechtes Element? Ein Kaufmann, der von dieser Gemütsneigung befreyt ist, wird selten reich werden: und es ist fast zu einer Regel geworden, daß Geiz und Ungerechtigkeit unzertrennliche Gefährten des Gewerbes zu seyn pflegen.

Wie aber alles und jedes in der Welt auf zweyerley Art betrachtet werden kann: so hat auch der Handel ein ganz andres Ansehen; wenn man ihn auf der entgegengesetzten Seite ansieht. Durch ihn hat das 145 ganze menschliche Geschlecht eine Gemeinschaft untereinander: durch ihn werden die entlegensten Völker zu Nachbarn und Freunden: durch ihn lernen wir die Weisheit Gottes mehr und mehr kennen, die sich in verschiedenen Ländern auch auf verschiedene Weise erwiesen hat: durch ihn erlangen wir endlich unzählige Mittel, teils unsere, teils anderer Menschen Glückseligkeit zu befördern.

Ich getraue mirs, aus meinen schon etliche mal erwähnten Grundsätzen, zu zeigen, dass es der göttlichen Absicht gemäß sey, Handel und Wandel zu treiben. Die Erdkugel mit ihren Einwohnern ist eine Stadt Gottes. Alles was die Natur in ihrem Bezirke hervor bringt, ist entweder mittelbar, oder unmittelbar dem Menschen zu gut bestimmt. Nun trägt ein Land nicht allerley Dinge. Hier ist an diesem, und dort an jenem ein Überfluss. Was unserm Vaterlande mangelt, davon hat eine benachbarte Provinz einen reichern Vorrat, als ihre Einwohner brauchen. Es hat sich nicht tun lassen, alle diese Dinge so gleich einzuteilen, als die Notdurft der Menschen es wol erforderte. Der Boden, der an Getreide fruchtbar ist, konnte nicht Wein tragen: und die See, so einen guten Fischfang darbietet, konnte nicht Holzungen und Wiesewachs verschaffen. Nichts kommt also mit der Vorsorge des Urhebers der Natur mehr überein, als die Vertauschung aller dieser natürlichen Güter unter den Bewohnern des Erdkreises. Und diese Vertauschung oder Auswechslung der Waaren gegeneinander, ist eben der Ursprung des ganzen Handels. Der Handel ist also nicht nur was erlaubtes, sondern gar was löbliches. Dadurch wird das menschliche Geschlecht mit allem dem versorgt, was Gott zu dessen irdischer Vergnügung ausersehen hat. Dadurch lernen wir die wohltätige Hand unsers Schöpfers desto besser kennen, und begreifen bey dem Genusse seiner so reichen Güter, wie groß die Glückseligkeit sey, die er uns auch in diesem vergänglichen Leben zugedacht und mitgeteilt hat

Was soll ich von dem Müßiggange, dem Quelle unzähliger Laster sagen, der durch nichts besser, als

durch die Kaufmannschaft verstopft wird? Wer nichts zu tun hat, der lernt Böses tun: der Handel aber gibt unzähligen Leuten Arbeit, die sonst vor langer Weile auf lauter schädliche Dinge verfallen würden. Man sieht nirgends weniger Bettler und armselige Leute, als da, wo der Handel im Flore ist. Die Holländischen, Englischen und Französischen Manufakturen ernähren viel tausend Leute, die sonst Diebe und Straßenräuber abgeben würden. Wie viel gute Künste werden nicht bey dieser Veranlassung erfunden? Wieviel nützliche Handarbeiten kommen nicht ans Licht, wenn sich alle Nationen fast um die Wette bemühen, ihre Nachbarn mit einer neuen Erfindung von nützlichen oder bequemen Sachen zu übertreffen. Je geschickter und glücklicher ein Volk darinnen ist, desto mehr gewinnt es dadurch; desto reicher wird der Staat; desto glücklicher wird auch das ganze gemeine Wesen. Von innen erlangt man einen Vorrat von allem, was zur Notdurft, zur Bequemlichkeit und zum Wohlstande gehört: von außen aber Sicherheit und Ruhe. Denn einen Staat, dem es an Geld und Reichtum nicht fehlt, scheut sich jeder Nachbar anzugreifen: weil er im Stande ist, alle seine Feinde mit Macht abzuhalten. Die Gelehrsamkeit selbst zieht ihre Vorteile aus der Handlung. Die Söhne begüteter Handelsleute sind um desto geschickter, in 146 freyen Künsten und Wissenschaften weit zu kommen: jeweniger sie für den Erwerb ihres Unterhaltes sorgen dürfen. Wer nur so studiert, dass er sein Brot dadurch will verdienen lernen: von dem hat die Gelehrsamkeit wenig Zuwachs zu hoffen. Wem aber seine Vorfahren soviel erworben haben, dass er mit aller Gemächlichkeit der Erweiterung seiner Gemütskräfte

obliegen kann, ohne durch die Sorgen der Nahrung darinnen gestört zu werden; der wird der Gelehrsamkeit die wichtigsten Dienste leisten können: wenn es ihm nur nicht entweder an der natürlichen Fähigkeit, oder an einer guten Anführung, oder endlich an Lust und Fleiße mangelt.

Der Misbrauch einer Sache hebt den rechten Gebrauch derselben niemals auf. Warum sollte denn die üble Anwendung der Handlung die ganze Kaufmannschaft in bösen Kredit bringen? Die lasterhaften Neigungen des Menschen machen sich oft die allerunschuldigsten Dinge zu Nutze; sollte man denn diese deswegen abschaffen, oder für verwerflich halten? Und was können denn also die guten Leute, so sich der Handlung befleißigen, dafür, daſs ihre Waaren zur Wollust und zum Pracht, zur Verschwendung und Üppigkeit, zum Geize und zur Ungerechtigkeit Vorschub tun müssen? Dieses geschieht nur zufälliger Weise. Man setze einmal, daſs alle Bürger in einer Republik tugendhafte Leute wären: würden da nicht alle diese Laster was unerhörtes seyn? Und doch würde der Handel nicht abgeschafft werden dürfen. Nur ein jeder würde sich der, durch Hilfe und Vermittelung der Kaufleute angeschafften Güter, nach seinem Stande und Vermögen, wiewol mäßig und nach den Regeln der gesunden Vernunft, bedienen. Die Absichten rechtschaffener Handelsherren sind gar nicht, die Lasterhaften noch lasterhafter zu machen: sondern ihren Mitbürgern anstatt der inländischen Waaren, daran man einen Überfluſs hat, ausländische zu verschaffen; derer man sich zur Notdurft und Belustigung, zur Bequemlichkeit und zum Wohlstande, auf eine erlaubte Weise bedienen kann.

Ich schreibe dieses zur Zeit der Leipziger Neujahrsmesse; wo ich mich voritzo gegenwärtig befinde. Der Eindruck, den mir die Sinne davon machten, hat mich veranlasst, die Vorteile zu überlegen, die durch den Handel überhaupt allen Ländern erwachsen. Ich kann aber noch insbesondere zeigen, dass Meißen, und insonderheit Leipzig, sein größtes Aufnehmen der Kaufmannschaft zu danken hat. Sachsen hat von der Natur an vielen Gütern einen großen Überfluss, und der Fleiß seiner Einwohner weiß dieselben in solche Waaren zu verwandeln, die von Auswärtigen gesucht werden. Unsre Bergwerke sind eine unerschöpfliche Schatzkammer, von allerley Metallen und Mineralien, daran es den meisten Provinzen von Deutschland, ja ganz Polen, Preußen, Dänemark, Holland und Engelland fehlt. Nur der Eisenwerke und der blauen Farbe zu gedenken, so ist es gewiss, dass dadurch jährlich große Schätze ins Land gezogen werden. Die letztere ist gleichsam ein Eigentum unserer Landschaft: nicht zwar was die Materialien anlangt; sondern im Absehen auf den Handgriff, wie dieselbe zubereitet wird. Es ist aber ganz billig, dass eine Nation aus dergleichen nützlichen Erfindungen ein Geheimnis macht, um die Vorteile von ihrer Geschicklichkeit zu ziehen, die sonst ein jeder Künstler von seiner Handarbeit zu ziehen berechtigt ist. 147

Was soll ich von andern leinenen, wöllenen und seidenen Manufakturen sagen, die in unsern Sächsischen Landen verfertigt werden? In der Oberlausitz, gegen das Gebirge zu, wird eine unsägliche Menge der schönsten Leinwand gemacht, die nach Holland und Engelland sehr häufig verschickt wird. Unsre Wollarbeiter verfertigen sehr gute Tücher und

Zeuge, die weit und breit verhandelt werden. Ja die Wolle, so von unsern Schäfereyen jährlich zu Markte kommt, ist allein nicht zulänglich, unsern Tuchmachern Arbeit genug zu schaffen. Die Siebenbürgischen Kaufleute haben uns seit wenigen Jahren, bis aus Griechenland, dergleichen zugeführt; wodurch uns also derjenige Mangel reichlich ersetzt wird, der etwa hätte entstehen können, seitdem in einem angränzenden Gebiete die Ausfuhr dieser und anderer Waaren untersagt worden. Zu den Seiden- und Sammtfabriken kann man auch die goldenen und silbernen Stoffe, Borten, Tressen und Spitzen rechnen, die in und um Leipzig gemacht werden, und täglich mehr in Flor kommen. Müssen gleich die Materialien dazu von außen eingeführt werden: so gewinnt doch teils der Handwerker dadurch sein täglich Brot, teils aber zieht auch der Kaufmann seinen reichlichen Unterhalt davon. Hierzu will ich noch den Spitzenhandel setzen. Ohngeachtet dieses zarte Gewebe fast nur zum Putze des Frauenzimmers gebraucht wird; so erhalten sich doch in derjenigen Gegend, die wir das Gebirge nennen, unzählige arme Leute, beydes Geschlechtes, durch die Verfertigung desselben: und folglich wächst auch vermittelst dieser Kleinigkeit unserm Vaterlande mancher Vorteil zu.

Das beste hätte* ich fast vergessen, ich meyne den Porzellan, der in unserm Meißen nunmehro fast eben so gut, als in Ostindien verfertigt wird. Es ist bekannt, wie hoch diese Erfindung zu schätzen ist, und wie weit man es in derselben gebracht hat. Die künstliche Malerey des hiesigen Porzellans übertrifft aller Japonesen Schildereyen, und man weiß also

* Gedruckt ist: sollte.

den Morgenländern in diesem Stücke Trotz zu bieten. Sind gleich die Vorteile, so bisher von dieser Arbeit unserm Vaterlande zugeflossen, so groß noch nicht: so werden sie doch sonder Zweifel wachsen, wenn man sie in größerer Anzahl verfertigen, und in wohlfeilerm Preise, als die orientalischen Gefäße, wird geben können. Die Natur des Handels bringt es mit sich, daſs er sich dahin zieht, und da den meisten Vorteil bringt, wo man eine Waare am wohlfeilsten geben kann.

Wenn nun der starke Handel, der in Leipzig auf drey berühmten Messen getrieben wird, alle diese inländische Sachen an auswärtige Kaufleute, entweder für bar Geld überläſst, oder für andre Waaren vertauscht: so sieht ja ein jeder, wie vorteilhaft derselbe dem ganzen Lande seyn müsse. Die Einwohner lassen sich von den Fremden ihre Arbeit bezahlen; ja sie erwerben sich dadurch alles, was sie von ausländischen Sachen zu ihrem Unterhalte und Vergnügen nötig haben. Der Leipziger Handel ist also eine Quelle vieler Glückseligkeit, die sich durch das ganze Land ergießt; obgleich die Kanäle, dadurch solches geschieht, so sichtbar nicht sind. Alle Bürger genießen das Gute, so daher entstehet: Der Adel selbst zieht unzählige Vorteile davon, und die Kammer unsers allergnädigsten Landesherrn hat die stattlichsten Einkünfte daraus zu heben; die ihn zu einem der größten, reichsten, und mächtigsten Häupter von ganz Deutschland machen. 148

Dreyundzwanzigstes Blatt.

XXXIX.

Man will mit aller Gewalt eine Frauenzimmer-Akademie aufrichten. In meinem XXIsten Blatte* ist mir der erste Entwurf dazu gemacht, und in dem XXXIIsten** habe ich das Gutachten verschiedener vornehmer Damen darüber meinen Lesern mitgeteilt. Itzo kann ich wieder einen neuen Vorschlag vor Augen legen, der mir nach der Zeit deswegen gemacht worden. Ich werde das Urteil davon einem jeden selbst überlassen: Doch dünkt mich, dass der bekannte Kapitain Gulliver auf der Insel Laputa nichts geringes aus der Acht gelassen; da er die daselbst befindlichen Projektenmacher nicht mit einem Worte an dergleichen weibliche hohe Schulen gedenken lassen.

Wertgeschätzter Herr Biedermann,

Ich habe seit einem halben Jahre mit meinen Gedanken gestritten, ob ich mich entschließen sollte, Sie mit meiner Zuschrift zu beschweren. Ein zärtlicher Freundschaftstrieb erlaubt mir nicht länger zu schweigen; ich liebe ihre Schriften 2c. Ich bin gesonnen, ihnen in diesem Blatte eine Lobrede zu halten, weil ich mich mein Lebenlang nicht an Schmeicheleyen gewöhnt habe. Meine Jahre sind nicht die jüngsten, und ich würde mich selbst strafen müssen, wenn ich mich anitzo erst durch verstellte Worte in der Welt Gunst einzuschleichen gedächte. Ich

* Dem 15. der vorliegenden Ausgabe. ** Dem 20. d. v. A.

wohne auf meinem Landgute, bey Erfurt gelegen; gewisser Ursachen halber verschweige ich dessen eigentlichen Namen. Ich kann inzwischen nicht leugnen, daſs mich das 32ste* von ihren Blättern besonders vergnügt hat. Ich pflege auch alle Jahre das sogenannte Kirmeſsfest mitzuhalten, da denn ein und anderer guter Freund bey mir einspricht. Ich sehe zwar lieber einen Zuspruch bey mir, als ich selbst ausfahre. Dem allen ungeachtet wollte ich alle Bequemlichkeit beyseite setzen, wenn ich Gelegenheit haben könnte, meinen wertgeschätzten Herrn Biedermann, und durch Sie auch den redlichen Sophronistus mit seiner geliebten Euphrosyne, und lieben Angehörigen, persönlich kennen zu lernen. Ich stelle mir dieses angenehme Paar, ihrer Beschreibung nach, recht vollkommen an Tugend und Vernunft vor. Die schöne Gesellschaft, so das Kirmeſsfest daselbst begehen helfen, hat mir so auserlesen geschienen, daſs ich mit inniger Freude an dieselbe gedenke, und nichts mehr wünsche, als daſs ich gleichfalls der angenehmen Unterhaltung, mit welcher sie dazumal die Stunden zu verkürzen gesucht, hätte beywohnen können. I 153 Doch hat der ungemeine Einfall von meinem wertgeschätzten Herrn Biedermann, vor aller andern Lust, bey mir den Vorzug behalten, indem sie in Anwesenheit einer solchen ansehnlichen Zahl Damen und Kavalliere, die Frage, wegen der aufzurichtenden Frauenzimmer-Akademie aufgeworfen. Die unterschiedlichen Urteile, so man dabey gefällt, lasse ich an ihren Ort gestellt seyn, und halte davor, die Sittsamkeit der Damen habe nicht zugeben wollen, ihre rechte Meynung davon zu entdecken. Denn daſs die vernünftige Euphrosyne vor allen andern die einzige gewesen, deren Stimme etwas gegolten, indem sie den kurzen Bescheid gegeben, man sollte nur alles so

* Das 20. Blatt in der vorliegenden Ausgabe.

lassen, wie es wäre, und den dabey vorfallenden Schwierigkeiten durch andere Mittel abzuhelfen bedacht seyn, solches kommt mir etwas verdächtig vor. Vielleicht ist sie von Jugend auf bloß zur Wirtschaft angeführt worden, und ihre itzigen Jahre möchtens nicht mehr erlauben, sich in Wissenschaften unterweisen zu lassen. Der Wohlstand hat von meinem hochgeehrten Herrn Biedermann erfordert, sie vor allen andern mit Stillschweigen anzuhören, weil Sie viel Höflichkeiten in ihrem Hause genießen. Außerdem, wenn sie mir im Vertrauen gestehen sollten, würden sie vielleicht nicht einig mit ihr seyn. Erlauben sie mir mein Gutdünken davon zu entdecken. Sie haben zwar neulich ihren mir unbekannten Korrespondenten gänzlich damit abgewiesen: doch finden vielleicht meine Gedanken ein geneigter Gehör. Ich zweifle keineswegs, daß nicht die in Vorschlag gebrachte Frauenzimmer-Akademie ins Werk zu richten, möglich seyn sollte, und zwar auf folgende Art: Fänden die Mütter bey ihren annoch zarten Töchtern, daß sie Gaben zum Studieren besäßen, so dürften sie dieselben nur, mit einem und dem andern Gelehrten, Privatstunden halten lassen, bis sie die Vollkommenheit erreicht hätten, daß sie weiter keinen Unterricht brauchten. Wozu ihre Neigung eine jede triebe, dazu müsste man sie anführen lassen, so daß man unter ihnen Geistliche, Rechtsgelehrte, Arzeneyverständige und Weltweise, ja überhaupt alle Arten der Gelehrten anträfe. Dergestalt würde in wenig Jahren so viel geschicktes Frauenzimmer als Mannspersonen zu finden seyn. Ihrem Werte und Wissenschaft nach müsste man eben aus ihnen Doktores und Professores machen, damit ihre Bemühungen gleichfalls einige Belohnung von Ehrenstellen zugewarten hätten. Nicht zwar darum, daß sie den jungen Mannspersonen als Lehrerinnen dienen sollten: darinnen hat

die bescheidene Aspasia ganz recht. Was würde nicht für Unordnung und Misbrauch entstehen, wenn die jungen studierenden Herren eine schöne Professorin vor sich sähen? Die Gelehrsamkeit des Frauenzimmers sollte zu zweyerley Stücken angewendet werden; und zwar erstlich ihres gleichen zu unterrichten. Wollten sie Kollegia und Disputationen halten, so müsste keine Mannsperson, sondern nur Frauenzimmer hinein gehen. Solchergestalt könnten gar wohl in einer Stadt zwey Akademien aufgerichtet werden. Es würde dadurch kein Misbrauch und keine Unordnung entstehen, wenn Mannspersonen zu ihres gleichen in Kollegia gingen, und Frauenzimmer bey ihrem Geschlechte blieben. Alsdann würde man der Damen Gelehrsamkeit kein unordentlich Bücherlesen nennen können, das jetzo weiter zu nichts dienet, als dass es Schmeichlern Gelegenheit gibt, oftmals ihre Schwäche zu entdecken. Andern Teils könnte man sich auch diesen Nutzen von ihren Wissenschaften versprechen, dass auch unter unserm 154 Geschlechte hernachmal fleißigere und gelehrtere Männer würden anzutreffen seyn. Alte und Junge würden sich ja schämen, wenn Frauenzimmer in ihrer Gelehrsamkeit dieselben überträfen. Es würde alles schlechte Latein an den Bettelstab kommen; die Herren Professoren würden genötigt seyn, ihr Lesen nicht so ofte ohne erhebliche Ursachen auszusetzen. Die Sittenlehrer würden gezwungen werden, ihr Leben nach ihren Lehren einzurichten, und dadurch würden viel Ärgernisse gehoben werden. Denn mancher kann seinem Lehrlinge die schönste Moral vorpredigen; wenn es aber bey ihm zur Ausübung kommen soll, ist er vielmals öffentlichen Lastern ergeben, so dass zarte Gemüter daher den größten Anstoß zu nehmen Anlass haben. Ich bin gewiss, würden sie bey der Frauenzimmer-Akademie bemerken, dass dieselben Fleiß

anwendeten, was sie gelehrt hätten, auch in der Tat auszuüben; sie würden gewiß in sich gehen, und dem sonst so genannten schwachen Werkzeuge den Vorzug keineswegs mehr streitig machen. Von meinen ersten Jahren an bin ich, ohne Ruhm zu melden, unterschiedene Länder und Städte durchreist: wo ich nun Universitäten angetroffen, da habe ich mich allezeit um die Gelehrten bekümmert, bin auch vielmals, als ein Fremder, bald da, bald dort in die Kollegia gegangen. Solchergestalt sind mir vielerley Menschen vorgekommen, denen es besser gewesen wäre, sie hätten sich niemals dafür ausgegeben, was sie vorstellen wollten. Bey diesem Geständnis aber suche ich keineswegs der studierenden Jugend eine Verachtung gegen ihre Professoren einzuprägen. Nein, das sey ferne. Ich will meinem wertgeschätzten Herrn Biedermann dadurch nur beweisen, daß die Frauenzimmer-Akademien der gelehrten Welt mehr Nutzen als Schaden stiften würden, im Fall sie sollten aufgerichtet werden. Und gewiß, ein jeder Landesherr würde sich nicht entäußern, ein gewisses Kapital zu ihrer Unterhaltung auszumachen, um dadurch sowol das gemeine Beste zu befördern, als seinen eigenen Ruhm und Namen zu vergrößern. Wollte ein und der andere einwenden, es würde auf die Art kein Hauswirt eine wirtliche Frau mehr bekommen können, wenn sich die mehrsten in die Gelehrsamkeit vertieften, und daher die Haushaltungssorgen in Vergessenheit stellten, daß sie nachmals einem Manne nur als ein unnützer Hausrat beschwerlich fallen würden: So will ich nur zum voraus sagen, sie würden nicht vergessen sich auch darin unterrichten zu lassen. Man kann ja nicht stetig über den Büchern sitzen, und also würden sie die Stunden, so andere zur Ergötzlichkeit anwenden, zur Erlernung der Wirtschaft gebrauchen. Ich könnte noch vieles erinnern,

will es aber auf eine andere Zeit ausgesetzt seyn lassen. Das Blatt ist mir unvermerkt mit so viel Zeilen angefüllt worden, dass ich desfalls um Vergebung zu bitten, mich genötigt sehe. Doch sollte mir ein besonderer Gefallen geschehen, wann sie mir die Freundschaft erwiesen, und Gegenwärtiges mit in ihre Schriften setzen. Warum ich mich der Sache mit solchem Eyfer angenommen, ist deswegen geschehen, weil ich in der Meynung stehe, es würde die Abhandlung dieser Materie beyderley Geschlechte nicht zuwider seyn. Ist schon ein oder mehrmals davon geschrieben worden, so habe ich doch manchesmal ein Thema etliche mal, nur mit veränderten Worten ausgeführt befunden, und diese Erfahrung hat mich auch hierin so kühn gemacht. Ehe ich schließe, will ich Sie nochmals gebeten haben, zu glauben, dass ich in der Tat 155 Ihr wahrer Freund bin. Vielerley Unpässlichkeiten verhindern mich, von meinen Gütern zu kommen, und daher muss ich schriftlich bezeigen, was mir mündlich zu tun verboten ist. Ich will mirs vorbehalten, so bald Sie sich auf meine Zuschrift werden erklärt haben, Ihnen meine Pferde und Wagen anzubieten, um Sie persönlich bey mir zu sehen, und Ihnen einige Höflichkeit bezeigen zu können. Sie haben nicht mehr als neun Meilen zu fahren, und können so lange als Ihnen beliebt bey mir bleiben. Meine Familie besteht aus mir, meiner Frauen und einem Sohne, welcher aber bereits auf Reisen ist: Daher sehen wir es gerne, wann ein guter Freund nicht sogleich wieder von uns eilet. Bis dahin empfehle ich mich, und gestehe, dass ich unausgesetzt verbleibe

Meines wertgeschätzten Herrn Biedermanns

ergebener aufrichtiger Freund

den 26. Dez. 1727. **Freiherr von N.**

Aus Schlesien habe ich neulich folgendes Schreiben erhalten.

Wohlgebohrner Herr,
Vielgeehrter Herr Vetter,

Ich bin sehr erfreut, dass ich in unsrer Familie jemand gefunden, der sich durch öffentliche Schriften in der Welt bekannt macht, und es ist mir desto lieber, dass mein werter Herr Vetter, als ein wahrer Biedermann, unsern Geschlechtsnamen nicht verleugnet, sondern ihn frey heraus gesteht; weit anders als soviel ungenannte und falschbenamte Skribenten zu tun pflegen. Ja Sie haben auch vor allen Spektateurs, Gardians und wie sie weiter Namen haben mögen, den Vorzug, dass Sie sich keine seltsame Benennung erdenken dürfen, Ihre Schriften dadurch zu verkaufen. Fahren Sie nur fort, Ihr löbliches Vorhaben auszuführen, und seyn versichert, dass das ganze schlesische Geschlecht der Biedermänner sich große Stücke auf Sie einbildet. Ich habe mir die Freyheit genommen, Eurer Wohlgeb. hiemit zum Neuen Jahre alles Vergnügen anzuwünschen, und mir auch unbekannter Weise dero Gnade und freundvetterliche Zuneigung auszubitten. Kann ich Ihnen in unserm Schlesien und sonderlich in Liegnitz einige Gefälligkeiten erweisen, so haben Sie nur zu befehlen. Ich bin mit aller Ergebenheit

Eurer Wohlgebohrnen,
Meines wertesten Herrn Vetters

Liegnitz, 1728.
den 2. Jan.

ergebenster Vetter und Diener
Baron von Biedermann.

Mein Herr Vetter tut mir viel unverdiente Ehre an, dafür ich Ihm indessen herzlich verbunden bin. Ich weiß mich aber nicht recht zu besinnen, wie nahe wir miteinander verwandt sind. Dahero wünschte ich, daſs derjenige Autor, der in Regenspurg itzo die Stammtafeln merkwürdiger Familien heraus gibt, auch das Geschlechtregister der Biedermänner ans Licht stellen möchte. 156

Vierundzwanzigstes Blatt.

XLIII.

Unsre Deutschen sind es noch nicht überdrüssig geworden, ausländischer Gewohnheiten halber weite Reisen zu tun, viel Geld und Zeit zu verschwenden, und sich in die seltsamsten Eitelkeiten zu vertiefen. Das Venetianische Fastnachtspiel, lockt noch manchen, sein Vaterland auf eine zeitlang zu verlassen und sich an den Italienischen Phantaseyen zu belustigen. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß alle, so demselben beygewohnt, soviel Stärke des Gemütes besessen hätten, als derjenige, der mir folgenden Brief zugeschrieben. Daß sich ein Mensch zuweilen ein Vergnügen machen könne und solle, ist ein Satz, den auch der strengste Sittenlehrer nicht tadeln kann. Daß aber solches allezeit durch die Regeln der Vernunft und Tugend eingeschränkt und gemäßigt werden müsse, werden gleichfalls alle Verständige zugeben. Ich behalte mirs vor, meine Gedanken von dem Karneval ein andermal ausführlich zu entdecken. So lautet indessen der Brief:

Holla! Herr Biedermann,

Ich habe der Welt etwas zu sagen, und damit sie solches hören möge, so erlaubt mir ein wenig eure Maschine, welcher ihr euch mit so gutem Vorteile bedient, wenn ihr die Welt anschreyt. Mit Gunst! lasset mir auf allen denen Schauplätzen, die ihr in denen Deutschen

Buchläden habt, nur so viel Platz, dass ich den einen Fuß setzen kann, so will ich schon sehen, wie ich mich auf diese Art behelfen und an die Umstehenden herunter reden möge. Ihr wisst, dass ich anitzo zu Venedig lebe, zu einer solchen Zeit, da man das Karneval besucht: und zu gleicher Zeit erinnert ihr euch, dass es mir schon lange Zeit, ehe ich solches gesehen, beliebt, auf die Art von Lustbarkeiten, als auf etwas sehr böses, zu schmählen. Ich besuche das Karneval täglich mit größtem Vergnügen, weil ich in unbekannter Gestalt andere unbekannte Gestalten sehe, unbekannter Weise mit ihnen umgehe, unbekannt tanze, und unbekannt meine Betrachtungen anstelle. Man ehrt mich unbekannter Weise: man verachtet mich auch unbekannter Weise. Mein Habit ist bisweilen ein rosenfarbener taffender Domino mit silbern Spitzen; denn dieser wird in alle Schranken gelassen. Die Maske vor dem Gesicht ist schwarz; denn wenn ich dieselbe abnehme, sehe ich desto weißer. An dieser hängt ein Bart von Taffend, welcher verhindert, dass es mir nicht so aus dem Munde riecht. Auf den Kopf setze ich mehrenteils nur den Hut; denn dieses ist am bequemsten. Zu einigen Zeiten verkleide ich mich auch wohl in einen Bauer. Aber alsdenn werde ich auch wohl zurück gewiesen, oder man lässt mich doch wenigstens nicht eher 169 hinein, bis man mein Kleid anfühlt, ob es seiden oder wöllen ist. Doch dieses ist mein wenigster Verdruss: Vielmehr lache ich bey mir selbst, und rede in Gedanken meinen Bauer also an: Da siehst du verachtetes Bäuerlein, wie wenig das Wesen der innerlichen Verdienste beobachtet wird. In die Schranken der Ehre kommen nur diejenigen, welche einen Domino- oder Nobili-Rock überzogen haben. (Denn es pflegt sehr selten zu geschehen, dass man unter den Habit sieht, ob etwa eine Brokatne Weste darunter

steckt.) Dadurch bin ich fast verleitet worden, meine jederzeit eifrigst verteidigte Schubkastenphilosophie zu widerrufen: Und da ich sonsten geglaubt, alle Substanzen in der Welt wären gewisse Arten Schubkästen, so scheint mir nunmehro die Meynung einiger Neuern fast wahrscheinlicher, wenn sie behaupten, daſs alle Substanzen und so gar auch die Akzidentia Kleider seyn. Das einzige, was mich noch abhält, dieser neuern Weltweisheit beyzupflichten, ist dieses, daſs sie allzu neu ist: da im Gegenteil die erstere sehr wohl aus dem Aristotele kann hergeholt werden. Inzwischen habe ich mir aus den vornehmsten Grundsätzen derselben eine vollständige Maske verfertigt, welche ohne Ruhm zu melden, gar artig zu einem kurzen Auszuge dienen kann. Und wenn ich solche einmal den Schülern der Weisheit lehren sollte, würde ich ohnfehlbar den Habit dazu anziehen, und ihrem Gedächtnisse hierdurch zu statten kommen. Auf dem Kopfe hatte ich einen groſzen Hut, mit der Überschrift: Mut, Tapferkeit und Adel ist ein Hut. Ich trug eine groſze Karree-Perrücke, auf welcher zu lesen war: Seltsame Einfälle sind Karree-Perrücken. An meinem Halse hieng eine Krause mit Spitzen, nebst den Worten: Der Ehestand ist eine Halskrause mit Spitzen. Auf meinem Hemde stand: Die Eitelkeit ist ein Hemde. Auf meinem Brustlatze: Reichtum ist ein Brustlatz; auf meiner Weste: der Eigennutz ist eine Weste; auf meinem Oberrocke: die Selbstliebe ist ein Oberrock, und auf dem Mantel, welcher noch darüber hing: die Religion ist ein Mantel. Meine Hosen hatten die Überschrift: das Gewissen ist ein paar Hosen, welche zur Bedeckung der Wollust und Unfläterey gemacht sind, aber auch zum Dienst beyder gar leichtlich herunter gezogen werden. Ich hatte ein paar Strümpfe mit goldenen Zwickeln angezogen, und

darauf geschrieben: Superfizielle Wissenschaften sind Strümpfe mit goldnen Zwickeln. Hierzu borgte ich mir ein paar Schuhe von meinem Gondelierer, welche der Sänftenträger ihren bey uns gleichen, und setzte darzu: die Redlichkeit ist ein paar Schuhe, die in dem Kote ausgetreten sind.

Anfangs vermeynte ich durch diese Verkleidung einige Aufmerksamkeit zu erwecken; allein fast den meisten von der Versammlung war dieses nicht fremd, und ich hörte, wie sie heimlich unter einander sagten: Das ist was altes.

Doch es ist schon lange, Herr Biedermann, dass ich mit einem Beine auf eurer Maschine stehe: und weil mir solches etwas sauer wird, so muss ich machen, dass ich zur Hauptsache komme, weswegen ich herauf getreten bin. Nämlich, ich will hier vor dem Angesicht der ganzen Welt beweisen, wie unrecht es sey, Karnevals oder Redouten zu besuchen. Denn so wohl ein Mediziner den Schnupftabak verwerfen und solchen doch selbst gebrauchen kann: sowohl einer auf die große Menge neuer Bücher eyfern kann, der doch selbst mit seinen Schmiralien einen ersticken könnte; eben sowohl kann ich wider die Redoute schreiben, ob ich gleich selbst derselben beygewohnt habe. Höret demnach, ihr lieben Landsleute, die ich gerne auch bey meiner Entfernung erbauen wollte, höret und merket! Redoute! Redoute! Redoute! Klingt euch solches nicht ganz redoutable? Und wie sollte sie es nicht auch seyn, da dieses fürchterliche Wort von jenem den Ursprung hat. Die Sache kommt auch mit dem Namen genau überein. Stellt euch nur vor, wenn euch ohngefähr des Nachts im finstern eine Maske begegnen würde, welche mit ihrem Gesichte denen Schädeln gleichte, die einige Jahre auf dem Rade gelegen, oder in denen Beinhäusern anzutreffen sind, nebst einer solchen Hülle, dergleichen ge-

170

meiniglich die Gespenster umzunehmen pflegen, in was vor Furcht und Schrecken würdet ihr nicht durch ein solches Ansehen gesetzt werden? Hat nicht der größte Feind des menschlichen Geschlechts die erste Redoute zum Verderben und Schaden unser aller gehalten? Versteckte er sich nicht zuerst unter die Maske einer Schlangen, und ward also ein schädlicher Verführer? Sind also nicht die Masken eine verteufelte Erfindung? Hätte er ohne Maske diese Versuchung vollführt, so würde es recht und erlaubt seyn, unsere Gesichter zu vermaskieren, und im Gegenteil unrecht, ohne Maske zu gehen, und ihm gleich zu werden. Nachdem er sich aber einer Verstellung gebraucht, so ist alle Verstellung unrecht. Viele werden zwar meinen Beweisgrund nicht für überzeugend halten, weil sie solchen nicht verstehen; denen ich aber durch andere leichtere Beweise zu statten kommen will. Die Lustbarkeiten der Karnevals, wie sie jetzo gehalten werden, sind, von den Heyden auf uns gekommen: dieses leugnen die Liebhaber derselben gar nicht. Alle Lust aber, welche sich die Heyden gemacht haben, muss von uns vermieden werden. Dieses ist ohnstreitig. Und wenn ich könnte überzeugt werden, dass ein Heyde gern Austern gegessen, und seine Lust an Pferden gehabt; so sollten weder jene in mein Maul, noch diese in meinen Stall kommen. Man macht sich durch die hässlichen Masken mit allem Fleiße ungestaltet, und ist folglich mit demjenigen Gesichte und Ansehen nicht zufrieden, welches man von Natur hat. Man untersteht sich, seinen Leib anders zu bilden, und die Schöpfung gleichsam zu meistern. Aus einem Menschen wird man ein unvernünftiges Tier, ein lebloser Stuhl, eine hölzerne Windmühle, ein Italienersalat, und was man nur will. Ohne Zweifel kommt solches aus einer hochmütigen Begierde her, alles zu seyn. Niemand

überlegt, dass, wenn er also geboren, er als eine unglückliche Misgeburt andern zum Abscheu leben würde. Wir haben nur neulichst ein denkwürdiges Exempel gehabt, da eine Mutter, welche täglich auf die Redoute gegangen, ein Kind zur Welt geboren, an dessen Gesicht ordentlich eine Maske von Fleisch angewachsen, und an dessen Leibe lauter rote, gelbe und grüne Flecken zu sehen gewesen: Denn die Mutter war meistenteils in Harlekins-Habit auf die Redoute gegangen. Die Ältern, welche von großem Vermögen waren, hätten viel Geld darum gegeben, wenn diesem hätte können abgeholfen werden. Allein, weil es unmöglich ist, müssen sie es zu ihrer Strafe mit ansehen. Was sehen wir ferner auf den Redouten nicht für vielerley fremde Trachten? Türken, Tartarn, Polen, Spanier, Holländer, Franzosen u. s. f. Ach wie bald kann es geschehen, dass dieselben wirklich ins Land kommen! Ihr guten Venetianer, ihr verkleidet euch in Türken! seht nur zu, dass nicht die Türken einmal eine Redoute mit euch spielen, die euch sehr übel bekommt. Ich habe wohl eher erlebt, dass es einmal in 171 meinen Vaterlande Mode gewesen, Schwedische Aufschläge auf den Ärmeln zu tragen, und dass kurz hernach die Schweden ins Land gekommen. In einem andern Lande bemalte man alles mit Japanischen Figuren. Was geschah? die Japaner fielen in selbiges Land und verwüsteten es. Im Jahr 1420 hat sichs in Paris zugetragen, dass unter andern eine sehr lange vermaskierte Person auf die Redoute gekommen, und etliche Damen zum Tanz aufgezogen. Bey dem letztern Tanzen zieht diese Maske den Domino etwas herauf, da man denn nicht ohne Entsetzen einen Pferdefuß wahrgenommen. Die Maske ist sogleich verschwunden, und hat auf dem Redoutensaal einen greulichen Stank hinter sich gelassen. Zwey Damen

wurden vor Erschrecknis krank, und musſten auch darüber sterben, und viele andere waren ihre ganze Lebenzeit über nicht zu tröſten. Im Jahre 1630 war zu Laputa Redoute. Auf ſelbige kam eine Maske mit einem Pferdefuße und Kuhſchwanze. Dieſe gieng bey allen anweſenden Masken herum, ſah ihnen ſtarr unter die Augen, und verſchwand darauf mit einem gräſslichen Gepolter. Was geſchah? Es konnte hierauf kein einziger ſeine Larve von dem Geſichte herunter bringen, und ſie muſsten insgeſammt ſolche ein ganzes Viertel Jahr behalten, bis endlich ein Pfaffe ihnen den Rat gab, den ganzen Kopf in das Weyhwaſſer zu tauchen, welches ihnen auch wieder zu den vorigen Geſichtern verhalf. Ich könnte mehr dergleichen Exempel anführen; allein dieſe werden vorjetzo zulänglich ſeyn. Jenes iſt in einem gedruckten und glaubwürdigen Geſchichtſchreiber zu leſen: dieſes aber ſteht in einem MSCt des Herrn Kapitain Gullivers, welches mir ein vornehmer Gönner durchzuleſen erlaubt hat, welche Gütigkeit ich hier öffentlich nicht ungerühmt laſſen kann. Ich ſchließe meine Abhandlung noch mit einem ſehr gründlichen Beweiſe. Denn daſs die Redouten und die Beſuchung derſelben unrecht ſind, erweiſe ich noch auf folgende mathematiſche oder zum wenigſten mathematik ähnliche Art:

Beweis.

* * * * * * * * * *

* * * * * * * * * *

Q. E. D.

Hiermit mache ich euch wieder Platz, Herr Biedermann, und danke ſchuldigſt, daſs ihr dieſe kurze Zeit ein wenig zugerückt habt. Schließlich bitte ich euch, warnet doch als ein redlicher Biedermann, eure Landsleute vor einer ſehr gefährlichen Schrift, welche leider! ſchon unter der Preſſe

ist, und den Titel führen soll: Erlaubte und nützliche Redouten-Lust. So viel ich gelesen habe, finde ich eben nichts unrechtes darinnen. Es ist aber doch gefährlich, solche Bücher heraus zu geben, und zwar deswegen, weil es gefährlich ist. Wenn der Verfasser desselben Buchs den Nutzen dieser Lust anführt, so sagt er, man könne durch sinnreiche Masken sich in Ansehen setzen, auch wol gar Ehrenämter davon tragen. Er führt deswegen ein ganz neues Exempel an, da einer in Gestalt des Aristoteles erschienen, und seine Mütze, Mantel, Weste und Beinkleider mit den sinnreichsten Überschriften geziert hat. Der Urheber solcher Erfindung ist ungemein bewundert worden, und er stehet jetzo noch bey sich an, ob er um den Titel eines Inventions-Rats anhalten, oder ob er warten will, bis man ihm solchen freywillig anträgt. Dieses habe ich euch nur im Weggehen noch melden wollen, der ich verbleibe

Venedig, den 10. Febr. 1728. Euer

Freund ohne Maske [172]

Fünfundzwanzigstes Blatt.

XLIV.

Mir ist vor einigen Tagen ein gedruckter Bogen in die Hände gekommen, darinnen ein guter Freund dem andern bey einer gewissen Gelegenheit Glück gewünscht. So selten dergleichen Papiere einige Aufmerksamkeit verdienen; weil ihr Inhalt mehrenteils weder Verstand noch Geist, weder eine reine Sprache noch richtige Poesie zeigt: so würdig schien mir dieses Blatt, daſs es vielen Kennern bekannt gemacht, ja auch vor dem Untergange bewahrt würde. Der Verfasser desselben hatte sich nicht genennet, sonst würde ich nicht unterlassen, seinen Namen zu wiederholen: Er wird mirs aber erlauben, daſs ich meine Leser zu vergnügen, ein Stück aus seiner Schrift in dies Blatt setze. Es ist eine sinnreiche Fabel, dadurch er uns eine Abbildung von dem verderbten Geschmacke, einer leider! sehr gemeinen Sache gegeben; und diese dünkt mich so lehrreich zu seyn, daſs ich kein Bedenken trage, meine Blätter damit auszuputzen. So lautet sie:

= = Ich bildete mir ein, schreibt er, als wenn „sich meinem Gemüte der Geist des verderbten Ge„schmackes vorstellte. = = Sein Ansehen war lächer„lich, und ich kann die Stellung seines scheinbaren „Leibes nicht besser, als unter der Gestalt des Elendes „abbilden. Noch ungereimter schien mir seine Kleidung „zu seyn. Sie war aus unzähligen Flecken zusammen

„gesetzt. Ein jeder Fleck hatte seine eigene Farbe,
„und die Trachten aller berühmten Nationen waren
„hier in einem einzigen Kleide zu sehen. Dabey
„wusste er seine Zuschauer durch seltsame Posituren
„zum Lachen zu bewegen: wiewohl ich noch ungewiss
„bin, ob das Gelächter von einem allgemeinen Bey-
„falle, oder von dem abgeschmackten Wesen dieser
„albern Gottheit herrühren mochte. Zu Begleitern
„hatte er eine Menge kleiner Geister. Sie schienen
„ihm sehr ähnlich zu seyn, daher ich denn ganz wahr-
„scheinlich mutmaßte, sie müssten gewiss seine Anver-
„wandten, wo nicht gar seine Kinder seyn. Der
„Kürze halber will ich nur die Geister der Chrono-
„stichorum, Anagrammatum, der Bilderreime, des
„Echo, der Wortspiele, der zweydeutigen Worte und
„der Cabbala nennen. Diese alle hatten mit dem
„Geiste des verderbten Geschmackes eine gewisse
„Krankheit gemein, die weil sie ihnen fast erblich ge-
„worden, auch auf ihre Nachkommen fortgepflanzt
„werden dörfte. Man bewog sie zu dem heftigsten
„Zorne, wenn man sie in ihrer Lust stören wollte.
„Sonderlich konnten sie sich über die Frage: was
„doch die Absicht ihres seltsamen Tuns wäre? der-
„gestalt entrüsten, dass sie gleich darauf in ihre Erb- 173
„krankheit verfielen, welches etwa eine Art des Gallen-
„fiebers seyn mochte.

„Der Geist des verderbten Geschmackes verfügte
„sich zu einem Acker, auf welchen er vor einiger Zeit
„allerley Samen untereinander gesät hatte. Er war
„reichlich, ja überflüssig aufgegangen; ich sah aber
„nicht, dass die Früchte zur Reife kamen: Denn die
„Anmut, welche man aus den daselbst befindlichen
„Blumen ziehen; der Genuss, den man sich von dem

„fetten Weizen hätte versprechen können, wurde durch „die untermischten Disteln und Dornen zunichte ge- „macht. Dennoch gab es unterschiedliche Zuschauer, „welche durch ein ungegründetes Lachen ihr Ver- „gnügen, über diese Verwirrung, an den Tag legten. „Da sie aber die Saat zwar blühen, doch bald darauf „verwelken sahen; bedauerten sie es, daſs diese ver- „mischten Gewächse sich einander hinderten, und also „keinen Saamen trugen, den sie hätten einärnten „können, um hernach ihre Felder damit besäen zu „mögen. Sie wurden also nicht wenig erfreut, als „der Geist des verderbten Geschmackes jedem Liebhaber „soviel von seinem Saamen mitteilte, als er verlangte.

„An dem Orte, wo ich das itztbeschriebene Feld „übersehen konnte, hatte ein gewisser Mann seine „Bude aufgeschlagen. Er war ein guter Freund von „dem Geiste des verderbten Geschmackes, und seinen „Kram erfüllten die seltsamsten Schildereyen, so daſs „ich ihn anfänglich nicht ohne Grund für einen Maler „hielt. Ich bat ihn aufs höflichste, mir die Beschaffen- „heit dieses Feldes zu entdecken. Er war auch als- „bald willfährig, solches zu tun, nahm seinen Stock „in die Hand, wies damit auf ein wunderliches Bild, „und sprach mit einer erhabenen Stimme:

„Mein Herr! Jener malte ein Choas mit der „sinnreichen Überschrift: Quodlibet. Ist mir recht, so „kann ich wol auf Sie, mein Damons-artiger Freund, „das unter der Vortrefflichkeit des nunmehro fast ver- „schimmelten Altertums, wie der blinkende Morgen- „stern unter dem gleichfalls mit Flor überzogenen „Nachtgestirne hervorblinkende Gemälde applicieren. „Nämlich, man malte damals ein Schiff, welches „auf den schäumenden Wellen des erzürnten Meeres,

„mit einer Herkulis Tapferkeit übersteigenden Herz-
„haftigkeit, zwischen den lauter Gefahr drohenden
„Klippen und Sandbänken, und den verführerisch,
„schmeichelnden Sirenenstimmen, nach dem weitent-
„legenen Hafen seines rühmlich gesteckten Zieles eilte,
„mit der Überschrift: Virtuti nulla via invia. So
„schwer es Ihnen auch scheinen mag, aus dem Brunnen
„meiner Beredsamkeit das Wasser der Weisheit zu
„schöpfen: So werden Sie doch auch der unmöglichsten
„Unmöglichkeit durch dero Fleiß den Kappzaum an-
„werfen können. O wie angenehm wird es Ihnen
„hernachmals seyn, wenn Sie über dero fast unglaub-
„liche Mühe, einen Palmenbaum, mit der überlegungs-
„würdigen Überschrift: Palma: werden wählen können!
„Lassen Sie es seyn, daß der Neid der Vergänglich-
„keit einen zu Asche verbrannten Lorbeerbaum der-
„maleins zu Ihrem Emblema malen möchte. Der zu
„unverweslichem Marmor gewordene Nachruf Ihres
„Fleißes wird doch das Lemma dazuschreiben müssen:
„Æternitati. Sie wissen wohl, jener malte eine
„Münze = = = = 171

„Ja! fiel ihm hier unverhofft eine unbekannte
„Stimme in die Rede: Ja, jener malte einen Schau-
„platz, in welchem sich der Harlekin zeigte, mit der
„Überschrift: Non datur Vacuum. = = = =

Eine so sinnreiche Beschreibung des übeln Ge-
schmackes hat mich veranlasst, eben dergleichen, zur
Abbildung des guten Geschmackes zu unternehmen.
Ich will also die angefangene Fabel weiter fortsetzen,
und daselbst anfangen, wo mein Vorgänger auf-
gehört hat.

Ich sah mich bey diesem unvermuteten Zuruf um,
und siehe, ich erblickte einen kleinen geflügelten und

höhnisch lächelnden Knaben, den ich an der Larve und Peitsche, so er in den Händen trug, für den Geist der Satire erkannte. Er war nicht allein vorhanden; denn es folgten ihm die Geister der Philosophie, der Vernunft, der Wissenschaften und der freyen Künste. Alle dieselben waren gesund, schön und munter von Ansehen, und gaben sich durch gewisse Merkmale zu erkennen. Die Wahrheit trug eine brennende Fackel, die Philosophie eine Weltkugel, die Vernunft ein Fernglas und eine Messschnur, die Wissenschaft Zirkel, Lineal und ein Brennglas, der Geist der freyen Künste aber etliche Pergamentblätter. Auf deren einem war Apelles abgeschildert; auf dem andern stund ein Riss zu zu einem prächtigen Tempel des Apollo, und auf dem dritten war ein musikalisch gesetztes Heldenlied unter die Noten geschrieben.

Gleich auf diese Genios folgte der Geist des guten Geschmacks, in Gestalt eines jungen, wohlgewachsenen und muntern Mannes. Seine Gestalt war anmutig, ob sie gleich keine weibische Schönheit hatte. Sein Haar rollte sich in natürliche Locken, und hieng ihm zu beyden Seiten auf den Schultern. Seine heitre Stirne war mit einem Lorbeerkranze umgeben. Seine Augen waren lebhaft, und strahlten gleichsam ein helles Licht von sich. Seine Wangen waren weder durch ein wässerigtes Fett aufgeschwellt, noch von einer verschrumpften Haut verstellt, sondern vollfleischicht und von gesunder Farbe. Sein Mund sah freundlich aus, doch so, dass ein ernsthaftes Wesen dabey hervorblickte. Seinen Körper deckte ein einfarbiges Kleid, welches aus einem Stücke gewirkt zu seyn schien, und sich so genau an seine Gliedmaßen schickte, dass man sie ganz deutlich dadurch erkennen

konnte. Seine Brust, seine Schultern und Lenden zeigten von einer männlichen Stärke: seine Arme und Beine aber waren mit so straffen Sehnen und Nerven versehen, daſs es schien, er würde damit zweene Herkules auf einmal bezwingen können. Sein Gang war majestätisch; doch mehr hurtig als langsam. Seine Schritte hielten eine gewisse Gleichheit, und sein Weg gieng gerade zu, ohne den geringsten Umweg zu nehmen. Im gehen trat er so fest und sicher auf den Boden, daſs es schien, als wenn er nie einen Fehltritt getan hätte, auch inskünftige keinen tun würde. Unter seinen Sohlen wuchsen die schönsten Blumen; das Unkraut hingegen verdorrte, sobald er es mit seinen Fersen berührte. In den Händen trug er einen Probierstein, und etliche kleine Stangen des feinsten Goldes, davon er nach dem Striche zu urteilen schien. Wer ihn gewahr wurde, gewann ihn lieb; denn seine männliche Schönheit hatte nichts gekünsteltes an sich.

Hinter diesem Geiste des guten Geschmackes, sah ich noch unterschiedliche Genios folgen. Die ersten zweene erkannte ich für den Genium des alten Athens und den Genium des alten Roms. Die andern beyden schienen die Genii von Paris und London zu seyn; 175 das dritte Paar dünkte mich Italien und Deutschland vorzustellen, davon jener Harlekinspossen machte, und diesen von dem Geiste des guten Geschmackes zu entfernen bemüht war, daher es denn kam, daſs beyde ziemlich weit dahinten blieben. Sehr weit hinten folgten noch die Genii von Madrid und Lissabon, die gleich den Kindern Blasen machten, und damit spielten; aber eben deswegen ihren Führer aus dem Gesichte verloren. Zu allerletzt sah ich noch ein paar

langsame, und gleichsam erfrorne Knaben nachkommen, die sich an etliche Eiszapfen, so sie für schöne Krystallen hielten, belustigten und einander mit Schneeballen warfen; daher blieben sie denn sehr zurück, und ich merkte sogleich, daſs es die Genii der Nordischen Landschaften seyn müſsten.

Kaum näherten sich alle diese Personen in der besten Ordnung, zu dem oberwähnten Acker, und der dabey erbauten Bilderbude, so geriet der ganze Anhang des übeln Geschmackes in eine heftige Bestürzung. Die Menge der kleinen Geister hub sogleich ein groszes Geschrey an, und suchte den Vortrab des guten Geschmackes unter einer Last von Quodlibeten und Buchstabenwechseln, Namenversen und Jahrzahlgedichten, Wortspielen und Bilderreimen, womit sie häufig auf sie zuwarfen, gleichsam zu ersticken. Allein der Geist der Satire, den die Geister der Vernunft und Wahrheit begleiteten, peitschte mit seiner Geiszel etliche mal unter diese mutwillige Knaben, und zerstäubte sie im Augenblick; so daſs man nicht sah, wo sie geblieben waren. Einige der Zuschauer, darunter ich auch Leute mit Purpurmänteln und güldnen Kronen beobachtete, gaben diesen verscheuchten Buben Zuflucht, und nahmen es sehr übel, daſs man sie so gezüchtigt hatte: Doch das half nichts. Der Geist des übeln Geschmackes selbst nahm die Flucht; und da ihm seine bunte vielfaltige und mit unzähligen Tressen, Bändern und Fransen behangene Kleidung zu beschwerlich ward, riſs er sie selbst Stückweise vom Leibe, und warf sie von sich, bis er endlich ganz nackend ergriffen und gefangen genommen wurde. Jedermann besorgte, daſs man ihn hart strafen würde. Allein seine ganze Strafe war diese, daſs ihn der

Geist des guten Geschmacks, den Genius der Wissenschaften und freyen Künste zur Unterweisung anvertraute.

Auf dem vorhin so wunderlich bestelltem Felde gieng eine plötzliche Veränderung vor. Wohin der Geist des guten Geschmacks seine Blicke richtete, da verdorrte alles Unkraut. Ein Wirbelwind trieb es auf einen Haufen, und der Geist der Wissenschaft zündete es durch sein Brennglas an; so daß es augenblicklich im Rauche aufgieng. Ich sah den ganzen Acker durch die sämtlichen Geister in gewisse Vierecke abteilen. Hier legte man einen Blumengarten, dort eine Baumschule an. Ein andrer Teil bewuchs mit Gras, und ward zu einer angenehmen Aue, und noch ein anderer ließ den reinsten Weizen aufgehen, der auf Befehl des guten Geschmacks darauf gesäet ward. Alle Zuschauer ergötzten sich über diese geschwinde Veränderung, und baten diese Gesellschaft, ihren beständigen Aufenthalt bey ihnen zu nehmen. Der Bilderkrämer aber hatte indessen seine Waaren eingepackt, die Bude abgebrochen, und sich beyzeiten aus dem Staube gemacht: Ohne Zweifel auf dem nächsten Dorfjahrmarkte die Einfältigen von neuem zu betrügen.

Die Bedeutung dieser Allegorie wird verständigen Lesern leicht in die Augen fallen. Wer sie aber von sich selbst zu finden unfähig ist, dem würde es nichts helfen, wenn ich ihm gleich weitläuftige Erklärungen darüber geben wollte. 176

Sechsundzwanzigstes Blatt.

XLV.

Ich habe mich lange gewundert, warum sich die Zeit her niemand gefunden, der den juristischen oder Kanzley-Stilum, gegen die neulichen Auklagen des Herrn Schlendrian zu verteidigen unternommen. Itzo kann ich meinen Lesern Hoffnung dazu machen, da der Verfasser des folgenden Schreibens sich in allen vor Gerichte üblichen Formalien dazu erboten. Man wird auch aus seiner Schreibart leicht sehen, daß er der Sachen gewachsen seyn müsse, und daß man sich viel von ihm zu versprechen habe. So klingt sein Brief:

Hochedler, insonders Hochzuehrender Herr,

Wie, welchergestalt und auf was maßen neulich Eu. Hochedl. an einem, und einer von deroselben geschickten Correspondenten, am andern Theile, in einem von diesem letztern abgefaßten, von Ihnen hergegen in ihren Blättern ans Licht gestellten Briefe, den seit undenklichen Zeiten in allen Kayserlichen, Königlichen und Fürstlichen Cantzelleyen, auch Rathhäusern und Gerichtstuben in Städten, wie nicht weniger bey Juristen-Fakultäten und Schöppen-Stühlen angenommenen, völlig eingeführten und durchgängig bey jedermänniglichen gar üblichen Cantzelley- und Hof-Stilum, unbefugter ja recht unverantwortlicher Weise anzutasten und zu verkleinern sich ganz widerrechtlich erkühnet und unterstanden; solches wird verhoffentlich Ihnen und allen dero wertheſten Lesern, wes Standes, Alters

und Geschlechts sie seyn mögen, überall wo ihre Schrifften bisher hingekommen, noch in frischem Gedächtnisse und gutem Andenken schweben; anerwogen so freventliche Begünstigung eines das bonum publicum ganzer Staaten, Länder und Städte, die Wohlfahrt so vieler bey Cantzelleyen und was dem abhängig engagirten rechtschaffenen Leute, so vieler anderer Secretarien, Copisten und Schreiber voritzo nicht zu gedencken, so nahe angehenden alten Herkommens, durch dessen Abstellung gewiß so mancher ehrliche Mensch sein Stück Brodt verlieren, mancher in Rechts-Proceße verwickelte Kläger und Beklagte hingegen die Helffte seines Geldes in der Tasche behalten würde (welches doch der bisherigen Gewohnheit nach vor höchst unbillig zu halten wäre), nothwendig zum Ruin der Republic und zur Wiederherstellung einer Gott Lob! längst abgeschafften, pedantischen und auf Academien bey den Herren Gelehrten allein herrschenden Schreibart abzielen, und wo diesem verwegenen Unternehmen nicht beyzeiten gesteuret wird, nothwendig und unfehlbar gereichen dörfte: 177

Wannen dann ihrer damals beschehenen freundlichen Invitation unerachtet, sich bis dato noch niemand gefunden, so den obangeregter maßen höchlich beschimpften und zur Ungebühr bekränckten Cantzelley-Stilum in behörigen Schutz nehmen, gegen die dawieder angestrengten Klagen zu excipiren, und auf die vorgebrachten vermeyntlichen starcken Beweißgründe zu repliciren, auch wohl einen Gegen-Prozeß nach Nothdurft der Sachen zu formiren für diensam angesehen und erachtet; ich aber in nicht geringer Besorgniß stehe, man möchte etwa in Ermangelung dessen, und auf den Fall einer aussenbleibenden, des oberwehnten Stili Defensionis, die Meister und Liebhaber desselben, darunter ich mich, in Ansehung des neulich von mir edirten voll-

kommenen Schreibers und Redners mitzuzehlen, hiermit, doch in aller Bescheidenheit, und ohne Ruhm zu melden, gehorsamst bitte, gar contumaciren, und gestalten Sachen nach, eine seinen so wohl hergebrachten Rechten, Privilegien und Freyheiten, höchstnachtheilige Verabscheidung oder Final-Sentenz fällen, abfassen und publiciren lassen. Als habe wieder solches und anderes dergleichen wieder rechtliches und unbilliges Verfahren aufs feyerlichste protestiren wollen, protestire auch hiemit und in Krafft dieses quam solennissime und in bester Form Rechtens, wieder alle zu besorgende unbefugte Vergewaltigung, mit angehängtem und ausdrücklich reservirtem Vorbehalt, eines Spatii ad excipiendum, darauf ich entweder selbst oder per Mandatarium deswegen gebührend einkommen werde, nebst der eventualiter und auf den Weigerungs-Fall deutlich beygefügten Commination, sie selbst der denegirten Justiz halber judicaliter zu belangen: wie ich denn hierdurch mich zu der Defension des mehrerwehnten Cantzelley-Stili freywillig und ungezwungen anheischig mache, doch so und dergestalt, daß da in Ansehung meiner ohnedem starcken Praxi in foro, jetztgedachte Replic, welche an sich Zeit und Mühe kosten wird, nicht so bald fertig werden sollte, ich mirs express reserviret und vorbehalten haben will, die obangeregte Schutzschrifft längstens in einer Sächsischen Frist, auch nicht leicht eher einschicken zu dürfen; welchen von mir selbst anberaumten Termin, und festgestelltes Fatale ich denn mit aller möglichen Accuratesse abzuwarten, mich obligire, auch allen sonst in foro gewöhnlichen und zu Recht beständigen Exceptionen, wie sie immer Namen haben mögen, freywillig renuncire und entsage; allermassen ich der zuversichtlichen Hoffnung lebe, ja Eure Hochedl. zuförderst gebührend darum ansinne, diese meine feyerliche Protestation durch den öffentlichen

Druck jedermänniglichen, sonderlich aber denen, so daran gelegen, fördersamst ad notitiam zu bringen, zugleich aber diejenigen, so durch den mehrgedachten Stilum Curiæ bisher ihr Glück gemachet, ja Weib und Kind ernähret, wohlmeynend zu provociren und aufzufordern, daß sie in Casum succumbentiae sich mit ihren Läuterungen und fernerweitigen Appellationen unverweigerlich fertig halten sollen, um selbige bey einer etwanigen höhern Instantz einzugeben, und wegen verweigerter Justitz von neuem ihre Klagen anstrengen zu mögen: Zu mehrer Unkund und Beglaubigung dessen habe dieses von zweyen Not. Publ. Cæs. unterschreiben und more consueto mit ihren autorisirten Siegeln bedrucken lassen; so geschehen Altschlendrianshausen den 20. Febr. Anno 1728.

(L.S.) Rabul. **Volckmann,**
des großens Volckmanns Enckel
Not. Publ. Cæs.

(L.S.) Legul. Blaterantius Polylogus,
Not. Publ. Cæs.

(weiter unten stand)

Schmieraliophilus. 178

Ich vermute, daſs meinen wertesten Lesern, bey diesem Schreiben der Atem eben sowol wird vergangen seyn, als mir. Aber ich verlange auch nicht, daſs sie dieses Blatt eher zum Ende lesen sollen, bis sie sich ein wenig werden erholt haben. Nachdem dieses geschehen seyn wird, kann ich ihnen nicht verhalten, daſs mir die Lust angekommen, zu versuchen, ob man den Inhalt dieses im Stilo Curiæ abgefaſsten Schreibens, nicht kürzer haben könne? Mich dünkt, daſs solches überaus leicht angehe, und ich will des-

wegen denen unter meinen Lesern zu gefallen, welchen vielleicht beim Durchlesen eines soweit gedehnten Briefes, Sinn und Gedanken vergangen, den Kern davon hierher setzen. So hätte Herr Schmieraliophilus unmaßgeblich schreiben können.

Mein Herr,

Sie haben letzlich ein Schreiben drucken lassen, darinnen der Kanzley-Stilus verworfen wurde; und zugleich die Liebhaber desselben eingeladen, die Verteidigung desselben zu übernehmen. Weil sich nun bisher noch niemand gefunden, der sich deswegen gemeldet hätte; so mache ich mich hiemit anheischig, dieses ehestens zu tun. Meine Geschäfte erlauben mir solches nicht eher, als innerhalb etlichen Wochen ins Werk zu richten, und ich hoffe, daſs Sie mir soviel Zeit vergönnen werden, als die Ausführung einer so wichtigen Sache erfordert. Sollte ja meine Schutzschrift nicht zulänglich seyn, einer so guten Sache zum Rechte zu verhelfen: so werden sich vermutlich andre Liebhaber der juristischen Schreibart, derselben mit mehrerm Nachdrucke annehmen. Ich bin ꝛc.

Verhoffentlich wird niemand an diesem Auszuge was erhebliches auszusetzen finden, als die Kameraden des Herrn Schmieraliophilus. Doch will ich den ganzen Streit nicht entscheiden, bis mir die versprochene Verteidigung wird zu Händen gekommen seyn. Ich bitte aber, dieselbige zum wenigsten so kurz zu fassen, daſs ich sie in eins von meinen Blättern ganz einrücken könne. Denn da die bloße Protestation schon so weitläuftig geraten: wieviel länger wird nicht die Schutzschrift selbst werden, wenn der Verfasser seiner Feder den gewöhnlichen Lauf

lassen wird. Den übrigen Platz soll folgendes Schreiben voll machen; darinnen allerdings eine gründliche Erinnerung gemacht wird, und zwar in einer Schreibart, die der obigen wie Tag und Nacht entgegen gesetzt ist.

Werter Biedermann,

Ihr seyd vom Geschlechte und Gemüte ein Biedermann, das ist, ein ehrlicher Deutscher. Ihr habt bishero unterschiedene Mitbürger gefunden, die sich bey Euch schriftlich gemeldet. Nun erlaubt auch mir, Euch zu versichern, dass ich eben dergleichen bin: Und was ich nicht bin, das suche ich zu werden. Die Eigenschaften, die Ihr von einem rechtschaffenen Biedermann fordert, sind vielfältig, und die Ausübung derselben, wo nicht unmöglich, doch sehr mühsam. Wo findet man doch Vernunft, Tugend und Vergnügen in einem Mittelpunkte beysammen? Meines Orts zweifle ich dannenhero, ob ich die beliebte Vollkommenheit zu erlangen fähig bin. Ich finde meine Schwachheit viel größer, als alle Geschicklichkeit. Ich darf mich also nicht unterfangen, in Eure Brüderschaft zu treten. Jedoch ich schätze mich nichts geringer als Euer lieber Freund, Sophroniskus. Was er in der Tat schon hat, das besitze ich in der Hoffnung. Vernunft und Tugend bringen Ihm Glückseligkeit, mir aber wird ein anmutiges Vergnügen dadurch verursacht. Mein ganzer 179 Fleiß zielet dahin, in allem Guten mehr und mehr zuzunehmen. Hiervon ein Kennzeichen abzulegen, und meinen lieben Mitbürgern ein Merkmal zu geben, wie gut ich es mit Ihnen meyne; so werdet Ihr, werter Biedermann, mir vergönnen, dass ich solches in der Hochachtung gegen unsere Muttersprache bewerkstellige. Sie ist eine von den Grundsprachen. Sie ist die allerwortreichste; an sich

sich selbst wohllautend, rein, prächtig und nachdrücklich. Sie ist so vollkommen, daß man in selbiger Sachen von allen Wissenschaften ausgearbeitet sieht. Und dennoch sind wohl die meisten Schriften nicht von allen Fehlern der Sprachkunst befreyt. Ihr werdet Euch noch zu entsinnen wissen, was das Wörtchen Sie für Klagen bey Euch eingebracht, und wie die Wörter Mich und Mir einer Verbesserung nötig haben. Ihr werdet aber vielleicht auch öfters angemerkt haben, wie das Geschlechtswort der, und das Vorwort der, sonderlich wenn von vielen Personen die Rede ist, bey der Geschlechtendung (im Genitivo), und der Gebendung (im Dativo), in der gemeinen Schreibart große Verwirrung hervorrufe. Schottel zwar lehrte in der Deutschen Sprachkunst, daß in diesen zwey Wörtern weiter kein Unterscheid sey, als man solle das Geschlechtwort der, als einen bloßen Vorsatz des Nennworts, geschwinde aussprechen; das Vorwort aber, weil es ganz merklich auf eine sonderliche Person deutet, etwas langsamer und klärer hören lassen. Allein ich halte dies für einen nichtigen Lehrsatz: Allermaßen ich darinnen zweyerley Gewohnheiten wahrgenommen habe. Denn da der eine das Geschlechtwort der in der mehrern Zahl derer, denen abgeändert: so spricht und schreibt ein anderer nur der, den, um also den Unterscheid von dem Vorworte dadurch zu bemerken. Laßt uns nur die unterschiedenen Gebräuche gelehrter Skribenten, die rein Deutsch geschrieben, ansehen. Zum ersten kommt mir in die Hand des Herrn Esprit übersetzte Falschheit derer menschlichen Tugenden. Dieser Übersetzer schreibt wie im Titel, so auch in dem ganzen Buche derer, denen. Das 26. Kapitel bezeigt es sonderlich: Die Treue derer Untertanen. Die Erhaltung derer Pflanzen, derer Tiere, und derer Menschen. Sich denen Königen zu unterwerfen. Hingegen wenn ich

andere aufschlage, und Gryphii heilige Kommunionreden ergreife, nehme ich bald in der ersten Rede wahr, daß er das Geschlechtswort kürzer endigt. Denn er setzt jederzeit der, den. Eine Versiegelung der Vergebung der Sünden. Den Augen des Herrn kann niemand entgehen. Und dieses habe ich selbst bisanhero für besser gehalten, weil es den Unterscheid von dem Vorworte gar schön andeutet, und weil es in meinen Ohren viel besser klingt, wann ich sage die Vergebung der Sünden, als derer Sünden; Den Augen, als denen Augen. Unterdessen bleibt ein jeder bey seiner Meynung, und Gewohnheit: Ob es gleich für die Sprache selbst nicht rühmlich ist. Ich stelle es Eurer Untersuchung anheim, welches Recht oder Unrecht sey. Euch überlasse ich es, den Spruch zu sprechen; weil Ihr unter den Deutschen Biederleuten das Haupt seyd. Meine Gedanken könnt Ihr aus dem obigen abnehmen. Die gelehrten Deutschen werden Euch Dank sagen; man wird alsdann die Übertreter als Verderber der Deutschen Sprachkunst anklagen, und solchergestalt bey den Ausländern die Richtigkeit unserer Muttersprache rechtfertigen können. Gehabt Euch wohl. Ich bin Euer von Herzen guter Freund

Gegeben
zu Carlsruh in Schlesien
d. 20. Dez. 1727.

Fr. von Hoffenbach.

Siebenundzwanzigstes Blatt.

XLVI.

Seit dem ich vor etlichen Wochen eine schöne Stelle aus einem Griechischen Poeten in ungereimte Deutsche Verse übersetzt, haben sich viele gewundert, warum ich auf diese Neuerung geraten. Sie haben davor gehalten, ich hätte solches nur den berühmten Schweizer Malern zu gefallen getan, welche, wie bekannt wäre, in etlichen ihrer Diskourse die Reime aus der Deutschen Poesie ganz und gar abschaffen wollen, aber auch in der Vorrede zu einem Teile der Niedersächsischen Poesie bereits abgefertigt worden. Ferner wäre der Reim von den ältesten Zeiten her ein wesentliches Stück der deutschen, ja überhaupt der Poesie aller Nordischen Völker gewesen: und das hieße eben unsere Gedichte aller Annehmlichkeit berauben, wenn man ihnen diesen harmonischen Wohlklang entziehen wollte.

Auf alle diese Urteile habe ich verschiedenes zu antworten. Anfänglich ist es meine Meynung nicht gewesen, die Reime aus der ganzen deutschen Welt zu verbannen. Ob die Herren Maler diese Absicht gehabt, weiß ich nicht; soviel ist gewiss, dass mich ihr Exempel allein, zu diesem Unternehmen nicht verleiten würde. Ich habe nur dafür gehalten, dass man in poetischen Übersetzungen einmal einen Versuch tun könnte, ob es nicht angienge, die Ohren unserer Landsleute an ungereimte Verse zu gewöhnen. Es

ist bekannt, daſs schon Hr. v. Seckendorf Lucans Pharsalischen Krieg in eine solche Art der Poesie übersetzt: und ob ich wol selbst nicht sagen kann, daſs seine Übersetzung angenehm zu lesen sey; so dünkt mich doch, daſs es seinen Versen noch an vielen andern Schönheiten, nicht aber blos an Reimen fehle. Wenn sich ein Wentzel, Amthor, Günther oder sonst jemand von unsern Dichtern, die ganz rein, flieſsend und ungezwungen geschrieben, an ein solches Werk gemacht hätten; mich dünkt, ihre Übersetzungen würden zehnmal schöner klingen, und viel fleiſsiger gelesen werden, als des Herrn von Seckendorfs, ohngeachtet sie gleichfalls keine Reime hätten.

Daſs man aber in Übersetzungen sonderlich Ursache habe, sich von der Last der Reime zu entledigen, braucht meines Erachtens keines groſsen Beweises. Man muſs seiner Sprache schon sehr mächtig seyn, wenn man auch in ungebundener Rede allen Nachdruck, alle Schönheit und Artigkeit eines ausländischen Poeten ausdrücken will. Es gibt in allen Sprachen gewisse eigentümliche Redens-arten, die man in andern entweder gar nicht, oder doch allererst durch viele Umschweife geben kann. Daher kommts, daſs fast alle Originale unter den Federn der Übersetzer etwas verlieren. Soll nun die Übersetzung wieder poetisch aussehen, so sieht ein jeder, daſs durch die Regeln der Dichtkunst noch eine weit gröſsere Schwierigkeit entstehen muſs: Sonderlich in unsrer deutschen Poesie, welche uns nicht nur zu einer gewissen Abwechselung langer und kurzer Sylben, wie die Griechische und Lateinische; nicht nur zu einer gewissen Zahl von Sylben, wie einige Englische; auch nicht nur zu bloſsen gereimten Zeilen, wie die Poesie

aller Italiener, Spanier, Franzosen und Polen: sondern zu allen diesen Stücken zugleich verbindet, und uns also Sylbenzahl, Sylbenmaaß und Reime, als ein dreyfaches Joch auferlegt.

Da nun denen, die eines andern Gedanken so genau als möglich ausdrücken sollen, gar leicht eins von diesen dreyen Stücken nachgesehen werden könnte: so dünkt mich, daß ihnen das Reimen am allerleichtesten zu schenken wäre. Der Skansion sind unsre Ohren in der Poesie schon so gewohnt, daß wir bloß daran einen Vers von der Prosa unterscheiden, wenn man gleich die darauf reimende Zeile nicht hört. Der Sylben Harmonie bezaubert das Gehör; der Wohlklang pflegt wohl gar auch die Vernunft zu fangen. Ich glaube, ein jeder von meinen Lesern wird hier ein paar Verse wahrgenommen haben, ohngeachtet sich keine Sylbe gereimt hat. Und in dieser harmonischen Abwechselung langer und kurzer Sylben, hat die ganze Griechische und Römische Poesie, was das äußerliche betrifft, bestanden. Hergegen wird man ein paar deutsche Zeilen, die sich zwar reimen, oder nicht nach einem richtigen Sylbenmaaße laufen, bey uns wol für Hanns-Sachsenmäßige Knittelreime, aber nicht für Verse halten. Z. E. so schreibt Hanns Sachs:

> Derhalb so wirst du überwunden,
> Mit all deim Heer liegen unden
> Memphis dein Hauptstadt wird zerstört
> Adel und Bürgerschaft ermördt etc.

Bey andern Europäischen Nationen, die Holländer und ein Teil Engelländer ausgenommen, ist es ein anders; denn die wissen in ihrer Poesie von keiner Skansion, sondern begnügen sich an der Zahl der

Sylben, dem Abschnitte in langen Versen, und dem Reime.

Ich will hiermit nicht behaupten, daſs es nicht möglich sey, gute Übersetzungen in gereimten Versen zu machen. Nein, unsre Sprache ist so wortreich, daſs solches gar wol angeht; und wir haben soviel glückliche Proben in unsern Poeten davon aufzuweisen, daſs man sich nur auf die Erfahrung berufen darf. Amthors Übersetzungen aus Virgilio, und Canitzens Übersetzung der V Satire aus Boileau sind Meisterstücke. Allein wer wird es leugnen, daſs nicht der Reime wegen hier und da was gezwungenes mit untergelaufen? Z. E. Dieser letztere schreibt:

Als die noch zarte Welt lag gleichsam in der Wiegen,
Durfft einer sich auf nichts als auf die Unschuld triegen.

Ein jeder sieht wol, daſs der erste Vers die Ordnung der Sprache verkehrt; der andere aber unverständlich ist. Als die noch zarte Welt gleichsam in der Wiegen lag, hätte jener heiſzen sollen; was aber in diesem das Wort triegen bedeuten solle, wird man ohne den Grundtext wol schwerlich erraten können.

Dans les temps bienheureux du monde en son enfance,
Chacun mettoit sa gloire en sa seule innocence.

heiſzt es, und wenn der Reim den Herrn von Canitz nicht gezwungen hätte, würde es ihm leicht gefallen seyn, diese Zeilen etwa so zu geben: 182

Als die beglückte Welt in zarter Kindheit war,
Da suchte man in nichts, als in der Unschuld Ruhm.

Eben dergleichen Anmerkungen würden sich über den vor einem Jahre herausgegebenen Telemach Herrn Hofrat Neukirchs machen lassen: Daher ich denn für mein Teil gewünscht hätte, dieser groſze Poet hätte sowol, als der Herr von Seckendorf ehmals, das

Herz gefasst, den gemeinen Vorurteilen im Reimen, durch sein Ansehen zu steuren. Denn ich bin gewiss, dass er bey seiner sonst reinfließenden, aufgeweckten und geistreichen Schreibart, die ungereimte Poesie weit beliebter gemacht haben würde, als wohl von jenem zu erwarten gestanden, ohngeachtet er ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft gewesen.

Voritzo will ich meinen Lesern eine Probe von den vielen Glückwünschen vorlegen, die mir am neulichen 29. Febr. als meinem vor einiger Zeit angegebenen Geburtstage von den Herrn Gratulanten in Leipzig überschickt worden. Ich wähle aber unter allen solchen auf mich verfertigten Glückwünschen den Besten, zumal er zu allem Glücke eben der kürzeste ist. Ich überlasse ihn also ungeändert der Beurteilung eines jeden, und erinnere nur, dass man darinnen auch häufige Exempel von dem Zwange antreffen wird, der dem Verfasser von den Reimen widerfahren, so sehr er auch diesen Vorwurf von sich ablehnen wollen.

VESTIBULUS IB COMMENIO. p. m. 67. & 68.
Ethicus tradit mores. Poëta fingit carmina.
Der Sitten-Lehrer lehret die Sitten. Der Poet dichtet Verse.

Sachsen, du edles Land, dein G'müth empor thu' schwing'n ‹a
Zu schau'n mit groß'r Begier wohl auf des Pindus Hügeln,
Welch Feder deutsch und rein, gleichsam aus Phönix Flügeln,
Durch löblich' Sitten-Lehr'n dir Ehr und Freud thut bring'n.
Betracht't all' Frau und Mann, wie lieblich deutsche Lahr,

Der Wahrheit manch Figur (b), allstets heraussser schimmert,
Kein Phöbus-Gold gewiß so wundersame flimmert,
Als was, Herr Biedermann, Er g'schrieben hat fürwahr.
Erdkugel weit und breit, ja gar gantz Deutschland du,
Und Sachsen noch vielmehr, Euch thut gar schön bedancken, (c)
Dass ein solch Hammer fromm schlägt an Eur's G'wissens Plancken, (d)
Und nach der Tugend Schul euch führet grade zu.
Ja ja, mein Biedermann, Er drum auch mit all'm Recht,
Ob seiner Sanfftigkeit nicht Bittermann darff heissen.
Auch drum sein'n G'burths-Tag Er, sieht üb'r die Maasen gleißen,
So schön, als der Apoll sich selb'r es wünschen möcht.
Deßhalb Derselb' befiehlt, zu b'singen diesen Tag,
Zu b'sing'n nach schönster Weis'; doch Biedermänniglichen,
Nicht mit viel Wort-Gepränge, Fuchs-schwäntzrisch' Gleißner-Sprüchen, (e)
Christlicher Hertzen Tort, und grimmig Folter-Plag.
Nur so viel ich ihm schreib aufrichtig, deutsch und keck:
Es leb der Biedermann, es leb' wer ihm ist g'wogen,
Wer unhold ihm sich b'zeigt, derselb' sich hab betrogen,
Wer ihm thut Leides an, wieder den Stach'l der leck'. 163
Der Tag offt wiederkomm, der heut ist g'kommen nah,
Zur Freud der Welt, und auch seins Hauß's und sein'r Haus-Ehre,
Der lieb'n Armuth darneb'n, (f) die wünschend rufft gar sehr;
Er leb' zweymahl so lang, als g'lebt Methusalah!

Anmerckungen.

(a) Wird gar fein alludiret auf die Worte, so die Mutter des H. Augustini soll gesagt haben: Evolvemus, evolvemus!

(b) Wird abermahl figürlichen, per antiphrasin, wie man in Schulen zu reden pfleget, gesehen auf die herrliche axiomam: Veritas una facies. Welches jener sinnreiche Kopf also verdolmetschet hat:

Das Licht giebt einen hellen Schein
Ein G'sicht nur hat die Wahrheit rein.

(c) Damit wird angezeiget, daß die Danckbarkeit eine gar schöne Tugend sey. Aber wollte Gott, und aber wollte Gott, daß sie nur ein bißgen besser unter die Leute käme. Zumahl wenn man etwan den Leuten aus christlicher Liebe die Fehler ein bißgen vor Augen stellet. Allein, o tempora, o mores! Ich habe ohne Ruhm zu melden, manches **schöne neue geistliche Lied** gemacht, welches auch wohl noch heutiges Tages auf den grossen Messen und Jahrmärckten abgesungen wird. Aber was habe ich davon? Wohl recht trifft ein, was man sonsten im gemeinen Sprüchwort saget: Sunt Musæ mulæ! welches zu deutsch also lautet:

Was schaust du viel den Esel an?
Gar übel sind die Musen dran.

Ein ausser-eintziges mahl hat mir meiner Frauen Bruders-Sohn, ein Parucken-Macher-Geselle in Magdeburg vor ein schön **Trost- und Erinnerungs-Lied zur Zeit eines bösen Halses,** einen halben Thaler, und ein paar alte sammtene Bein-Kleider geschickt. Sie waren wohl ein bißgen zerrissen; aber es that nichts, meine Frau und meine älteste Tochter haben die Stunde noch Müffgen davon. Solche gutthätige Hertzen giebts leider nicht viel.

(d) Das ist nicht bloß rythmi causa, oder des Reims wegen also gesagt; Sintemahlen diese Plancken geistlicher weise zu verstehen sind, und wird dadurch nichts anders angedeutet, als die leidige Sicherheit der heutigen rohen Welt-Kinder, nach der Vermahnung des Poeten: Surdis

narratur fabula. Welches in unserer Mutter-Sprache also könnte gegeben werden:

Das Ohr zu hören ist gemacht.
Die Welt nichts mehr auf Tugend achtt.

(e) Ich denke noch immer dran, wie mich einmahl vor 23 Jahren, da ich noch mit meiner Frauen versprochen war, ein vornehmer Mann zu G. = = ausmachte, daß ich ein Carmen auf ihn gemacht hatte, und nur gesagt hatte, daß er in 4 Jahren 5 Aemter gekriegt hätte, und daß ich nicht dazu gesagt hatte, daß er deßwegen dennoch die liebe Demut im Hertzen hatte. Ja fürwahr, da weiß ich, wie einem zu Muthe ist, der seinem Nächsten was böses wünschet. Denn es war mir immer, als wenn ich sprechen sollte, wie dort der oben gedachte Vestibulus an einem Orte gar recht und wohl gesagt: O peccator, mors te devoracit. **O du Sünder, der Tod wird dich freßen.**

(f) Ach ja die liebe Armuth, dieselbige die denckt immer, der Herr Biedermann wird mit der Zeit der Welt die Augen noch ein bißgen besser aufthun lernen, daß sie einem die aufrichtigen Gratulations-Wünsche ein bißgen besser bezahlt. Wie kan denn ein ehrlicher Mann mit seinem Pfunde wuchern, wenn er manchmahl kaum 2 oder 3 Gr. vor ein Carmen kriegt? Fürwahr es wird einem ja nicht einmahl das Gold-Pappier und die Dinte bezahlt. Wovon soll man denn Weib und Kinder ernehren? Neulich bekam ich gar an einem Orte nur einen Doppel-Batzen. Ich hätte es bald gar nicht genommen, aber ich nahm es dennoch. Aber ich dacht auch, ehe ich auch künftig vor einen Batzen gratuliren wollte, ehe wollte ich gar betteln. Aber was zu thun? Wie ich die Treppe hinunter in den Hoff komme, damit so kommen die verzweifelten Wäscher und klingeln mich an, und damit so

hatte ich meinen Doppel-Batzen gehabt, und das Carmen das war umsonst gemacht. Ach der Herr Biedermann sey doch her, und eyfere doch auch einmahl ein bisgen wieder diese eingerißene böse Gewohnheit, der ich bin ihr aufrichtigst-schuldigster maßen dienstgeflissenster

Melchior Bartholomäus Reimsgut,
SS. Theol. Pract.

Meines Alters im 56, meines Ehestandes aber 24 Jahr, da ich denn wohl mit Grund der Wahrheit sagen mag, daß mir die 23 Jahre vergangen sind, ich weiß nicht, wie: zumahl da meine Frau die Stunde noch nicht weiß, was vox amici vor ein Ding ist, welches doch sonst zu dieser Zeit im Ehestande leider gar gemein ist.

P. S.

Ich möchte dem Herrn Biedermann gerne einmahl persönlich aufwarten. Nicht eben, als wenn ich mir ein recompens abholen wolte, ach beyleibe nicht! Ihnen wolte ich wohl ein halb Schock Wünsche umsonst machen, sondern weil ich ihnen mein diarium oder Tage-Buch weisen wolte, da ich viel merckwürdige Familien-Historien eingetragen, die wohl werth wären, daß sie nach und nach in den Biedermann gesetzt würden. Denn man kan dencken, wenn man so lange an einem Orte ist, was man anmercken kan. Die Kinder haben mir ohne dem schon etliche Blätter draus gerissen. Wenn mirs der Hr. Biedermann gar abhandeln wollte, ich wollte deßwegen schon mit mir handeln lassen.

184

Achtundzwanzigstes Blatt.

XLVII.

Wenn man die Beschaffenheit verschiedener Staaten und Republiken etwas genauer erwäget: so findet man, daſs die Menge der Einwohner ein Land mehrenteils glücklich, der Mangel derselben hergegen unglücklich mache. Ich könnte dieses durch die Exempel aller Europäischen Königreiche und Länder erläutern, wenn ich mich in diese Weitläuftigkeit voritzo einlassen dürfte. Staatskluge Männer haben daher allezeit geraten, man solle die Zahl der Bürger in Städten und Republiken so viel wie möglich ist, zu vergrößern suchen. Da nun solches auf zweyerley Art geschieht, entweder wenn viel erwachsene Fremde ins Land gezogen werden, oder wenn man innerhalb Landes viel junge Leute erziehet: so haben sie Vorschläge getan, wie beydes von weisen Regenten ins Werk zu richten sey. Ich übergehe das erstere, und merke nur von dem letztern an, daſs schon die alten Römer darauf bedacht gewesen, wie sie den Ehstand, soviel sichs tun ließ, beliebt machen, und die Kinderzucht befördern möchten. Wer nicht in einem gewissen Alter heyratete, ward straffällig. Ein Vater der drey, vier oder mehr Kinder hatte, erlangte eben deswegen gewisse Vorteile in dem gemeinen Wesen: und eine Mutter, die viel Kinder aufzuweisen hatte, behauptete allezeit den Rang über andre Weiber, die weniger oder gar keine vorzeigen konnten. Verständige Staatsleute

werden es leicht erkennen, in wie weit es ratsam wäre, dergleichen Gesetze auch heute zu Tage einzuführen, und dergestalt die Vermehrung der Bürger in einer Republik zu befördern.

Dem ungeachtet ist es doch so weit nicht leicht zu bringen, dass alle ledige Personen in einer Stadt sich verheyraten sollten. Unter die Zahl derselben gehören die Verfasser folgender Schreiben, die mir neulich zugeschickt worden, und die ich meinen Lesern diesmal vorlegen will.

Allerliebster Biedermann.

Die Betrübnis in welcher ich wegen meines Alters und Standes lebe, macht, dass ich alle die Mittel ergreife, von welcher ich mir einige Linderung verspreche. Sie nennen sich einen Biedermann, und derohalben habe ich schon dero Namens wegen so ein gutes Vertrauen zu Dero werten Person, dass Sie sich aller Verlassenen und Verachteten mit einer hülfreichen Aufrichtigkeit annehmen werden. Ich überschicke Ihnen aus der Absicht folgende zwey Briefe, die ich von angenehmen Händen zu meinem Troste habe erhalten. Der erste ist an meinen Vetter von einer Mannsperson; der andre aber an mich von einer ziemlich alten Jungfer gerichtet. Ich bin eben-
145 falls eine wohlbetagte Jungfrau, und erfahre auch zu meinem Verdrusse, dass ich aus dieser Ursache von vielen, die Dero Blätter mit vieler Hochachtung lesen, beständig verachtet werde. Es würde mir also zu einem großen Vergnügen gereichen, wenn Sie dieselben die Verteidigung der alten und Ehelosen Personen lesen lassen wollten, weil ich versichert bin, dass keiner von den beschriebenen Orden bey uns gestiftet werden dürfte. Es kann gar wol seyn, dass ich zu der mir itzo unerträglichen Last

der Verachtung am meisten selbst Anlass gegeben habe. Denn da die Blüte meiner Jugend bereits abzufallen schien, verlor ich zwar mit der muntern Schönheit die süße Hoffnung einen Mann zu bekommen; Dieses aber machte noch nicht, dass ich mir nicht gewünscht hätte den Kranz mit der Haube zu vertauschen. Ich suchte derowegen die vergehende Schönheit durch die Kunst zu ersetzen; oder ich verbarg doch wenigstens denjenigen Schaden, welchen ich von dem herannahenden Alter erlitten. Ich büßte durch einen unglücklichen Apfelbiss zwey von den vordersten Zähnen ein; doch, die dadurch entstandenen Scharten zu verbergen, gab ich mir alle ersinnliche Mühe, und nahm mich in acht, dass ich mich keiner solchen Worte bediente, durch deren Aussprache ich Mund und Lippen merklich öffnen musste. Man sah die Ursache meiner Vorsichtigkeit allzubald ein, und die Spötter sagten von mir, ich bemühte mich durch den Bauch reden zu lernen. Doch was wird es endlich helfen, dass ich Ihnen mit Erzählung meiner Schwachheit beschwerlich falle. Genug, ich habe mich gebessert, und lasse ietzo einen jeden die eingefallenen Backen mit größter Gelassenheit sehen. Die häufigen Runzeln halte ich ietzo für die erfreulichsten Zeichen des Sieges, welchen ich über die Torheit der Jugend befochten. Ja ich würde mein Alter ruhig nennen können, wenn mich nicht die Verachtung, mit welcher mein Stand und Alter aus bloßen Vorurteilen belegt wird, betrübte, und mein Gemüte auf das empfindlichste rührte. Sie lassen sich also meinen Zustand zu Herzen gehen, und schlagen derjenigen die an Sie ergangene Bitte nicht ab, die in aller Ergebenheit verharret

Dero dienstwillige

Salome Runtzelin.

Mein Herr,

Unter den Sachen, über welche bey uns unverdienter Weise gelacht wird, ist eine von den vornehmsten, der Ehelose Stand derjenigen Personen, die mehr als vor 20 Jahren tüchtig gewesen sind in den Ehestand zu treten. Man ist darinnen so weit gegangen, daſs ich glaube niemand nenne das Wort Hagestolz, ohne eine höhnische Miene dabey zu machen, und der gemeine Mann pflegt seinen Töchtern in der zärtesten Jugend die lächerlichen und verächtlichen Gedanken beyzeiten in den Kopf zu bringen, daſs wenn sie nicht heyraten würden, sie in ihrem Alter, in den vor der Stadt liegenden Sumpf kämen. Sie verwandelten sich daselbst in Kröten, und die, welche sie jetzo schreyen hörten, wären zuvor alte Jungfern gewesen. Sie und ich haben die Beschwerlichkeit des Ehestandes in der Jugend erkennet, und uns aus so vernünftigen Ursachen niemals bequemen wollen, in denselben zu treten; wir haben uns aber auch in unsern Zusammenkünften beständig über die daher rührende Verachtung zu beschweren gehabt. Die meisten Leute sind wie die Wirtin auf dem Kaffeehause, welches ich zuweilen zu besuchen pflege. Ich nahm letzhin meine Mittagsmalzeit eher als zu anderer Zeit zu mir, und wollte darauf ein Schälchen Kaffee trinken. Meine Perrücke 186 war mir selbigen Tag etwas stark eingepudert worden so daſs der Wind allezeit, wenn er sich erhub, einen Teil davon wegwehen konnte. Ich gieng im Winde vor den Fenstern des Kaffeehauses vorbey, und näherte mich der Türe zu. Die Wirtin und ihre Tochter saßen noch an dem Tische, und hatten etwa Speisen gegessen, welche keinen guten Geruch von sich geben mochten. Sobald sie mich gewahr wurde, befahl sie der Magd zu räuchern;

die aber, sobald ich mich genähert hatte, damit nicht fertig werden konnte. Ich wollte eben jetzo die Stubentüre aufmachen, als ich von ihr hörte: Sie solle das Rauchfaß draußen lassen; sie glaubte es wäre doch nur der alte Junggeselle, der immer an dem Ofen säße.

Es ist leicht zu begreifen was eigentlich zu unserer Verachtung soviel beyträgt. Man hegt in der Welt die irrige Meynung von uns, wir wären nur darin von den ehelichen Personen unterschieden, daß wir nicht durch eine öffentliche Verbindung in den Ehestand getreten. Inzwischen lebten wir in der wilden Ehe, und wüßten unsere fleischliche Begierden so wenig als diejenigen zu unterdrücken, die sich aus Furcht vor der Sünde den Stand gewählt hätten, welchen wir aus lauter Bosheit haßten. Allein ich traue mir zu behaupten, daß sie uns aus eben dem Grunde verspotten, als ein tummer Kopf Ursache hat, über die allerweiseste Schöpfung zu lachen. Inliegender Brief zeigt Ihnen, mein Herr, die Verfassung des Ordens der 40 Jährigen Keuschheit. Die Regeln desselben sind so klug ausgesonnen, daß sie den erwähnten Vorwurf auf das gründlichste beantworten, und doch die alten Jungfern von der Verachtung retten werden, womit man dieselben bisher verfolgt hat. Ich wollte, daß mein Vorschlag ins Werk zu richten wäre, über welchen ich jetzo Dero Gutachten verlange. Ich bin gesonnen, nach diesem Muster einen Orden unter unverehlichten Mannspersonen aufzurichten. Das Wort Hagestolz von seiner bisherigen verächtlichen Bedeutung zu befreyen will ich ihn den Orden frommer Hagestolzen nennen. Weil doch aber niemand gern was schimpfliches von sich selbst sagt, werde ich die Leute überreden, daß es ein größer Ehrenwort, als Groß-Groß-Vater sey. Zu den Regeln des Ordens der 40 Jährigen Keuschheit

will ich noch diese setzen, daß alle denselben annehmen können, welche die mannbaren Jahre erreicht haben, und unsern Regeln nachleben können. Es wird dieser Stiftung ein großes Ansehn machen, wenn wir den heiligen Paulum zum Patrone derselben erwählen, und ihn auf die eine Seite unsers Ordenszeichens setzen, auf der andern aber das VIte Gebot führen werden. Lesen Sie also folgenden Brief und schreiben von dem neuen Orden frommer Hagestolzen Dero offenherzige Meynung, demjenigen, der in aufrichtiger Freundschaft verharret

Gegeben auf dem Lehmannischen Coffe-Hause in Leipzig den 1. Mart. 1728.

Dero
Dienstwilliger
Zuchtlieb Altgesell.

Werteste Jungfer Muhme

Sie tut gar wol, daß sie sich zuvor nach der Beschaffenheit des Ordens der 40 Jährigen Keuschheit erkundigt, ehe sie solchen annehmen will. Ich muß gestehen, seit der Zeit der Orden bey uns gestiftet worden, hält man uns in großer Hochachtung, und alle Menschen geben meinen Mitgliedern das Zeugnis, daß sie ein tugendhaftes Leben führen. Die Leute grüßen uns nicht anders als ihre Priester, da zuvor jedermann seine lüderlichen Einfälle zu unserer Verachtung anwendete. 187 Diese Ehre bringen uns wohl die Regeln unsers Ordens zuwege, welchen wir auf das genaueste nachkommen. Sie sind aber auch Schuld daran, daß wir nicht so zahlreich seyn als man glauben sollte. Es hält anfangs freylich schwer, seine ganze Natur und Gewohnheit auf einmal zu ändern. Die meisten unsers Geschlechts bemühen sich von Jugend auf, wie sie nach ihrem Stande eine glückliche Heyrat treffen mögen: und wenn sie auch gleich

das 40te Jahr erreicht haben, so ist dennoch die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, so süß, daſs sie lieber den falschen Worten der Spottvögel des Männlichen Geschlechts, welche doch nur ihren Scherz mit ihnen treiben, Glauben beymessen, als sich der Schärfe unserer Regeln unterwerfen wollen. Ihr Lebenswandel hergegen, liebe Jungfer Muhme, ist von Jugend auf so tugendhaft gewesen, daſs sie nicht Ursache haben wird, davor zu erschrecken. Es ist mir bekannt, daſs ihre Fr. Mutter seel. sie beständig zu den häuslichen Verrichtungen angehalten, welche das männliche Geschlecht nicht zu besorgen pflegt. Sie hat von ihr gelernt für ein weitläuftiges Hauswesen Sorge zu tragen, und es in einer nützlichen Ordnung zu erhalten, ohne ihr jemals beyzubringen, daſs sie nur deswegen in die Welt gekommen sey, einen Mann zu nehmen. Damit ich aber ihrem Willen nachlebe, und ihr von der Einrichtung des Ordens der 40 Jährigen Keuschheit Nachricht erteile; so ist derselbe wider die Verachtung, in welcher die alten Jungfrauen unschuldiger Weise gelebt, gestiftet worden. Er hat folgende Regeln, aus welchen sie alle Beschaffenheit desselben wird abnehmen können.

I. Niemand soll in den Orden der 40 Jährigen Keuschheit aufgenommen werden, als lauter unverehlichtes Frauenzimmer so das 40ste Jahr bereits zurück gelegt hat, aber zugleich endlich bekräftigen kann, daſs es in jüngern Jahren, zum wenigsten ein Dutzend Freyer mit Körben abgewiesen hat.

II. Ein solches Frauenzimmer muſs entweder soviel Vermögen von ihren Ältern haben, daſs es nach seiner Art bis ins 80ste Jahr davon leben könne: oder in ihrer Jugend soviel gelernt haben, daſs es mit seiner Hände Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben wisse.

III. Ein solches Frauenzimmer muſs sein Gemüt von allen gewaltsamen Neigungen gesaubert haben, und weder geizig, noch ehrsüchtig, noch wollüstig seyn; damit es sich weder durch reiche noch durch vornehme, noch durch wohlgestalte und galante Freyer einnehmen lasse.

IV. Sobald eine in den Orden aufgenommen worden, muſs sie angeloben, keiner Mannsperson mehr einen Kuſs zu verstatten, den Hals und die Brust fein zu bedecken, und was sonst wohlanständig seyn wird, genau zu beobachten.

V. Monatlich sollen sich alle Mitglieder dieses Ordens einmal versammeln, und die Anmerkungen schriftlich mitbringen, so sie über die kluge und törichte Auferziehung des jungen Frauenzimmers gemacht haben.

VI. Die gelehrteste unter ihnen, soll alle diese kleine Schriften sammlen, in Ordnung bringen, und im Drucke heraus geben, damit alle einfältige und dumme Ältern, die bald zu hart, bald zu gelinde, mit ihren Töchtern verfahren, sich derselben bedienen können.

Aus diesen 6. besteht das merkwürdigste, das übrige sind Sachen, welche nicht wichtig sind, und die von allen angenommen werden Sollte sie Belieben tragen, werteste Jungfer Muhme, sich in unsern Orden zu begeben, so schreibe sie mir solches nur mit wenigem, und melde, ob ich sie gehöriges Orts anzeigen solle, sie findet zu allen Dienstleistungen jederzeit erbötig

Parthenopel am Reinigungs-Tage der heil. Jungfr. 1728.

Dero dienstwillige

S. R.

Neunundzwanzigstes Blatt.

XLIX.

Ich weiß mir in meiner Einsamkeit, darin ich auf dem Lande die meiste Zeit zubringe, kein größeres Vergnügen zu machen, als wenn ich die Schriften alter Weltweisen und Poeten lese, und daraus lerne, wie hoch man es schon vorzeiten im Erkenntnisse der Wahrheit, und in Ausübung der Tugend gebracht. Dieser Tage geriet ich über Lucianum, der zwar insgeheim ein Spötter genannt wird: bey dem ich aber überall so viel Verstand, Einsicht, Redlichkeit und Tugendliebe wahrnehme, daſs ich seine Schriften unter die nützlichsten und erbaulichsten rechne, so uns das Altertum hinterlassen hat. Unter andern verfiel ich auf den kleinen Traktat, den er von der Verläumdung oder Lästerung geschrieben, und darinnen er erweiset, daſs man derselben nicht leichtsinniger Weise Glauben beymessen solle. Den Eingang dazu macht er von der Unwissenheit und den Irrtümern. Er beschreibt sie als eine sehr schädliche Sache, ja als eine recht feindselige Gottheit, die nicht nur das menschliche Geschlecht überhaupt, durch die Verfinsterung der Wahrheit, in eine dunkle Nacht stürzt, sondern auch die Angelegenheiten einzelner Personen aufs äußerste verwirrt. Von ihr kommt es her, spricht er, daſs wir oft in unsern Geschäften wie die Blinden tappen, und, wie im Finstern geschieht, bald hier bald da anlaufen. Was uns ganz nahe vor

den Füßen liegt, das sehen wir nicht, und was noch so weit von uns entfernt ist, davor zittern und beben wir. Kurz, in allen menschlichen Verrichtungen wird nichts so glücklich unternommen, daſs nicht Irrtum und Unwissenheit mit unterlaufen sollte. Daher, schließt er endlich, daher entstehen so viel traurige Unglücksfälle und Trübseligkeiten in der Welt, ja daher kommt alle das Unheil, davon man auf Schaubühnen die Vorstellungen sieht, und im gemeinen Leben reden hört.

Von diesem allgemeinen Satze kommt er auf seine vorhabende Abhandlung von der Verläumdung. Er zeigt gleich Anfangs, daſs die Unwissenheit, welche allenthalben so viel vermag, sonderlich alsdann sehr schädlich sey, wenn sie bey Verläumdungen stattfindet, und zwischen gute Freunde gerät, die sich dadurch einander beleidigen. Durch solche innerliche Zwistigkeiten, schreibt er, pflegen nicht nur Familien und Häuser, sondern ganze Städte und Länder verwüstet zu werden. Die Ältern wüten auf ihre Kinder; die Kinder trachten ihren Ältern nach dem Leben: ein Bruder wird dem andern; ein Freund dem andern gehässig. Kurz, alles gerat durch die Verläumdung und ihre Schalkheit in Verwirrung.

Ich kann unmöglich alle die schönen Gedanken hieher setzen, die Lucianus in der darauf folgenden ausführlichen Beschreibung dieses Lasters angebracht, um dasselbe nach seiner wahren Natur und Beschaffenheit abzubilden. Nur das sinnreiche Gemälde kann ich nicht vorübergehen, womit Apelles, der berühmte 193 Maler, sich an seinen Lästerern gerochen, welche ihn unschuldiger Weise bey Hofe angeschwärzt hatten. Seine Kunst und Geschicklichkeit, die zu seiner Zeit

ihres gleichen nicht hatten, brachten ihm den Hass und Neid aller ungeschickten Pinseler zuwege, die es ihm gerne zuvorgetan hätten, wenn es ihnen nur möglich gewesen wäre. Antiphilus hieß der vornehmste von denselben: und diesen brachte seine Misgunst und Rachgier so weit, dass er durch schändliche Verläumdungen sein Mütchen an seinem Obermeister zu kühlen suchte. Doch alles war vergebens. Die Unschuld Apellis kam wunderlich an Licht; und anstatt der Strafe ward er aufs stattlichste vom Hofe beschenkt.

Eine so merkwürdige Begebenheit veranlasste nun diesen sinnreichen Künstler die Verläumdung in einem neuen Gemälde abzuschildern. Zur rechten bildete er einen Midas mit langen Eselsohren ab, welcher saß und der ankommenden Verläumdung die Hand schon von weitem bot, als wenn er begierig wäre, sie zu empfangen. Neben demselben standen ein paar Weibsbilder, die durch ihre Gestalt und Gebärden die Unwissenheit und den Argwohn vorstellten. Die Verläumdung selbst kam schön geputzt, als eine eilfertige Person, gleichsam anderswoher hinzu gelaufen. Ihr Antlitz und alle ihre Gebärden verrieten sowol die unordentlichen Bewegungen ihres wallenden Geblütes und gleichsam wütenden Körpers: als auch die heftigen Leidenschaften ihrer Seelen, z. E. Neid, Zorn und eine hinterlistige Bosheit. In der Linken trug sie eine brennende Fackel, ihre Raserey und Wut dadurch abzubilden, mit der Rechten aber schleppte sie einen Jüngling mit Gewalt bey den Haaren herzu, der die Hände gen Himmel hub, und Gott um Schutz und Hülfe anzuflehen schien; weil er sich selbst nicht retten oder aus ihren Händen befreyen

konnte. Vor ihr her gieng ein blasser und hagrer Mann, schmutzig von Ansehen, und scharf von Gesichte; dessen Gestalt übrigens einem Menschen glich, der durch langwierige Krankheiten abgezehrt worden: woraus man leicht schließen konnte, daß dieses der Neid wäre. Auf dem Fuße folgten ihr etliche Weibsbilder nach, die ihre Bediente zu seyn schienen, und von dem sinnreichen Meister dieses Gemäldes so gebildet worden, daß man sie notwendig für die Nachstellung, Hinterlist und Betrügerey erkennen musste; weil man ihnen alle diese Laster gleichsam aus dem Gesichte lesen konnte. Endlich und zuletzt folgte noch in einem Trauerkleide, mit abhangendem Haupte und tränenden Augen, die Reue nach, welche voller Scham und Traurigkeit die von ferne ankommende Wahrheit zu empfangen schien.

Alle Verständige werden leicht sehen, wie viel Verstand Apelles in dieser Abbildung erwiesen habe, und wie genau er die Natur der Verläumdung nicht nur eingesehen, sondern auch nach allen ihren Eigenschaften abzuschildern gewusst. Mir zum wenigsten gefällt dieses Bild so wohl, daß ich Herrn Albrecht Zierer, der sich neulich einmal schriftlich erboten, mein Zimmer auszumalen, freundlichst ersucht haben will, im Falle er noch sein altes Vorhaben nicht geändert hat, mir dieses Gemälde vor allen andern, an die eine Wand meiner Studierstube zu bringen. Er wird dadurch ein Meisterstück von seiner Geschicklichkeit ablegen können; ich aber werde mich dadurch, wie Appelles vormals, auf eine edle und erlaubte Art an denjenigen rächen, die nicht besser gegen mich handeln, als dort Antiphilus mit diesem berühmten Künstler verfahren.

So schändlich und schädlich aber das Laster der Verläumdung in Familien und Städten, bey Hofe und auf dem Lande, unter Reichen und Armen, Hohen und Niedrigen ist: so wenig hat doch ein tugendhaftes und unschuldiges Gemüte Ursache, sich über die Bosheit solcher Lästerer gar zu sehr zu beunruhigen. Und das ist eben diejenige Betrachtung, so ich itzo dieses Blatt anzufüllen bestimmt habe. Die Verläumdungen sind nämlich überall so gemein, dass vielleicht alle meine Leser aus eigener Erfahrung davon werden zu sagen wissen. Und da es unter ihnen viele schwache Gemüter geben wird, die sich in dergleichen Umständen nicht zufrieden geben können; sondern selbst in ihrer Unschuld die Ursache zu finden vermeynen, warum sie sich über falsche Anklagen, üble Nachreden und Lästerungen grämen und kränken müssten: so hoffe ich, dass diese Abhandlung nicht ganz ohne Nutzen seyn werde. Ich will mich aber hiebey selbst in die Umstände eines so bekümmerten Gemütes stellen, und mir einbilden, als ob ich ein so schwaches Herz, wegen einiger Verläumdungen, zu beruhigen hätte.

194

Was quälest du, was marterst du dich doch, unruhiger Freund, über die nichtswürdigen Reden der Lästerer, über die bösen Mäuler deiner Verläumder. Bedenke wohl, ob es der Mühe wert sey, dich über einen leeren Schall, über ein unnützes Gewäsche zu grämen? Wer sind deine Lästerer ihrem Verstande nach? Elende, unwissende Leute, die nicht wissen was wahrhaftig gut und böse ist; Leute, die nach Art des unverständigen Pöbels von Dingen urteilen; solche Leute, die nicht wert sind, dass man auf ihre Reden acht hat. Bekümmert sich auch ein

künstlicher Maler, Bildschnitzer, oder Musikus, wenn ein plumper Bauer, ein grober Tagelöhner, oder unflätiger Viehhirte seine Meisterstücke tadelt, verachtet oder übel davon redet? lacht er nicht über die Einfalt solcher Leute? bleibt er nicht vergnügt, wenn er bedenkt, dass sie es nicht besser verstehen? So solltest du es auch machen. Der Pöbel kennt dein Herz nicht. Er versteht die wahre Tugend nicht. Er urteilt dem bloßen Scheine nach. Verachte dieser Richter unzeitige Sprüche. Denke, dass die Gänse schnattern, oder die Sperlinge zwitschern, wenn solche Mäuler von deiner Tugend urteilen. Die Vernünftigen allein können dich wahrhaftig loben: Die Vernünftigen allein können dich auch verachten: Ein Tor kann keines von beyden tun.

Ja, sprichst du, gleichwohl glaubt die Welt, was meine Verläumder von mir sagen, und ich komme in einen übeln Ruf dadurch. Allein sage mir, was verstehst du durch die Welt, die deinen Lästerern glaubt? Sind es weise Männer, oder Toren? Sind es tugendhafte Leute, oder Sklaven der Laster? Sind es die Redlichen im Lande, oder ist es der rohe Haufe, der nichts weiß oder versteht? Du irrst, wenn du denkst, dass jene einem fliegenden Geräusche, einer gemeinen Sage Glauben beymessen werden. Der vernünftige Teil des menschlichen Geschlechts folgt nicht blindlings dem Gerüchte. Er weiß, man leugt gern auf die Leute; darum glaubt er nicht alles was er hört. So werden es denn nur die Toren seyn, die deiner Lästerer Urteile annehmen werden. Allein was ist an solchen Leuten gelegen? Sie mögen von dir glauben was sie wollen: es kann dir gleichviel gelten. Du bist noch sehr weit

von der wahren Tugend entfernt, wenn du den Beyfall aller Unverständigen suchen willst. Selbst diejenigen, so sich am eifrigsten darnach bemüht, haben ihn nicht erlangen können: du aber sollst es nicht einmal wünschen; und dich glücklich schätzen, wenn du ihnen misfällst.

Wer sind zum andern deine Lästerer ihrem Willen nach? Leute, die in allen Begierden bis über die Ohren stecken; die sich in allen Bosheiten üben, und in allen Lasterpfützen herum wälzen. Sie könnens nicht leiden, daß man dich aus ihrer Zahl bisher auszuschließen geschienen: darum bemühen sie sich zu zeigen: du seyst nichts besser als sie. Können sie solches nicht mit dem Grunde der Wahrheit tun, so argwöhnen sie. Ein Verdacht gilt bey ihnen so viel als ein Beweis. Was sie von dir weder hören noch sehen, das lassen sie sich träumen; und glauben es hernach, weil es ihnen so beliebt, weil sie gerne wollten, daß es wahr wäre. Solltest du dich aber über solche Leute bekümmern? Wälze dich nur, gleich ihnen, in dem Schlamme der Wollust; wuchere so wie sie; verschwende wie sie; prahle wie sie: sogleich werden sie aufhören von dir zu schwatzen. Du wirst ihres gleichen seyn; darum wird ein Rabe dem andern kein Auge aushacken. Deine Tugend ist ihnen nur ein Dorn im Auge.

195

Hernach, sage mir doch, hörestu etwan auf unschuldig zu seyn, wenn andre sagen, daß du es nicht seyst? Kommt deine Tugend auf fremde Urteile, oder auf das Zeugnis deines Gewissens an? Verdammt dich dieses nicht: so kann dich sonst niemand verdammen. Die falsche Einbildung andrer Leute kann dich weder besser noch schlimmer machen, als

du in der Tat bist. Die Sonne bleibt so groß als sie ist, wenn gleich die Sternkündiger sich um ihre Größe streiten. Deine Glückseligkeit aber entsteht aus dem, was du bist: nicht aus dem, was man dich nennet. Versuchs einmal: verschwende das deine; lebe wollüstig, eitel, stolz und übermütig. Sey geizig, ungerecht, gewalttätig und grausam; lass aber alle Welt von dir sagen, du seyst der tugendhafteste Mensch von der Welt: Wirstu auch wol den übeln Wirkungen jener Laster entgehen, und die herrlichen Vorteile erlangen, die nur eine wahre, nicht aber eine vermeynte Tugend verschaffen kann? Weit gefehlt: deine Laster werden dich, mitten unter den Lobsprüchen der Schmeichler, ins gänzliche Verderben stürzen: und deine Tugend wird dich, mitten unter den Verläumdungen deiner Lästerer, vergnügt und glücklich machen.

Stelle dir ferner das unsterbliche Wesen im Himmel zum Muster vor. Wer muss mehr nachteilige Urteile über sich ergehen lassen? Wer muss mehr törichte Aussprüche von sich und seinen Werken fällen hören? Blinde Maulwürfe meistern den Schöpfer des Lichtes, und armselige Erdwürmer tadeln den Herrn des Himmels. Gleichwol bleibt der ewige Gott wer er ist. Er hätte Donnerkeile genug, alle seine Lästerer auf einmal zu zerschmettern; Wassers genug, sie zu ersäufen; Feuers genug, sie gänzlich auszurotten. Allein er straft sie nicht: er zürnet nicht einmal: er hat ein Mitleiden mit ihrer Torheit: er duldet, er nähret und kleidet sie: Er suchet sie glücklich zu machen, so viel es ihm möglich ist. Willstu ein rechtschaffner Bürger in der Stadt Gottes seyn, so folge als ein Untertan deinem Oberhaupte, als ein Knecht deinem Herrn, als ein Kind

deinem Vater. Die Sanftmut und Liebe wird dich geduldig; die Geduld ruhig und gelassen; die Gelassenheit aber mitten unter den Verläumdungen glücklich machen. Sprich zu deinem Lästerer: Mein Bruder oder meine Schwester, du redest übels von mir; aber du kennst mich nicht. Du redest es also nicht von mir; sondern von einem Lasterhaften. Du würdest dich selber schämen, wenn du deinen Irrtum erkennen solltest.

Ja, sprichst du endlich, was nützt mir meine Unschuld und Tugend, wenn sie nicht erkannt wird? Du irrest lieber Freund, du irrest sehr. So wenig ein Feuer lange verborgen bleiben kann: so wenig auch Unschuld und Tugend. Weißt du aber, wer die deinige kennt? Zuerst du selbst und dein Gewissen: Ein herrlicher Zeuge! Zum andern Gott, der dein Innerstes prüfet, und dir auch deine vor der Welt unbekannte Tugend belohnen wird. Zum dritten alle vernünftige und redliche Herzen, dich bald für ihres gleichen ansehen und aus äußerlichen Merkmalen die verborgene Beschaffenheit deines Geistes erraten werden. Freue dich, wenn du nur einen einzigen von der Art findest; der auch gegen andere ein Zeuge deiner Tugend werden kann und will. Sein Beyfall wird hundert andern die Augen auftun. Sein Lobspruch wird dir mehr nützen, als hundert Neider und Lästerer dir schaden können. Ein weiser Mann wird tausend törichte Verläumder zu schanden machen. Alsdann wird deine Unschuld auch öffentlich ausbrechen und deine Tugend nach Verdienste gekrönet werden.

196



Gottscheds gesammelte Schriften

(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft)

Der Biedermann

von

Johann Christoph Gottsched

Herausgegeben

von

Eugen Reichel

Zweyter Band

Berlin
Gottsched-Verlag

Gesammelte Schriften

von

Johann Christoph Gottsched

(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft)

Vierter Band



Berlin
Gottsched-Verlag



Erstes Blatt.

LI.

Ich fange durch dieses Blatt den andern Teil meiner wöchentlichen Schriften an und kann mich nunmehro nicht länger enthalten, diejenige Verwunderung zu gestehen, darinnen ich seit einiger Zeit, im Absehen auf dieselben, gestanden bin. Es hat mich befremdet, daß man sich die Mühe genommen, sie nun schon ein Jahr lang zu lesen, da ich doch noch in keinem einzigen Stücke eine rechte Abbildung von meiner äußerlichen Person gegeben habe: so daß meine Leser es noch zur Zeit nicht wissen können, ob ich lang oder kurz, breit oder schmal, weiß oder schwarz bin? Wieviel auf die Wissenschaft dieser wichtigen Umstände bey einem Skribenten ankomme, das werden mir alle diejenigen bezeugen helfen, die so sorgfältig sind, ihre Bilder in allerley Format in Kupfer stechen und vor ihre Bücher setzen zu lassen. Imgleichen werden mir alle Buchhändler es zugestehen, daß eine Schrift noch einmal so gut abgehe, wenn der Verfasser derselben mit seiner hübschen Miene gleich vor dem Titelblatte eine gute Meynung von dem ganzen Buche bey den Käufern erweckt. Ich entsinne mich, daß ein gewisses philosophisches Systema vor einiger Zeit deswegen seinen Verleger an den Bettelstab gebracht, weil der Kupferstecher dem gelehrten Manne, von dem es verfertigt war, eine etwas altfränkische, ungekämmte und, so zu reden,

recht schulfüchsische Perücke gestochen hatte: daher denn alle Welt den richtigen Schluss gemacht, dass ein Autor, dem es von außen um den Kopf so verwirrt aussähe, unmöglich von innen ein recht wohleingerichtetes Gehirn haben könne. Doch das mag an seinem Orte beruhen.

Ich muss derowegen die Ursache entdecken, warum ich mich noch nicht in Kupfer habe stechen lassen; und da bitte ich, alle Welt zu glauben, dass nicht ich, sondern mein Verleger schuld daran sey. Nicht zwar, als wenn er die dazugehörigen Kosten gescheuet hätte: Nein; er hat mir seit vielen Monaten angelegen, dass ich ihm doch ein wohlgemachtes Contrefait von meiner Gestalt überschicken möchte: weil er gesonnen wäre, selbiges von dem besten Meister in Deutschland stechen zu lassen. Er tat mir den Vorschlag, dass er es nicht auf die gemeine Art, sondern auf eine ganz neue Manier anbringen wollte. Er wollte nemlich das Gemälde in seinem künstlich geschnitzten Rahmen auf eine hohe Ehrensäule stellen lassen. Von ferne sollte sich mein kleines Landgut im Prospekte zeigen; und oben über mir sollten ein paar wilde Männer in freyer Luft schweben und eins von meinen wöchentlichen Blättern mit ihren Keulen unterstützen, 1 darauf mit ausserordentlichen großen Buchstaben stehen sollte: Der Biedermann. So seltsam mir dieser Entwurf vorkam, so schien er mir doch nichts so gar ungereimtes in sich zu fassen, welches ich nicht weit ärger auf anderen Büchertiteln gefunden hätte: sogar wenn die größten Künstler im Kupferstechen dieselben verfertiget. Weil ich aber von dergleichen prächtigen Weitläuftigkeiten kein Liebhaber bin, so überschickte ich ihm anstatt meines Gemäldes ein Kupferblatt aus einer gewissen Auflage der Esopischen Fabeln, worauf

dieser alte sinnreiche Moralist abgebildet war, mit der Bitte, dieses Bild von neuem stechen zu lassen und meinen Namen darunter zu setzen. Diesem meinem Verlangen aber hat er kein Genügen tun wollen: ohne Zweifel aus Besorge, dass eine so unförmliche Gestalt des Verfassers dieser Blätter, ihnen einen merklichen Stoß geben, oder ihren Abgang hindern würde.

Warum ich aber eben in Gestalt eines, nach der gemeinesten Meynung so übelgebildeten, Mannes in Kupfer gestochen seyn wollen; das ist leicht zu sagen: weil ich ihm nämlich, sonderlich nach diesem Bilde, welches ich von ihm besaß, so ähnlich bin, als ein Ei dem andern. Ich scheue mich gar nicht, meine unansehnliche Gestalt der sich vielleicht eitele Gemüter schämen würden, frey zu gestehen: Denn warum sollte ich mich wohlgestalter machen als ich bin? Bey meinem Leben habe ich von meiner äußerlichen Bildung weder Vorteil noch Nachteil zu erwarten; werden aber unsere Nachkommen über zwey oder dreytausend Jahre irgend noch ein Exemplar von meinen Papieren, etwa in dem finstersten Winkel einer stäubigten Bibliothek, finden und einiges Belieben tragen, dasselbe zu lesen: so wird sich schon ein mitleidiger Kritikus finden, der mir, wie dem Esopus dieses Glück bereits widerfahren, mit einer annehmlichen Leibesgestalt zu statten kommen, und in einem ganzen Buche gegen alle meine Feinde beweisen wird, dass ich zu meiner Zeit die artigste Positur von der Welt gemacht habe. Ich will diesem barmherzigen Gelehrten hiermit für seine Mühe im zum voraus Dank abgestattet haben, und ihn zugleich bitten, dass er sich durch dieses Blatt nicht wolle irre machen lassen, seine Gelehrsamkeit in Änderung

meiner Gestalt zu erweisen. Denn ich habe das Vertrauen zu ihm, daſs er auch die allerklärste Beschreibung, die ich hier von meinem Körper gegeben habe, vermöge seines witzigen Kopfes, schon zu meinem Besten werde zu kehren und zu verdrehen wissen.

Aus dem Bisherigen werden meine Leser nunmehro ihre Neugierigkeit ziemlichermaßen befriedigt haben. Ich erfreue mich dahero schon, mit wieviel größerm Verstande und mit wieviel größerer Erbauung sie meine Blätter lesen werden, nachdem sie auch von der Figur, die ich mache, sich einen lebhaften Abriſs in Gedanken vorstellen können. Denn wieviel deutlicher werden ihnen nicht hinfort alle meine Betrachtungen seyn, wenn ihnen im Lesen die sonderbare Positur eines kleinen, runzelichten, übelgewachsenen, schielenden, höckerichten, lahmen und stammlenden Esopus vor Augen stehen wird? Dieses wird sonder Zweifel allen meinen Blättern das rechte Licht geben, und es reuet mich itzo schon, daſs ich mich nicht gleich zu Anfange des vorigen Jahres bereits auf diese Weise abgeschildert habe.

Meine Herren Brüder, die Skribenten von allen Gattungen meine ich, werden mich doch um dieser Ursache halber nicht aus ihrer Zahl verstoßen, weil ich nicht so liebreizend vor dem Titel meiner Blätter erscheinen kann als sie. Ich weiß, sie sind viel zu vernünftig, als daſs sie den Wert dieser Schriften nach der Annehmlichkeit meiner Bildung beurteilen sollten. Ich habe aber wol eine andere Ursache zu befürchten, daſs man mir den Titel eines Skribenten streitig machen werde. Es sind mir schon einige Urteile zu Ohren gekommen, die gewisse recht scharfsinnige Leute davon gefällt haben sollen. Sie haben dafür gehalten, ich hätte an den wöchentlichen Blättern,

der Biedermann genannt, fast gar nichts gemacht: Meine Korrespondenten hätten gar zuviel Teil daran, als dass ich sie mir zueignen könnte. Hierauf weiß ich in der Tat nichts zu antworten, als dass sie recht haben. Ich verlange nämlich an diesen Papieren nicht mehr Teil zu haben, als dasjenige, was übrig bleibt, wenn ein jeder von meinen Gehilfen das seinige zurück nimmt. Doch hoffe ich bey dem allen, an dem kleinen Quartbändchen des vorigen Jahres, welches nur aus 200 Seiten besteht, zum wenigsten noch einmal soviel eigenes zu haben, als gewisse große Männer an den vielfältigen Folianten sich anmaßen können, an deren Titelblättern ihre berühmte Namen mit unzählbaren Ehrentiteln prahlen: da doch die Rücken der Bände alles dasjenige in goldenen Buchstaben zeigen, was ihre gelehrte Federn an den herrlichen Werken, so ihren Ruhm verewigen werden, getan haben. Ich bitte derowegen, mir nur solange unter den kleinen Skribenten einen Platz zu vergönnen, bis man alle Sammler und Herausgeber fremder Bücher, imgleichen alle Vorredenkünstler und Registermacher aus der Anzahl der großen Autoren wird ausgeschlossen haben.

Was die Briefe meiner Korrespondenten anlanget, die einigen bisher gar zu stark vorgekommen: so bin ich bereit, ihnen zu willfahren, wenn sie sich nur deswegen vereinigen und mir zu wissen tun wollen, wie groß die Anzahl derer sey, die es nicht gern sehen, wenn ich die Gedanken meiner Gönner und Freunde mit einrücke. Zu gleicher Zeit bitte ich aber auch die gegenseitige Partey, sich ihrer Zahl nach zu melden; denn ich bin entschlossen, mich nach den meisten zu richten. Ich wüsste wol ein Mittel, beyden ein Genügen zu tun. Ich dürfte nur wöchentlich

zwey Blätter herausgeben, so hätte ich Platz genug, meine eigene Betrachtungen anzustellen und zugleich alle fremde Zuschriften, die mir eingeschickt werden, bekannt zu machen. An mir soll es in diesem Stücke nicht fehlen: Ich will nur meinen Verleger erst zu Rate ziehen.

Ich muss aber meinen werten Lesern gleich zu Anfang dieses neuen Teiles, ein sehr sinnreiches Schreiben vorlegen, welches viel zu rühmlich für mich lautet, als dass ich es unterdrücken sollte. Es ist ein sehr gelehrter und berühmter Mann, der selbiges an mich abgelassen hat. Ich kann zwar im Vertrauen gestehen, dass ich weder von seiner Person noch von seiner Gelehrsamkeit die geringste Wissenschaft oder Probe habe: doch weil er von mir und meinen Kleinigkeiten so viel macht, wie aus dem ganzen Briefe zu ersehen ist: so erforderts wol die Höflichkeit, dass ich ihn wieder lobe. Der Brief lautet so:

Wertester Herr Biedermann,

Ihr seyd ein ehrlicher Mann, der die Wahrheit liebt; und Eure Urteile sind Biedermännisch. Um so viel weniger trage ich Bedenken, Euch zu bitten, dass Ihr aus beykommendem Buche einen Auszug machen, und solchen in Eure Blätter setzen wollet. Der Titel desselben ist: Vivitur ingenio: d. i. Eine Sammlung von artigen, moralischen, satyrischen und possierlichen Einfällen von mancherley Dingen: von der Liebe, Galanterie, Poesie, Politik, Religion und Historie, u. s. f. ursprünglich mit Kreide an die Bretter zu St. James Parc, dem hohen und niedrigen Adel und andern vornehmen Personen zum besten geschrieben, von einem wilden Manne, der sich selbst einen Sekretär der Wildnis nennet, und für den Vater des wilden Jungen Peters, den man von

Hannover nach England gebracht, gehalten wird, London 1728. Es hat mir ein guter Freund, der den Verfasser sehr wohl kennt, dieses Buch zugeschickt, und mich inständig gebeten, Euch solches bestens anzupreisen. Gedachter Freund hat mich versichert, daß der Autor gar ein feiner Mann sey. Ihr werdet mir gewiß eine sonderbare Freundschaft erweisen, wenn Ihr sein Buch mit einigen Lobsprüchen rezensiret. Denn ob ich gleich nicht leugnen kann, daß die Sachen darin etwas unordentlich und undeutlich vorgetragen werden, ja auch die Schreibart nicht viel tauge; so muß ich doch auch gestehen, daß manches gute darin anzutreffen ist. Die possierlichen Gedanken von der Galanterie sind gewiß nicht uneben. Nicht nur mein Freund, sondern auch der Autor wird Euch zu vielem Danke verpflichtet seyn. Er hält auf Eure Schriften ungemein viel, und Ihr werdet sehen, wie er Eurer an unterschiednen Orten, als p. 24, 28, 33, 76 und 80 mit großen Lobsprüchen gedacht. Die beyden Exemplare von dem Buche stehen Euch zu Diensten, und Ihr könnt solche nur behalten: wobey der Verfasser noch einen Dukaten für Eure Bemühung beygelegt hat. Solltet Ihr etwa nicht Zeit haben, das ganze Buch durchzulesen, so nehmt unmaßgeblich nur das Register, in welchem Ihr die artigsten Sachen, auch die nicht in diesem Buche stehen, beysammen antrefft. Gleichwie Ihr nun der erste seyd, der von diesem Buche den Auszug macht, also steht es ganz allein in Eurer Gewalt, den Autorem berühmt und den Verleger reich zu machen. Diese Gütigkeit, so Ihr um meinetwillen meines Freundes seinem guten Freunde erzeiget, will ich auf andere Art zu verschulden suchen, der ich indeß bin

Euer schuldigster Diener C.

Halle, den 16. März 1728.

Ich beklage, daſs mir der vornehme Verfaſſer dieſes Schreibens etwas zugemutet hat, ſo ich wider meinen Willen ausſchlagen muſs. Auszüge aus Büchern zu machen iſt eine gar zu ſchwere Kunſt, als daſs ich mich unterfangen ſollte, eine Probe davon zu machen. Denn aus der Vorrede und den Regiſtern etwas zuſammen zu ſtoppeln, wie die Pfuſcher im Journaliſtenhandwerke tun, das ſchickt ſich für keinen Biedermann: das hieſze nur den Leſer ſpotten und die Welt äffen. Es gehört viel Einſicht dazu, wenn man die Stärke und Schwäche eines Traktats auf einmal überſehen, und einen kurzen Begriff von weitläuftigen Werken in etlichen Blättern geben will. Zudem habe ich auch den beygelegten Dukaten, der mir richtig eingehändigt worden, ſo nötig nicht, als gewiſſe Leute, die dafür alles, was man nur wünſchet, in ihre Monatſchriften einzurücken bereit ſind: ohne dergleichen güldne Fürſprecher aber auch des beſten Buches nicht gedenken. Ich habe derowegen ein Exemplar des Buches, nebſt dem erwähnten Dukaten, an einen guten Freund von dieſer Gattung nach Holland geſchickt, mit der freundlichen Anſuchung, die von einem andern guten Freunde von mir, der die Ehre hat, ein guter Freund von einem guten Freunde des Herrn Autors zu ſeyn, an mich geſchehene Fürbitte in ſo weit ſtattfinden zu laſſen, daſs ſeiner neuen Schrift in dem nächſten Stücke der daſigen Monatſchrift mit einem anſehnlichen Lobſpruche gedacht werde. Imgleichen habe ich an den Verfaſſer der Franzöſiſchen Quinteſſenz der Amſterdamer Zeitungen eben dergleichen Bitte ergehen laſſen; als welcher ſich gleichfalls in gelehrte Sachen miſchet. Zum wenigſten hoffe ich, daſs er dieſes unvergleich-lichen Werkes eben ſo rühmlich gedenken werde, als

er vor einiger Zeit des Eloge de la goute und de la fievre quarte Meldung getan: Eines Traktats, der gewiss in den heißesten Hundstagen geschrieben zu seyn scheint.

Sonst muss ich mich wundern, dass mein Ruhm und Name auch schon so gar in England erschollen ist. Wie? die allerklügste, tiefsinnigste Nation von der Welt, weiß itzo schon von mir? Ein so großer Skribent, als der Vater des wilden Knaben von Hameln ist, führt mich in seinem vortrefflichen Werke mit vielen Lobsprüchen an? Diese Ehre ist bald zu groß für mich, und ich müsste der undankbarste Mensch von der Welt seyn, wenn ich nicht sein Buch, so viel mir möglich ist, loben und bekannt machen wollte. Ehestens will ich seine Gedanken von der wahren Galanterie meinen Lesern vor Augen legen, weil er ein besonderer Kenner davon seyn muß. 4

Zweytes Blatt.

LII.

Weil ich weiß daß meine Blätter auch an vielen Orten gelesen werden, wo die artigen Manieren der heutigen Welt im größten Flore sind; und die politeste Lebensart im Schwange geht: so hätte ich längst gern von der sogenannten Galanterie etwas einfließen lassen; wenn ich mich nur für einen Kenner davon hätte ausgeben dürfen. Allein da ich auf dem Lande, und zwar an einem sehr einsamen Orte, geboren und erzogen bin; auch bey meinem Aufenthalt auf Akademien und in großen Städten mehr in meiner Studierstube mit verstorbenen Gelehrten, als in Gesellschaften mit artigen Weltleuten umgegangen: so habe ich mich niemals unterfangen, von einer Sache zu schreiben, die ich nicht verstanden. Ich bin ein Mann von der alten Welt, der sich in die neuen Moden blutschlecht zu schicken weiß. Wer auch die Abbildung, so ich vor acht Tagen von mir gemacht, in Erwägung zieht, wird leicht daraus abnehmen können, daß mir die Galanterie dieser Zeiten nicht eben zum besten anstehen würde. Meine Kleidungen sind schlecht und altväterisch gemacht. Ich habe mit Fleiß denselben Schnitt darinnen beybehalten, den ich an den Bildern meiner Vorfahren gefunden: Daher musste ich neulich von Herzen lachen, als mir dieses auf eine unvermutete Art vorgerückt wurde.

Ich gieng, nebst vielen andern Fremden, die sich sowol als ich auf der itzigen Leipziger Messe befinden, in dem berühmten Auerbacher Hofe auf und nieder. Ein paar junge Kavaliere, die meines Erachtens von den galantesten seyn mochten, so sich itzo daselbst aufhalten, wurden mich gewahr; und der eine sprach zum andern mit einem herzlichen Gelächter: „Mon frère, sieh doch jenen compendieusen Dorfjunker an. Ma foi! das ist ein rechter galant-homme. Ich glaube, er hat seinen ganzen Staat noch von seinem Ur-Aelter-Vater geerbt“. Ich stand, mit dem Rücken gegen sie gekehrt, und tat, als wenn ich dieses nicht hörte: Drehte mich aber bald darauf unvermerkt nach ihnen um, diese meine Spötter kennen zu lernen. Und da erblickte ich ein paar solche bunte Herren, die keinem Papagey einigen Vorzug einräumen durften. Ich will nur den einen beschreiben. Die Strümpfe waren weiß, aber mit goldnen Zwickeln bis über die Waden besetzt; Die Hosen schwarz Sammet; das Unterkleid von hellblauem Atlas mit silbernen Spitzen verbrämt und mit gelbem Taffete gefüttert. Das Oberkleid war rot mit goldstückenen Aufschlägen, goldenen Balletten und grünem Futter. Am Degen hieng ein Busch von einem künstlich geknüpften silbernen Bande. Am Haarbeutel war gleichfalls eine sehr ausgedehnte Rose von schwarzen und weißen Bändern, und auf dem Hute eine rot- und gelbsprencklichte Feder zu sehen.

Es gieng mir bey diesem seltsamen Anblicke eben so, als andern Leuten, die vom Dorfe in die Stadt kommen, und etwas gewahr werden, so ihnen neu und ungewöhnlich ist. Ich vergaß meiner selbst über der vielfältigen Vermischung fast aller möglichen Farben, und stand halb erstarrt, bis in dem Gedränge

jemand kam, der mich von meiner Stelle stieß, und mich also wieder zu mir selbst brachte. Obwol es mir nun sehr unnatürlich vorkam, sich in eine so bunte Maske zu verstecken: so bescheide ich mich doch gern, daß ich dergleichen zur Galanterie gehörige Sachen zu beurteilen nicht fähig bin. Denn was weiß ichs, ob dieses nicht etwa die allerneueste Pariser Mode so mit sich bringt?

Indem ich aber nach Hause komme und mich über das vor acht Tagen gerühmte Buch mache, um aus der Abteilung von Galanterien den versprochenen Auszug zu verfertigen: so erblicke ich mit der größten Verwunderung, daß mein Skribent gleich in dem ersten Hauptstücke, darin er von Kleidungen handelt, die Regel gibt: Wer galant seyn will, der suche soviel Farben in seinem Habite anzubringen, als es möglich ist: Denn das läßt hübsch. Als ein Sekretär der Wildnisse, setzt er die Ursache hinzu: Weil nämlich in Wäldern und Feldern allerley Blumen durcheinander wachsen, und in Vermischung ihrer Farben nicht die geringste Spur der Ordnung blicken lassen; aber eben deswegen für was schönes gehalten werden. Ich erschrak, daß eine Sache, die ich vorhin für unnatürlich gehalten hatte, in der Natur selbst das anmutigste Original haben solte: Allein was war zu tun? Leugnen konnte ichs nicht; also mußte ichs glauben, und man merke sich also diese Vorschrift: Je bunter, je besser: Denn das läßt hübsch.

Eine so glückliche Entdeckung machte mich noch begieriger, meinem Lehrmeister in der Galanterie weiter nachzuspüren; und ich fand alsobald diese neue Regel zur Kleidung gehörig: Wer recht galant seyn will, der schaffe sich Kredit, damit er ohne Geld von Krämern, Kaufleuten und Schneidern alle Neuigkeiten

haben könne, sobald sie Mode werden. Der Beweis war wieder aus der Wildnis hergenommen; doch auf eine umgekehrte Art. Die wilden Tiere, hieß es, behelfen sich mit den Häuten, Federn und Fellen, so ihnen die Natur zu eigen gegeben: Aber der Mensch, als ein edleres Geschöpf, muss sie darin übertreffen und lauter geborgte Sachen zur Kleidung brauchen. Die Ursache war wichtig, und ich merkte mir das; gebe auch, nach der Anleitung eines so großen Skribenten, diese andere Vorschrift für galante Leute: Ein geborgter Habit ist besser als ein bezahlter; Denn er lässt hübsch.

Im Absehen auf den Umgang mit Leuten, als wovon das andere Hauptstück handelt, macht der Autor die Anmerkung: dass man sich gar nicht zwingen müsse, in ihrer Gegenwart sich anders zu verhalten, als man in ihrer Abwesenheit tun würde. Man könne sich also vor vornehmern und fremden Personen ebenso freymütig anstellen, als vor bekannten und geringern. Man könne und solle ohne alle Blödigkeit schwatzen, singen, lachen, pfeifen, springen, gähnen, husten, niesen, sich ausdehnen u. s. w. nicht anders, als wenn man ganz allein wäre, oder zum wenigsten nur die vertrautesten Freunde um sich hätte. Hierauf setzt er die Ursache hinzu, die er abermal aus der Wildnis entlehnt: Die Tiere in Wäldern bleiben bey dieser natürlichen Freyheit, ohne sich durch das eigensinnige Nichts, welches man den Wohlstand nennt, einen Zwang anlegen zu lassen. Hieraus mache ich denn die dritte Regel für galante Leute: Man kehre sich im Umgange an keine Ehrerbietigkeit oder Bescheidenheit; denn das lässt nicht hübsch.

Der Umgang mit Frauenzimmer macht das

6

vierte Hauptstück aus, darinnen mein Skribent den rechten Kern von allen Galanterien vorschreibt, indem er zeigt, wie man sich gegen das schöne Geschlecht aufzuführen habe. Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit, spricht er, müssen hier ganz verbannt seyn: Das sind Wörter die von Grillenfängern ersonnen worden, und bey galanten Leuten nicht gehört werden müssen. Zucht und Keuschheit sind gleichfalls solche Hirngespenster, die man vergessen muss, ehe man zur Galanterie gelangen kann. Man sehe nur wie es die Tiere in ihrer Einfalt und Unschuld machen; so setzt er den Beweis nach seiner Art hinzu. Zwingen sie sich wol, ihre Neigungen und Begierden zu zähmen? dämpfen sie ihre aufsteigenden Lüste? Nehmen sie sich aus unzeitiger Scham gegen ihre Weiblein etwas übel? Ganz und gar nicht. Nun aber leben ja die Tiere nach dem Rechte der Natur, wie der große Kaiser Justinian in seinen güldenen Rechtsbüchern hochweislich erinnert: Denn was ist sonst das Recht der Natur, als was die Natur alle Tiere gelehrt hat? Und was folget hieraus unwidersprechlicher, als dass Mannespersonen gegen Frauenzimmer in Mienen, Geberden, Worten und Werken sich an nichts binden dürfen, als an das, wozu sie Appetit haben. Kurz zu sagen: Je wilder, je besser; denn das lässt hübsch.

Das fünfte Hauptstück handelt vom Reden insbesondere; und der Autor lässt sich darinnen angelegen seyn, die auserlesensten Regeln vorzuschreiben. Fürs erste benimmt er seinen Lehrlingen das Vorurteil, dass sie nur alsdann reden müssten, wenn sie was dabey gedächten: als welcher Grundsatz die ganze Galanterie übern Haufen stoßen würde. Man müsse vielmehr schwatzen, ohne zu wissen, was man sagen

wolle, und unaufhörlich plaudern, gesetzt, dass es nichts hieße. Denn, setzt er hinzu: so machen es die Tiere. Sie schreyen, brüllen, heulen, grunzen, bellen, wiehern, blöken, schnattern, zwitschern und gackern, ein jedes nach seiner Art, ohne das geringste dabey zu gedenken. Eine Heerde Gänse stellt er hier sonderlich zum Muster einer recht galanten Unterredung vor. Ob man laut oder leise reden müsse, das entscheidet er aus eben dem Grunde. Man solle sich nämlich an nichts binden, und entweder den Leuten was ins Ohr zischeln, oder aus vollem Halse schreyen, wie es einem in den Sinn käme: gesetzt, dass dieses eine Heimlichkeit, jenes aber eine ganz gleichgiltige Sache wäre, die alle Welt wissen könne. Doch merkt er an, dass es allezeit besser sey, seine Stimme wacker hören zu lassen, und zehn andere, die bereits reden, zu überschreyen: Denn das lasse galant und hübsch.

Von Essen und Trinken handelt mein Skribent im folgenden sechsten Kapitel. Hier stellt er nun als Sekretär der Wildnisse, sonderlich die Jagdhunde zum Muster der Galanterien vor. Wie sich nämlich diese bey einer wohlbesetzten Tafel verhalten würden: so müssten es galante Leute auch machen. Er habe zu dem Ende einen Versuch mit diesen Tieren gemacht, um zu sehen, was für Regeln herauskommen würden. Da hätten nun die heißhungerigen Gäste fürs erste nicht schleunig genug zur Schüssel kommen können; gleich nach den besten Bissen geschnappt; sie einander von den Tellern gerissen; das Tischtuch über und über besudelt, die Weingläser umgeschmissen und zerbrochen; die Beine von dem Fleische und die Gräten von den Fischen in dem ganzen Zimmer herumgeworfen, u. d. m. Alle diese Stücke preist

er seinen Schülern zur löblichen Nachfolge an. Er lacht dabey über die Einfalt derjenigen, die andern eher, und was besseres als sich selbst, vorlegen; oder aus unnötiger Höflichkeit nicht sagen wollen, von welcher Speise sie gern eine größere Portion hätten. Jenes liefe ja augenscheinlich der Regel zuwider, die da sagt, ein jeder sey sich selbst der nächste. Dieses aber wäre eine törichte Verminderung seines Vergnügens, welches man sich auf eine so erlaubte Art verschaffen könnte. Mit einem Worte, schließt er: Man verhalte sich bey Tische fein hündisch; denn das läßt hübsch.

Von der Reinlichkeit muss ich aus dem siebenten Kapitel noch etwas erwähnen. Die Wildnis, sagt er, habe ihm auch hierinnen eine zulängliche Anleitung gegeben, wie sich galante Leute zu verhalten hätten. Man könne nämlich in diesem Stücke weder zu viel noch zu wenig tun: Denn es gäbe Tiere von schmutziger, und andere von sehr sauberer Art. Beydes wäre also der Galanterie nicht zuwider, wenn mans nur in jedem Stücke fein arg machte, und sich fleißig vor der Mittelstraße hütete. In dem einen könne man es so hoch treiben als die Säue, im andern aber den Katzen ähnlich werden, die sich unaufhörlich lecken und putzen. Ja, man könne es auch den Enten gleich tun, die sich wechselsweise im Kote besudeln und im Wasser abzuspülen gewohnt sind. Wer es nun so macht, schließt der Autor, der ist galant: Denn das alles läßt hübsch.

Ich habe also meinem neulichen Versprechen ein Genüge getan, und den Liebhabern der Galanterie, die neuesten Regeln derselben, aus einem neuen Englischen Skribenten, der aber ein Deutscher von Ankunft ist, mitgeteilt. Ich muss indessen vermuten,

dass ich heutigen Weltleuten nicht gar zu viel neues gesagt haben werde, welches sie nicht allbereit wissen sollten. Vielleicht geht in der Artigkeit itziger Zeiten schon das meiste davon im Schwange: Denn nach meiner einfältigen Lebensart kann ich nicht wissen, was davon schon üblich ist oder nicht. Ich sehe auch an mir selber wol eine große Unfähigkeit, galant zu werden. Teils rührt dieselbe von meinem Naturelle, teils von meiner Auferziehung, teils auch von dem Umgange her, den ich allezeit gehabt habe. Wer im Absehen auf diese drey Stücke in glücklichere Umstände gesetzt worden, wird sich die obigen Lehren leicht zu Nutze machen können. Ohne Zweifel würde man noch mehr lernen, wenn das ganze Werk ins Hochdeutsche übersetzt würde. Derjenige Buchhändler würde gewiss nicht übel dabey fahren, der dergleichen Auflage unternehmen möchte, dadurch der galanten Welt der größte Gefallen geschehen, ihm selbst aber ein ansehnlicher Vorteil zuwachsen könnte. Denn nachdem ich diesen so rühmlichen Auszug von dem ganzen dritten Teil des erwähnten Buches gemacht: so ist kein Zweifel, dass es nicht zum wenigsten so stark, als ein extraordinaires Gespräch im Reiche der Toten, abgeben sollte.

Drittes Blatt.

LIV.

Ich habe neulich versprochen, meine Gedanken von Karnevalslustbarkeiten zu eröffnen; und bin itzo Willens meinem Versprechen ein Genügen zu tun. Was ein Karneval ist, wissen vermutlich alle meine Leser, daher habe ich nur zu untersuchen, ob es etwas erlaubtes oder was verbotenes sey?

Wenn der Missbrauch eine Sache schlimm machen könnte, so wäre es gewiss, dass jede Karnevalslust notwendig eingestellt werden müsste. Allein wer wird das erstere zugeben? Würde man nicht die allerbesten und unschuldigsten Dinge abschaffen müssen, bloß weil boshafte Gemüter daher Gelegenheit nehmen, ihre bösen Lüste zu erfüllen? Gespräche, Mahlzeiten, Leibesübungen, Kleidungen, Spaziergänge, das Bücherlesen, der Umgang mit Leuten, die Einsamkeit, das Schlafen und Wachen, Arbeit und Ruhe sind vor dem Missbrauche nicht gesichert. Doch gießt niemand das Kind mit dem Bade aus. Selbst der äußerliche Gottesdienst, das Kirchengehen, Singen, Beten, Almosengeben, Bibellesen und Krankenbesuchen, ja Lehren und Predigen hat hierinnen nicht das geringste Vorrecht. Die heiligsten Stiftungen, die Erbauung der Gotteshäuser, die Anordnung der Festtage, die Buß- und Dankpredigten, die Versorgung der Geistlichen und Schuldiener, die Verpflegung armer Studierender und was sonst erdacht werden mag, ist von der menschlichen Eitelkeit nicht befreyt. Denn welches unter allen diesen Stücken wird nicht viel-

fältig gemissbraucht? Schafft man aber keins von dem allen ganz und gar ab, warum sollte man um des Missbrauches halber eine Lustbarkeit aus der Republik verbannen, dadurch ein gütiger Regent seinen Untertanen eine Freude machen, ihre tägliche Arbeit und Sorgen versüßen, und dieses ohnedem mühsälige Leben, auf einige Weise erleichtern will?

Hierdurch gebe ich unvermerkt zu verstehen, mit was für Augen ich eine Fastnachtlust ansehe; und ich glaube, dass ein jeder meiner Meynung beypflichten werde, der sie von eben derselben Seite ansehen wird. In der Tat aber muss man sie, nach den Grundsätzen einer wahren Staatskunst, dergestalt ansehen. Gute Regenten sind Väter ihrer Untertanen. Wie nun Ältern ihren Kindern bisweilen eine Freude zu machen, ihnen die Erlaubnis geben, ein Spiel anzufangen, sich zu verkleiden, und ihre Person in vermummter Gestalt so gut zu spielen, als sie können: So tun es Obrigkeiten mit ihren Bürgern auch. 15 Beyde, dafern sie weise sind, machen dabey die sorgfältigsten Anstalten und suchen es zu verhüten, dass keine Unordnung einreiße, oder sonst was unanständiges dabey vorgehe. Sie verhindern, so viel ihnen möglich ist, das Laster und allerley Unglücksfälle: müssen es aber geschehen lassen, wenn sich von ungefähr und ohne ihre Schuld etwas zuträgt, so ihnen nicht lieb ist. Beyde sind Menschen, und können unmöglich allem demjenigen steuren, was wider ihre Absichten läuft, ja zuweilen nicht einmal vorher sehen, oder vermuten, was aus der unschuldigsten Belustigung für eine üble Folgerung entstehen kann.

Dies sind politische Gedanken vom Karneval, die ich noch viel weiter ausführen könnte, wenn es mein Vorhaben wäre. Ich dürfte nur von der Liebe handeln, die ein Fürst dadurch bey seinen Untertanen erwirbt, wenn er ihnen zuweilen eine fröhliche

Stunde macht. Diese tragen hernach alle Lasten, so ihnen auferlegt werden, mit Vergnügen; wenn sie bey solchen Gelegenheiten selbst einen Teil von denjenigen Steuern und Abgaben genießen, die sie mit ihrem Schweiße und Blute erworben haben. Da hingegen andre ihre Regenten unmöglich lieben können: weil es das Ansehen hat, als ob sie durchaus nicht wollen, daß irgend jemand einen guten Tag habe, oder einen Taler zu seiner Ergötzlichkeit anwende. Doch diese und andere dergleichen Betrachtungen mag ich diesmal nicht anstellen.

Als ein Moralist sehe ich eine Karnevalslust, für eine kleine Welt; die ganze Welt aber für ein großes Karneval an. Was erblickt man auf einem Fastnachtspiele? Eine Menge von Leuten, die sich für ganz was anderes ausgeben, als sie in der Tat sind. Ihre Masken verbergen nicht nur ihr Alter, ihren Stand, ihr Vermögen, ihre Titel, u. a. m. sondern auch oftmals sogar ihr wahres Geschlecht. Ihr seht eine Bauergestalt, darinnen doch ein Prinz steckt; hingegen ein mit Gold bordiertes ausländisches Kleid, darinnen nur ein schlechter Diener aufgezogen kommt. Hier geht eine Vermummte in der Larve eines jungen Frauenzimmers; die doch dem Grabe weit näher ist, als der Wiege. Ein Fräulein geht wie ein Bauermädchen gekleidet, und eine Magd zieht gleich einer Prinzessin einher. Dort will einer durch seinen Habit einen Soldaten bedeuten, der doch ein Zivilbedienter ist: und hier steckt jemand in der Maske eines gelehrten Weltweisen, der sich doch dem Handel gewidmet hat, und besser mit der Elle als mit Büchern umzugehen weiß. Kurz, alles ist verkehrt. Den Augen muß man daselbst niemals trauen. Die Ohren selbst werden durch die veränderten Stimmen betrogen. Der Deutsche spricht Französisch und der Franzose redet Deutsch. Euer

Freund wird euch nicht kennen und kaltsinnig vorbeygehen: Ein Fremder hiergegen wird sich freundlich erweisen, als ob ihr sein Vertrauter wäret. Wen man suchet, den findet man nicht; hingegen wen man fliehet, der wird uns mehr als einmal unversehens in die Arme schließen.

Nicht besser geht es in der Welt zu, die ich eben deswegen das große und beständige Karneval nenne. Meynt ihr, daſs ihr die wahren Gestalten aller derer seht, die ihr kennt, mit denen ihr umgeht, so ihr eure Freunde nennt? Weit gefehlt! Es sind lauter vermummte Personen; Larven sind es, nicht wahrhafte Angesichter. Seht wohl zu, daſs ihr nicht betrogen werdet! Dort kommt eine stolze Kutsche gefahren. Gold und Farben zieren sie von außen. Sammet und Seide schmückt sie von innen. Ein schwarzbärtiger Kutscher jagt euch von fern 14 eine Ehrfurcht vor demjenigen ein, der mit einer großen Staatsperücke ganz unbeweglich darinne sitzet, und den Kopf voll wichtiger Staatsgeschäfte zu haben scheint. Solltet ihr nicht denken, es wäre die in alle dem äußerlichen Ansehen vergrabene Person eine Stütze der Republik, ein unentbehrlicher Pfeiler des ganzen Staats? Es scheint in der Tat so. Aber ihr irret. Die Welt ist ein Karneval. Der unfähigste Kopf, der einfältigste Sklave seiner Begierden sitzt in der Kutsche. Der klügste, redlichste und ehrlichste Kerl steht hinten auf, unter der Anzahl seiner Bedienten.

Seht ihr jenes Frauenzimmer wol, die so sittsam und ehrbar über die Straße geht; die ihre Augen vor Blödigkeit nicht aufschlagen darf; die euch mit der ernsthaftesten Miene dankt, wofern ihr sie aus Höflichkeit grüßet; die so andächtig in der Kirche sitzet, so fleißig singt, so aufmerksam zuhört, so lange darinnen bleibt? Sollte man nicht

denken, dass sie keuscher als Lukretia, bescheidener als Sara, gottesfürchtiger als Judith wäre? Allein übereilt euch nicht: Die Welt ist ein Karneval. Diese unschuldige Miene vermummt ein lüsternes Herz. Aus diesen bescheidenenen Blicken sieht ein unverschämtes Gemüt. Mit so langsamen Schritten zieht eine flattrige Seele daher. Kurz, ihr seht einen Ausbund der Üppigkeit, des Stolzes, des Eigensinns, der Unkeuschheit, der Schmähsucht und des Eigennutzes, unter der Maske einer sittsamen, demütigen, gefälligen, züchtigen, liebreichen und genügsamen Schönen einhertreten.

Wer kommt dort von ferne in einem langen schwarzen Kleide gegangen? Die Tracht ist ehrwürdig, und man sollte daran einen Lehrer göttlicher Wahrheiten erkennen: Einen gelehrten und frommen Mann, der ein Vorbild seiner Gemeine wäre. Noch mehr. Wer ist dieser im roten Rocke mit einem großen Degen an der Seite, einer Feder auf dem Hute, und einer beherzten freyen Miene? Ists nicht so? ihr sagt: jener ist ein Geistlicher; dieser ein Offizier. Aber irret euch nicht: Denn die Welt ist ein Karneval. Umgekehrt müsst ihr urteilen. In der schwarzen Maske steckt ein Soldat, und das rote Kleid vermummt den wahren Geistlichen; der weit geschickter wäre, in seinem Wandel ein Muster der Gläubigen zu werden, als jener in der schwarzen Kappe.

Noch mehr. Dort kommt ein wohlgekleideter Mann aus dem öffentlichen Lehrsaale gegangen. Seine Zuhörer umringen ihn in großer Menge, und begleiten ihn nach seiner Wohnung. Fragt doch einmal wer er ist? Ein Philosoph, sagt der eine: Ein andrer Plato, spricht der andre: Mehr als Aristoteles und Leibniz wird der dritte hinzusetzen. Seht euch aber vor, dass ihrs ja nicht glaubet:

Denn die Welt ist ein Karneval. Hier geht ein armer Bürger, ein ehrlicher Landwirt, ein schlechter Tagelöhner, der weniger falsche Schlüsse macht, in Sachen, wo er seine Vernunft geübt hat; als jener in seiner hohen Weisheit; der auch besser nach seinem Erkenntnisse handelt und eine tugendhaftere Lebensart hat, als jener bey alle der Erkenntnis, so er aus Büchern und eigenem Nachsinnen erlangt hat. Dieser ist also der Weltweise: jener trägt nur die äußerlichen Merkmale eines Philosophen.

Wofür haltet ihr jenen freundlichen Mann, der euch schon von weitem mit einem lächelnden Gesichte entgegen kommt; der die Ehre hat, sich euren gehorsamsten Diener zu nennen; der euch bey der Hand ergreift und sie auf das vertraulichste drückt; der euch bittet, ihm nur zu befehlen, worin er euch dienen könne; der euch so viel von euern Verdiensten, von eurem Verstande, von eurer guten Aufführung, von euren gelehrten Schriften, der dadurch erlangten Hochachtung u. d. m. vorzusagen weiß? Ich weiß, ihr werdet ihn euren Gönner, Freund und Patron nennen; ihr werdet hoffen, durch ihn euer Glück zu machen; ihr werdet euch glücklich schätzen, daſs ihr in seine Bekanntschaft geraten seyd. Doch habt ihrs vergessen, daſs die Welt ein Karneval ist? Unter der Maske eines wohlgewogenen Gönners und vertrauten Freundes seht ihr denjenigen, der euer Feind ist; der euch heimlich zu schaden sucht; der euch innerlich verspottet; der hinterrücks übel von euch spricht, der euch nur deswegen so höflich begegnet, weil er euer in gewissen Absichten benötigt ist; oder durch euch nur die Zahl derjenigen vermehren will, die ihn seiner Höflichkeit und Gefälligkeit, seiner Dienstfertigkeit und leutseligen Demut halber bis an den Himmel erheben sollen.

Das wird gewiſs ein Trauriger seyn, der dort

in einem pechschwarzen Aufzuge erscheint; der alle seine Bedienung in Boy gekleidet, seine Kutsche, bis auf die Räder, schwarz überzogen, ja selbst die Pferde mit dergleichen Decken überhangen hat. Sein Haupt ist ja in finstern Flor verhüllt; er hält sich ein Tuch vor die Augen, ohne Zweifel die Tränen abzuwischen, so ihm der Schmerz über den Verstorbenen abdringen. Nein, wir betrügen uns: Denn die Welt ist ein Karneval. Diese traurige Maske versteckt den fröhlichsten Menschen von der Welt. Seine reiche Mutter ist gestorben, und er als der einzige Erbe ihrer Güter sieht sich itzo in dem Besitze eines großen Vermögens. Er lacht alle diejenigen heimlich aus, die ihn für traurig ansehen. Er geht mit dem Gedanken um, wie er seinen Staat vergrößern, sich einen höhern Titel kaufen, und künftig ein üppigeres Leben führen wolle, als er bisher getan. Dort geht ein anderer in einem bunten Kleide, dessen Diener ihm in einer versilberten Liberey nachtritt, und der von außen die vergnügteste Miene von der Welt macht: Der ist wahrhaftig traurig, der ist in der Tat betrübt, obgleich seine Maske ihn nicht verraten wird. Denn er bekümmert sich, daß er die Beförderung nicht erlangt, die er sich gewünscht hat; daß er durch einen betrügerischen Schuldner ein paar tausend Taler verloren; daß ihm seine Geliebte einen andern vorgezogen.

Ich würde niemals fertig werden, wenn ich alle die verlarvten Personen, so wir täglich in der Welt gewahr werden, entblößen und ihr inneres Wesen entdecken wollte. Wie viele würde ich nicht in Doktorhüten, im Jungferschmucke, in Helm und Harnisch, im Bauerkleide, in elenden Bettlerlumpen antreffen, die dasjenige gar nicht sind, dafür sie angesehen werden. Ja wie manch weibisches Gemüt würde ich nicht in männlicher Tracht, und wie manch männliches Herz in weiblicher

Kleidung wahrnehmen? Es ist mit diesen Verstellungen vorlängst so weit gekommen, daſs man mehrenteils einen sichern Schluſs machen kann, die vermummte Person sey gerade das Widerspiel von derjenigen, in welche sie sich verkleidet hat. So sind wir denn täglich auf einer Fastnachtlustbarkeit. Die ganze Welt feyert ein unaufhörliches Karneval. Viele ziehen lebenslang ihre Maske nicht aus, und wie jener Harlekin auch in seiner Todesstunde den bunten Rock nicht ablegen wollte, um in seinem Berufe zu sterben: so machen es die allermeisten auf unserm groſzen Weltkarneval. Sie spielen noch in dem letzten Augenblicke ihres Lebens diejenige Person, deren Gestalt sie einmal vorzustellen beliebt hatten, und es sind nur sehr wenige, denen ihr Siechbette die Larve vom Gesichte reiſzen kann.

Was schlieſze ich nun aus dem allen? Daſs derjenige, der im Kleinen einen Abriſs der ganzen Welt sehen will; nichts ähnlichers suchen und finden könne, als einen groſzen Saal voller Fastnachtlarven. 16

Viertes Blatt.

LVI.

Für diesmal will ich meine Leser durch folgenden kritischen Brief unterhalten, und also dem Verfasser desselben meinen Platz einräumen. Er verteidiget sich darinnen gegen einen berühmten Gelehrten in der Schweiz; und insofern alle Verteidigungen erlaubt sind, habe ich kein Bedenken getragen, ein solches Schreiben in meine Blätter zu rücken. Doch kann ich nicht leugnen, daß es mir ein wenig zu heftig vorgekommen; sonderlich wenn es die Fehler seines Gegners der ganzen Schweizerischen Nation zur Last machen will. Es klingt ziemlich Burmannisch, wenn man ganze Völker unhöflich antastet: Doch ist dieser Fehler den Liebhabern der Kritik sehr schwer zu vermeiden. Ich habe derowegen die härtesten Ausdrücke des Hn. Philologus ein wenig gemildert; sonst aber keine Änderung in seinem Schreiben gemacht.

Mein Herr Biedermann,

Da Sie selbst auf der neulichen Leipziger Messe gewesen, auch sonst ein großer Liebhaber und Kenner gelehrter Sachen sind, so wird ihnen ohne Zweifel auch der kleine Traktat zu Gesichte gekommen seyn, den man uns aus der Schweiz zugeschickt hat. Der Titel heißt: Vernünftige Gedanken von der Beredsamkeit, und die Verfasser desselben, wie ich aus den gelehrten Zeitungen ersehe, sollen ein paar von den bekannten Schweizer Malern seyn, die vor einiger Zeit solche einzelne Blätter, als die Ihrigen sind, herausgegeben. Die Absicht dieser

Leute ist, vermöge des andern ausführlichern Titels, die deutschen, sonderlich poetischen Skribenten, durch die Musterung passieren zu lassen. Sie sind durch das hin und wieder erlangte Lob einiger Tiefsinnigkeit und Gründlichkeit im Beurteilen der Schriften, so stolz geworden, daſs sie sich nunmehro zu allgemeinen Richtern aufwerfen und die große Menge unserer Dichter und anderer Bücherschreiber in ein Bockshorn jagen wollen. Mich dünkt nicht anders, als sehe ich den erbosten Kritikverfasser, (so nennt er selbst seine Handwerksgenossen) Herrn Rubeen, mit einem grämischen Gesichte und der Rute in der Hand, von seinen beschneyten Alpen heruntergestiegen kommen und mit einem fürchterlichen Tone, in einer lieblichen schweizerischen Mundart, alle unsre Skribenten in die Kritische Acht und Aberacht erklären. Er poltert und stört in unsern Büchern herum und befiehlt uns bald dieses bald jenes vor possierlich, phantastisch, ungereimt, dumm, kalt, schwülstig und lächerlich zu erkennen, unter der angehängten unbarmherzigen Bedrohung, daſs er uns den guten Geschmack absprechen wolle, dafern wir das Herz haben sollten, uns wider sein Urteil nur im geringsten aufzulehnen.

Ich bin nicht gesonnen, hierdurch alles dasjenige zu verwerfen, was dieser sonst nicht ungelehrte und wohlbelesene Schweizer in seinem kleinen Traktate vorgetragen. Das meiste davon ist gar wohl geschrieben; aber so neu und unerhört doch nicht, daſs wir Deutschen eben eines Schweizerischen Lehrmeisters nötig gehabt hätten, um uns dasselbe sagen zu lassen. Die allermeisten Stellen, so sie getadelt und verworfen, sind bey uns niemals in Hochachtung gewesen, viel weniger bewundert worden. Vieles haben wir längst ohne seinen Befehl ausgelacht, und etliche Poeten, über welche sie sich in ihren Kritiken so lange aufhalten, sind noch gar nicht bey uns gewürdigt worden, daſs man sie durchgelesen hätte. Ich will nur des großen Wittekinds gedenken, der seinem Verleger zu

Makulatur wird; wodurch unsere Landsleute eine bessere und nachdrücklichere Probe ihres feinen Geschmacks gegeben haben, als wenn sie viele Bücher dawider geschrieben hätten. Und doch hat er Wunder gedacht, was er uns für herrliche Lehren geben würde, wenn er uns weisen möchte, daß dieses Deutsche Mädchen von Orleans ein sehr schlechtes Heldengedichte sey, oder doch sehr unrichtige Stellen in sich fasse.

Mein Vorhaben ist nur, bey der Zuschrift ein wenig stille zu stehen, die an den größten Philosophen unserer Zeit, Hn. Christian Wolfen in Marburg gerichtet ist. Selbige ist ziemlich lang geraten, und ich wundere mich, daß der Herr Rubeen, ein so großer Verfechter der Franzosen, der Gewohnheit dieses Volkes in Zueignungschriften nicht besser zu folgen gewußt; sondern die so beliebte und galante Kürze ihrer Schreiben von dieser Art, ganz aus den Augen gesetzt. Doch die Ursache davon ist leicht zu erraten. Er hat in dieser Zuschrift gern etlichen von seinen Widersachern eins versetzen wollen, welches eine recht schweizerische Gattung von Artigkeit ist, die wir ungeschliffenen Ober- und Niedersachsen mögen nachahmen lernen! Er hat nicht unrecht, wenn er Herrn Wolfen das Lob gibt, daß seine Philosophie eine gründlichere Art zu denken und zu schreiben in Deutschland einführen werde; und er auguriret eben das was wir andern Liebhaber dieser neuen Weltweisheit schon längst gemutmaßt haben: daß sich nämlich dieselbe in kurzem durchgehends ausbreiten werde. Er hat auch recht, daß eine wahre Beredsamkeit sich auf eine gute Philosophie gründen müsse, und sonderlich eine gesunde Vernunftlehre voraussetze; ja daß ein Redner und Poet aus der Psychologie und Moral die Kräfte des Verstandes und Willens wohl inne haben müsse, ehe er im Stande ist was tüchtiges zu schreiben. Ob aber erwähnter Herr Rubeen eben derjenige sey, der solche Wahrheiten uns zu allererst entdecke: Das ist eine andere Frage. Mich

dünkt, er dürfte damit so trotzig nicht getan haben, da wir den Cicero, Quintilian, Horaz und Persius nebst so vielen Franzosen, darunter er den St. Evremont und Montaigne so gern anführt, eben so wohl kennen und gelesen haben, als er.

Wiewol er scheint durch diese Umschweife in der Zueignungschrift nur Gelegenheit gesucht zu haben, seinen Zorn über gewisse Leute auszugießen, die sichs haben merken lassen, daſs sie die Schweizerischen Orakel nicht ohne vorhergehende Prüfung bewundern könnten. Ich selbst bin der erste, den er antastet. Denn da ich etwa vor ein paar Jahren ein Schreiben an die vernünftigen Tadlerinnen ergehen ließ, und mir von dem Sinnreichen ihre Gedanken ausbat, habe ich nach der, einem jeden sowol als dem Hn. Rubeen zustehenden Freyheit, seine Beschreibung des Reiches der Freuden ein wenig auf die Probe gestellt, und nach dem Urteile vieler Kenner gewiesen, daſs große Leute auch fehlen können. Ich mag die Stelle selbst nicht anführen: man kann sie in dem ersten Teile der erwähnten Tadlerinnen und zwar im 34. Stücke p. 272* nach der Länge lesen. 22
Allein was hat der Schweizerische Oberkritikus an meiner Kritik auszusetzen? Kann er etwa das getadelte mit guten Gründen verteidigen? Nein, er schmält nur, und will also beweisen, daſs er die Zeremonie nicht gelernt habe, um Vergebung zu bitten, er mag nun jemanden die Wahrheit oder die Unwahrheit sagen wollen. Er zählt mich fürs erste unter diejenigen, die sich bey der äußerlichen Form der Rede aufhalten, und nichts anderes ausrichten, als daſs sie mit leeren Sinnen lange schwatzen lehren. Er meynt, die Figuren der Rede wären auch meine Rhetorik, und die Lexica der Beywörter lehrten mich die Kunst Beschreibungen zu machen. Diese Beschuldigung beantworte ich mit einem lauten Lachen: Weil mich nichts weniger trifft, als dieselbe.

Hernach führt er eine Stelle aus meinem Briefe an,

---

* Man lese in unserer Ausgabe die Anmerkung auf S. 206 des 1. Bandes der „V. T."

darin er meynt, ich hätte mit einer einfältigen Aufrichtigkeit meine Unwissenheit in kritischen Sachen gestanden; und gleichwol hernach mit großem Eigendünkel dem Herrn Rubeen, das ist, ihm selbst, die Wissenschaft, was scharffinnig sey, abgesprochen. Was kann ich aber dafür, dass ich in meinem Vaterlande kein so großsprecherisches Prahlen gelernt, als der Herr Kritikverfasser in dem seinigen? Ich sage aus Bescheidenheit lieber zu wenig von mir, als dass ich mit ihm große Rodomontaden machen, güldene Berge versprechen und mich für einen grammatischen Papst ausgeben sollte, von dessen Ausspruche niemand appellieren dürfte. Alles dieses hat er in seiner seltsamen Zuschrift getan; die gewiss auch in dieser Absicht für ein Original zu halten ist.

Endlich meynt er noch: Es sey eine Torheit zu hoffen, dass dergleichen Kritikverfasser (ohne Zweifel als ich bin) den Geschmack verbessern würden, und dass die wahre philosophische Wohlredenheit von diesen Anführern werde hergestellt werden. Fürs erste habe ich mich zu Verbesserung des Geschmackes in meinem damaligen Schreiben nicht anheischig gemacht, und in diesem Absehen wäre es freylich eine Torheit, etwas von mir zu hoffen, was ich doch nicht versprochen habe. Fürs andre aber glaube ich nicht, dass der Herr Rubeen aus einem kurzen Briefe meine ganze Stärke in der Beredsamkeit habe einsehen können. Er muss aber denken, dass hinter dem Berge auch Leute wohnen, die so wenig von machinalischen Gedächtnisschlüssen und zusammengeschriebenen Gemeinbüchern halten, als er. Wenn er meine Begriffe von der Beredsamkeit wüsste, so würde er vielleicht finden, dass sie besser auf Hrn. Wolfs Philosophie passten, als er sichs von einem einzigen, der diesseits des Gebirges wohnt, eingebildet hätte.

Wenn ich hier Platz genug hätte, sollte es mir leicht fallen, eine neue Kritik über viele Stellen dieses neuen Traktats zu machen. Doch eine einzige soll nur zur

Probe dienen, und zwar eine recht nach seinem Sinne abgefasste Beschreibung. Weil sein Buch von Beschreibungen gehandelt, so ist es wol gewiss, dass er hierin selbst ein recht vollkommenes Meisterstück machen und uns zum Muster vorlegen wollen. Es steht p. 12, wo er uns die Vorzüge eines Skribenten vor einem Maler anzeigen will: „Er versetzet euch durch die Kraft seiner „Beschreibungen in eine anmutreiche Gegend, eine Her- „berge der Sylvanen und Waldnymphen, wo der Schatten „der höchsten Wipfel, der Ceder, der Tanne, der Fichte, „und des zackigen Palmbaumes, indem sie staffelweise „hintereinander hinansteigen, ein Waldtheater aufführen, „das überaus prächtig anzuschauen: Mitten darinne stellt „er euerm Gesicht einen Kranz der besten Obstbäume „dar, welche zu einer Zeit mit Blüte und Früchten einer „güldnen Farbe, die mit einem heitern Schmelz ein- „gesprengt ist, beladen sind. Er tischet euch in ihrem „Schatten die niedlichsten Speisen auf, mit einer fleißigen „Sorge, dass er die von unterschiedenen Geschmacke nicht „vermenge, nicht übel zusammenfüge; sondern eine Gattung „Geschmacks nach der andern auftrage; Er häufet aller- „ley Früchte in Häuten, rauhen oder weichen Rinden, „oder bärtigten Hülsen, oder Schalen auf. Für den „Trank drücket er aus den Trauben einen unschädlichen „Most aus. Die linden Weste flößen durch das sanfte „Weben ihrer geruchreichen Flügel ein natürliches Rauch- „werk in eure Nasen, dass sie von den kräftigsten „Spezereystauden gestohlen haben: und damit euer Gehör „nicht allein ungespiesen bleibe, lässt er die Vögel ihre „Chore anstimmen, und die Blätter der Bäume, wenn „die Frühlingslüfte damit spielen, von einem wolklingenden „Schall ertönen.

So poetisch, oder vielmehr so ausschweifend und hochtrabend klingt eine prosaische Beschreibung nach Herrn Rubeens Geschmacke. Wenn mich die Furcht vor der Weitläuftigkeit nicht abhielte, so wollte ich mir die

Lust machen und unserm hochsinnigen Schreiber dartun, dass er machinalische Gedächtniskünste, unnötige und aus einem poetischen Lexikon erborgte Beywörter und seltsame Metaphoren oder verblümte Ausdrückungen darinnen angewandt. Was ist seine Herberge der Faunen und Sylvanen, sein zackiger Palmbaum, sein Waldtheater, sein Kranz von Obstbäumen, die güldne, mit einem heitern Schmelz eingesprengte Farbe, der unschädliche Most, die geruchreichen Flügel des linden Wests, die ein natürliches Rauchwerk von den Spezereystauden gestohlen haben, endlich die Blätter, die von den Frühlingslüften mit einem wolklingenden Schall ertönen: Was sind alle diese herrliche Blümchen anders, als Lohensteinische und Hofmannswaldauische Brocken, die nach dem heutigen Geschmacke kaum in der Poesie, geschweige denn in der Prosa zu dulden sind. Man halte nur gegen diese Beschreibung eine andere aus dem 23. Stücke des Patrioten p. 219 der neuen Auflage, so wird man den Unterschied einer vernünftig gemäßigten und ausschweifenden Einbildungskraft ganz augenscheinlich spüren.

Sie, mein Hr. Biedermann, werden mirs nicht übel nehmen, dass ich diese meine Verteidigung ihnen zuschicke und nach dero Gelegenheit in eins von dero Blättern einzurücken bitte. Dürfen Sie doch dero Urteil von meiner Streitigkeit nur zurück halten, wenn Sie sich etwa befürchten, dieser scharfe Zuchtmeister unserer Skribenten möchte sich irgend auch über ihre Blätter hermachen, und sie so verächtlich traktieren, als er es mit des vortrefflichen Patrioten Papieren getan; die gewiss, ihm und allen Schweizern zu Trotze, in und außer Deutschland Beyfall finden werden: sonderlich nachdem eine so schöne und verbesserte Auflage davon gemacht worden. Der gute Geschmack hat sich bey uns auch keines Verfalles zu besorgen, nachdem die treffliche Abhandlung davon, neulich an dem Ende der Canitzischen Gedichte ans Licht getreten. Vielleicht aber nehme ich

mir noch die Mühe in einer besonderen Schrift die Schweizerischen Urteile von der Beredsamkeit zu beleuchten; da ich denn Lob und Tadel durcheinander mischen und mit Deutscher Freyheit, doch ohne eine Schweizerische Grobheit, die Wahrheit zu sagen denke. Es kann aber leicht geschehen, dass ich mit dieser Arbeit nicht eher zum Vorschein komme, bis ich werde gesehen haben, was die Hn. Schweizer, etwa in der Zueignungschrift des II. Teils von ihrem angefangenen Werke, über diesen meinen Brief für Glossen machen werden. Ich nenne mich noch wie vor einiger Zeit

Meines Herrn ergebensten Diener

Philologus.

Halle 1728, den 15. May. 24

Fünftes Blatt.

LVIII.

Ich betrübe mich oftmals, wenn ich die Lebensart der an meinem Aufenthalte nächst angränzenden Ritter und Edlen in Überlegung ziehe. Warum? Sie sind meine werte Nachbarn und mehrenteils geneigte Freunde, denen ich alles Gute gönne: Und doch muss ich sehen, dass die meisten unter ihnen in einem recht elenden Zustande leben. Ich sehe hier bloß auf die Beschaffenheit ihrer Gemüter: Denn ihre äußerlichen Umstände sind, Gottlob, so schlecht nicht, dass ich Ursache hätte, sie zu bedauern. Ein sehr ungegründeter Hochmut und fast unerträglicher Stolz ist fast allen denen wie angeboren, die sich weder durch den Degen, noch durch die Feder eigene Verdienste zuwege gebracht: sondern auf eben dem Dorfe grau werden, wo sie unter ihren Bauern und Hirten erzeugt worden und aufgewachsen. Ihr ganzer Vorzug, den sie vor andern Leuten haben, gründet sich auf ihr Geschlecht. Was ihre Urälterväter Großes getan, das schreiben sie auf ihre Rechnung. Das Lob wackerer Helden soll verzagten Weichlingen einen Glanz geben: und die mit Blut und Lebensgefahr erworbene Ehre der vormaligen Verfechter des Vaterlandes, soll itzo diejenigen Abkömmlinge adeln, die sich, an statt der Feinde, mit den Hasen tapfer herumjagen; kurz, die uns sonst nichts edles zeigen können

Als ein verschimmelt Blatt,
Daran das Pergament der Wurm geschonet hat.

Canitz.

Nichts ist lächerlicher, als wenn man solche Leute von ihren Geschlechtern prahlen, so viele Generale, so viel Obersten, so viel Rittmeister und Hauptleute, so viel geheime Hof-, Land- und Kammerräte herzählen höret, und sie selbst doch nicht schamrot werden sieht, dass sie nichts von dem allen sind, was jene gewesen; ja auch nicht einmal fähig sind, das geringste davon zu werden. Doch was sollten sie sich schämen? Sie ziehen sich diesen ihren berühmten Ahnherren nicht um ein geringes vor: Weil ihr Adel nunmehr schon um ein oder zweyhundert Jahre älter ist, als derejenigen, von welchen sie denselben haben. Ihr Stammregister ist schon weit länger,

Denn ihr bekanntes Haus
Streckt seiner Ahnen Zahl auf zwey und dreyßig aus.

Dies ist abermal eine Stelle aus des vortrefflichen Herrn von Canitz Satire vom Adel; die ich allen diesen ehrlichen Dorfjunkern mit Bedacht zu lesen, ja auswendig zu lernen raten wollte. Es ist ein besonderes Glück für sie, dass dieser gelehrte Edelmann sich die Mühe genommen, dieses Meisterstück eines französischen Poeten in unsere Muttersprache 29 zu übersetzen: Denn das Original davon würden sie doch nicht verstehen, wenn sie gleich alle Lomberkarten französisch nennen, auch alle neumodische Flüche dieser Nation mit der besten Kavaliermiene herausstoßen können. An das Lateinische ist bey ihnen vollends nicht zu denken; sonst wollte ich ihnen auch Juvenals VIII. Satire vorgeschlagen, und bestermaßen empfohlen haben. Wie wäre es nämlich bey der wüsten Lebensart ihrer hochadeligen Herren Väter möglich gewesen, dass die Hochwohlgeborenen jungen Herren in ihrer Kindheit und Jugend diese Schulfüchsereyen gelernt hätten? Die elendeste Jagd war weit was Adligeres

als das beste Latein. Ein erschossener Sperling, den der kleine Junker seinem Papa nach Hause brachte, war größerer Belohnung wert, als wenn er eine ganze Wissenschaft gefasst hätte. Mit Flinten und Röhren ging der hoffnungvolle Heldensohn zu Bett; mit Hunden und Pferden stand er auf; mit Hasen und Vögeln gieng er des Tages um: Musste er bey solchen Umständen nicht ein rechtschaffener Kavalier, ein wackerer Edelmann werden? Doch ich weiß, dass viele von ihnen, denen mit den Jahren auch der Verstand gewachsen, die unglückliche Beschaffenheit ihres ganzen Wesens wol einsehen, und es nunmehr selbst bedauern, dass sie nicht besser erzogen worden. Ich will also, um dieser kleinen Anzahl wegen, auch der andern ihre Torheiten nicht weiter entblößen: ihnen aber wohlmeynend raten, ihre eigenen Söhne desto besser zu erziehen. Wie dieses eigentlich geschehen könne, das wird sich vielleicht ein andermal besser zeigen lassen.

Wie steht es aber um diejenigen, die zu unsrer Zeit in den Adelstand erhoben werden, und also nicht um ihrer Vorfahren halber stolzieren können? Vielleicht haben diese auch bey der allgemeinen Verachtung, womit ihnen die alten Geschlechter begegnen, eine weit besser gegründete Ursache stolz zu seyn? Ich kann es nicht leugnen: ich habe allezeit vor einem neugeadelten Ritter eine größere Ehrerbietung, als vor einem solchen alten, von dem ich weiter nichts als seine sechszehn Ahnen erzählen höre. So viele berühmte Männer, die sich durch Verstand und Mut dasjenige Vorrecht erworben, darüber ihre spätesten Nachkommen noch stolzieren werden, haben mir einen sehr vorteilhaften Begriff von dem neuen Adel gemacht. Es ist nur schade, dass auch hier manche Ausnahme stattfindet: wenn nämlich zuweilen ein voller Beutel die einzige Stufe zum Ritterstande

abgibt, und also die unedelsten Seelen, wiewol nur dem bloßen Namen nach, adelt.

Ich würde mich länger bey diesen Betrachtungen aufhalten, wenn ich nicht meinen Lesern ein Schreiben von besonderm Inhalt vorzulegen hätte, der aber mit dem vorhergehenden sehr nahe verwandt ist. Die Wahrheit zu gestehen, so weiß ich selber nicht, was ich von demselben sagen soll. Mein Korrespondent hat weder in allem Recht, noch in allem Unrecht. Die neuern von Adel sollten eben so wenig als die alten Geschlechter, und diese nicht mehr als jene, auf ihren Ritterstand stolz seyn. Bloß an Verdiensten, das ist, an Verstand, Gelehrsamkeit, Klugheit, Redlichkeit, Mäßigkeit, Wohltätigkeit und Tapferkeit sollten sie um den Vorzug streiten. So lautet indessen der Brief:

Werter Biedermann.

Dass Eitelgesinnte mit ihren Unternehmungen, und derselben eingebildeten glücklichen Fortgange jederzeit Nachfolger finden, ist wol gewiss; und die mannigfaltigen Exempel davon liegen uns, als was abgeschmacktes, täglich vor Augen. Ich darf also weder in entfernte Länder reisen, und dieselben darinnen aufsuchen, noch die Geschichtbücher der Alten deswegen aufschlagen. Das Land, wo wir wohnen, und der tägliche Umgang mit Leuten, kann uns dieses Satzes Wahrheit genugsam zu erkennen geben. Ich mag ferner weder die Eitelkeit des Geldgeizes noch der Wollust berühren. Ich will meine Gedanken einzig und allein auf das eitele Wesen der Ehrentitel richten; und zwar auch hierauf nicht überhaupt, sondern nur insbesondere auf diejenigen, den außer den Grafen und Edelleuten die Barons führen. Euer erzähltes Märchen von der Tonne*, werter Biedermann, stellt uns solche drey Brüder vor Augen, die in dem Vorurteile stehen, sie müssten alles was neumodisch

* Es handelt sich um den kurzen Auszug des Swiftischen Märchens, der die Blätter 40 und 41 der Originalausgabe füllt.

ist nachmachen; es mag so albern herauskommen als es will. Unser Schlesisches Vaterland weiset uns nicht drey, sondern eine unzählige Menge von Leuten, die niemals groß genug, niemals geehrt genug seyn können. Selbst der Edelmann will ihnen zu gering werden. Ein Freyherr zu seyn und zu heißen, ist ihrer Meynung nach etwas größeres; und das ganze Land trachtet daher nach einer so eingebildeten Hoheit: Da es doch an ihnen eine große Schwachheit ist. Wann einer aus edlem Geschlechte geboren worden, was braucht er wol mehr Ehre auf der Welt? Er ist ja zu allen Würden und Ämtern im gemeinen Wesen geschickt; wenn es ihm nur sonst nicht an den dazu gehörigen Eigenschaften fehlt. Laßt uns doch den Ursprung des Freyherrlichen Standes ein wenig untersuchen. Eines Grafen Amt bestand in den alten Zeiten darinnen, daſs sie als graue Kriegs- und Regierungsräte den Königen und Fürsten mit der Feder, die Edelknechte aber mit dem Degen dienten. Die Freyherrn aber wurden diejenigen genannt, welche Alters halber keine Dienste mehr tun konnten, und daher Freyheit hatten. Wir heutigen Edelleute nun, haben wir nicht alle insgesammt diese edle Freyheit? Wo sind wir gebunden, daſs wir Dienste tun müssen? Sind wir nicht von Natur Freygeborne? Und dieses erwägen vielleicht die Edelleute im Reich, als Frankenland, Schwaben u. d. m. Sie sind nicht so einfältig als viele unter uns. Sie scheuen sich gar nicht, sich Barons zu nennen. Auch jedweder Fremdling adeligen Standes, der zu ihnen kommt und etwas gelten will, muſs eben dergleichen tun; ob er gleich mit ihnen keine fürs Geld erkaufte Erlaubnisbriefe darüber aufzuweisen hat. Ich besinne mich zwar, daſs mittler Zeit dieser Titel, der kein Amtsname ist, wie die andern, zu einem besonderen Stande worden, und daſs also anjetzt drey Staffeln des Adels gerechnet werden; aber ich finde auch, daſs Staatserfahrne unter denjenigen, die freye Herrschaften,

und unter denen, die nur ein oder zwey Rittergüttel haben, wie ein anderer schlecht vierschildiger Edelmann, einen sehr großen Unterschied machen. Man lese den Beemann, man wird solches bald finden. Er schreibt klar: Barones, qui immediate ab imperio dependent, una cum Comitibus quatuor Comitum scamna constituunt, iisque implicita Vota ferunt &c. At Baronum mediatorum e contrario longe quidem alia, sæpeque nobilibus inferioribus non melior, quoad Territoria, conditio. Dieses können sich die Verehrer der Freyherrlichen Würde zur Lehre dienen lassen, und glauben, daß sie für Wohlgeboren öfters neugeboren zu nennen sind. Ich will nicht zweifeln, werter Biedermann, daß ihr hierin mit mir gleiche Meynung haben werdet. Ihr seyd ein ehrliebender Mann. Ihr werdet auch die Ehre des sogenannten niedrigen Adels retten helfen, als welcher itzo ganz zu Grunde gehen will. Und dieses wird nicht besser geschehen 31 können, als wenn ihr diese in aller Kürze entworfene Zeilen durch den Druck euren Blättern einverleibet. Es werden vielleicht hierdurch einige zur Erkenntnis gebracht werden, und die andern, die noch nicht mit dem Gifte der üblen Einbildung angesteckt sind, werden euch nebst mir Dank sagen, der ich schließlich bin

Euer guter Freund

Friedrich von Hoffenbach.

Karlsruh in Schlesien, den 20. April 1728.

Dieses Blatt vollends anzufüllen, will ich noch folgendes kurze Schreiben hersetzen, die Beantwortung aber ehestens mitteilen.

Hochzuehrender Herr Biedermann,

Ich bin ein besonderer Freund des heiligen Ehestandes und habe mir durch die Beförderung vieler glücklichen Heyraten schon manchen guten Freund gemacht: zugeschweigen was mir die dabey gehabte Mühe an Geschenken eingetragen. Nun weiß ich, daß sie noch zur

Zeit im ehelosen Stande leben, sich auch bisher noch nicht erklärt haben, ob Sie als ein alter Junggesell zu sterben entschlossen sind. Darum nehme ich mir hiermit die Freyheit, die wohlgemeynte Anfrage an Sie ergehen zu lassen, ob Sie wol gesonnen wären, eine anständige Veränderung zu treffen. Wären Sie nun nicht gänzlich ungeneigt, zu dem heiligen Werke zu schreiten: So wüsste ich, (doch unter uns im Vertrauen gesagt), eine hübsche Partey für Sie; die ich ihnen auch aus ganz besonderer Hochachtung und ohne alle eigennützige Absichten vorschlagen will. Es ist, kurz von der Sache zu reden, die berühmte Matrone aus Hamburg, die sich eine Zeit her mit ihren beliebten moralischen Blättern bekannt gemacht hat. Sie werden selbst besser im Stande seyn, von dem Werte derselben zu urteilen, als ich; auch diesen meinen Vorschlag mit allem Fleiß still halten: Denn Sie wissen wol, wie heimlich es heutigen Tages zugehen muss, wenn sich jemand was Liebes aussucht. Die Welt ist bey solchen Gelegenheiten scharffsichtiger als ein Fuchs, und riecht weit subtiler als ein Spürhund. Geschähe es nun, dass jemand es gewahr würde, wohin Sie Ihre Gedanken gerichtet hätten: wie leicht könnte Ihnen jemand die liebenswürdige Matrone vor dem Maule wegfischen. Es wäre aber ewig schade, wenn dieselbe einem andern als Ihnen zuteil werden sollte. Ich glaube nämlich, dass kein vortrefflicheres und ähnlicheres Paar in der ganzen Welt zusammen kommen könnte. Da würde man gewiss das allervollkommenste Muster eines vernünftigen Ehestandes, einer klugen Kinderzucht und glücklichen Haushaltung nicht weiter als auf ihrem Gute suchen dürfen. Überlegen Sie diese Sache mit ihrem guten Freunde Sophroniskus und erfreuen Sie mich mit einer erwünschten Entschließung. Ich nenne mich Ihren 2c.

Gamophilus.

32 Hamburg, den 1. Juni 1728.

Sechstes Blatt.

LIX.

Ein so unvermuteter Vorschlag als derjenige war, den mir neulich der Herr Gamophilus in einem Schreiben getan, musste mich notwendig in einige Tiefsinnigkeit stürzen. Keine Veränderung trägt mehr dazu bey, daſs man ein glückliches und vergnügtes, oder auch ein unglückliches und misvergnügtes Leben in der Welt führt, als eine Heurat. Eben deswegen ist die Übereilung nirgends schädlicher, oder doch zum wenigsten gefährlicher, als in diesem Punkte. So schleunig indessen viele in diesem Stücke einen Entschluſs fassen, und ausführen; so vieler Überlegung schien mir eine so wichtige Sache wert zu seyn. Ich gieng derowegen ganz allein ins Feld, um desto ungehinderter meine Gedanken zu haben, und stellte bey mir selbst ungefähr folgende Betrachtung an:

Was mache ich denn, im Absehen auf den neulichen Vorschlag; und was antworte ich dem gutherzigen Freunde, der mich durch eine gute Heurat glücklich zu machen wünscht? Zuerst muſs ich wol wissen, ob ich überhaupt meinen ledigen Stand mit dem Ehestande verwechseln wolle. So viel Jahre lebe ich nun schon ohne Gehilfin: und zwar so vergnügt, bey alle dem Guten, so mir Gott gibt, daſs ich mirs nicht besser wünsche. Sollte ich denn nicht noch länger in meiner Einsamkeit zufrieden seyn können? Meine Haushaltung ist eben deswegen, weil ich unvermählt bin, ganz klein und macht mir also wenig Unruhe. Mein Tisch ist mit einer oder zwey kleinen

Schüsseln schon reichlich genug besetzt. Meine Kleidungen machen mir noch weniger Sorgen, weil ich dabey mit der Einfalt meiner Vorfahren zufrieden bin. Meine Zeit wird mir nicht lang, so lange ich Bücher in meiner Studierstube habe, die ich mit selbstbeliebiger Abwechselung lesen kann. Ein Spaziergang ins Feld, oder eine kleine Beschäftigung in meinem Garten, dient mir zur mäßigen Bewegung des Leibes, zur nötigen Ausübung meiner Kräfte und zur Erhaltung meiner Gesundheit. Bin ich ja der Einsamkeit überdrüssig, so dient mir die angenehme Familie meines Nachbarn und Freundes zur Veränderung. Mit der übrigen Welt habe ich sonst auch einige Gemeinschaft, indem ich aus politischen und gelehrten Zeitungen mich um den gegenwärtigen Zustand derselben bekümmere: ja auch seit einiger Zeit meine eigene Gedanken auf wöchentlichen Blättern denjenigen mitteile, so sich die Mühe nehmen wollen, dieselben zu lesen. Was habe ich bey allen diesen 33 Umständen einer Ehegattin nötig, die mir wol gewiss mehr Sorgen und Unruhe als bisher; aber vielleicht kein größeres Vergnügen ins Haus bringen würde.

Die Fortpflanzung des Namens ist eine Art der Eitelkeit, die mich noch niemals einzunehmen vermocht. So wenig mir daran gelegen war, dass die Sylben desselben ausgesprochen wurden, ehe ich geboren worden: Eben so wenig ist mir daran gelegen, dass man mich dermaleins nenne oder nennen höre; wenn ich nicht mehr seyn werde. Manchem Vater würde es viel rühmlicher seyn, keine als viel Kinder zu hinterlassen. Übelgeratene Söhne schänden das Grab ihrer Ältern, welche sich doch nichts als lauter Ehre von ihnen versprachen, da sie noch lebten. Davor bin ich itzo viel sicherer als alle verehlichte Personen. Und was brauchte ich dergleichen Mittel, meinen Namen zu erhalten, wenn gleich solches

ein wahres Gut wäre? Sind nicht die Schriften der Gelehrten ihre Kinder zu nennen? Meine Papiere sollen lange nach meinem Tode den Nachkommen zu wissen tun, dass auf dem Landgute = = unweit = = Ernst Wahrlieb Biedermann gelebt und, als ein vergnügter Bürger in der Stadt Gottes, seine Mitbürger glücklich zu machen gewünscht. Gehen denn auch diese verwesliche Papiere endlich sogar zu Grunde, dass man auch meines Namens darüber vergisst: Was ists mehr? Wie viel wackere Leute sind nicht schon vergessen worden, die eines ewigen Andenkens weit würdiger gewesen als ich? Ja, wie viel große Geschlechter sind nicht schon ausgestorben, deren Stammväter sich ihrer zahlreichen Familien halber mit einer gänzlichen Unsterblichkeit ihrer Namen geschmeichelt haben? Ich bin nichts besser als sie.

Das gemeine Vorurteil, dass es gleichwol ein Trost sey, die künftigen Erben seiner Güter zu wissen, und sein Vermögen nicht fremden Personen als einen Raub zu hinterlassen, hat mich gleichfalls niemals einnehmen können. Ich sammle nichts Großes, also werde ich auch keine große Verlassenschaft haben. Meine Einkünfte sind zwar größer als meine nötigen Ausgaben: aber ich halte es für unbillig, den Überschuss derselben in feste Kasten zu schließen und ihn dermaleins lachenden Erben zu überantworten. Ich mache mir im Leben Freunde damit, und diese werden meinen Tod einmal weit aufrichtiger bedauern, weil die Quelle so vieles Guten dadurch versiegen wird; als wenn der Genuss meiner Güter, den sie sich bey meinem Leben vergebens gewünscht hätten, bey meinem Hintritte erst angehen sollte. Die leiblichen Kinder sind oft die fröhlichsten Erben ihrer verstorbenen Ältern; niemand hingegen ist gewisser versichert, dass man ihn mit Tränen verscharren werde, als ein

Wohltätiger und Freygebiger. Diesen beseufzen unzählige Notleidende, die an ihm eine Stütze ihrer Wohlfahrt, eine Zuflucht in ihrem Unglück, d. i. einen wohlmeynenden Freund und milden Vater eingebüßt. Da hingegen undankbare Söhne oft der Einfalt ihrer alten Ältern spotten, die ihnen das ergeizte Gut, so sie ihnen ihr Leben lang vorenthalten hatten, doch endlich zur eigenmächtigen Verwaltung oder vielmehr Verschwendung haben überlassen müssen.

Es ist wahr: Ein Mensch ist auch von Natur verbunden, wenn er die Fähigkeit dazu besitzt, die Erhaltung des menschlichen Geschlechts zu fördern. Allein so allgemein diese Pflicht ist: so trifft sie doch nicht alle einzelne Personen. Tausend Ursachen können einen ins besondere davon lossprechen, wozu überhaupt alle Menschen eine Verbindlichkeit haben. In solchen Umständen nun befinde ich mich selbst. 34 Die Welt wird ohne mich und ohne meine Heurat wol bestehen. Es gibt Leute genug, die sich durch zulängliche Gründe genötigt sehen, den Ehestand zu wählen; und die Anzahl der Ehelosen ist, gegen dieselben zu rechnen, sehr klein. Wer sich sonderlich auf die Betrachtungen der Weisheit und die Erforschung der Wahrheit mit einigem Eifer legt, tut sehr wohl, wenn er im ledigen Stande bleibt. Die Sorgen der Nahrung entziehen verheurateten Männern den besten Teil der Zeit, den sie weit nützlicher an edlere Beschäftigungen ihres Gemüts hätten wenden können. Die gar zu empfindlichen Belustigungen des Körpers ersticken gemeiniglich die Kräfte des Verstandes; und je mehr die Sinne mit Ergötzlichkeiten beschäftigt sind, desto mehr wird das Nachsinnen gehindert und die edelste Kraft der Seelen gedämpft. Manches schöne Buch würde ich nicht gelesen haben, wenn ich mich schon vor etlichen Jahren verheuratet hätte: und wie manches würde ich künftig entbehren müssen,

wenn ich mich noch itzo dazu entschließen sollte? Nein, nein! ich bleibe einsam; ich mag mich nicht verändern.

Und wie gefährlich ist nicht die Wahl einer Person, die ich auf Lebenslang zu meiner Gesellin und unzertrennlichen Freundin annehmen sollte? Wie schwer ist es doch eine zu finden, die mir recht gefällt? Wie lange müsste ich mit ihr umgehen, ehe ich sie kennen lernte: Denn eine Unbekannte auf die bloßen Vorschläge guter Freunde, oder wegen eines äußerlichen guten Ansehens, zu nehmen: das wäre eine törichte Übereilung. Gesetzt aber ich fände eine, die ich lieben könnte: Wer weiß ob sie mich wieder lieben würde? Vielleicht würde sie dem Befehle ihrer Ältern zu Folge Ja sagen, und ihrer eigenen Neigung nach Nein denken. Und was hätte ich denn für Vergnügen in meinem Ehestande zu hoffen? Meine Leibesgestalt ist ohnedem nicht die beste. Die Natur hat mir viele Vorzüge versagt, die so ins Auge fallen, dass ich mir viel Zärtlichkeit von meiner Geliebten versprechen könnte: Das wenigste Frauenzimmer aber urteilt anders als nach dem äußerlichen. Finden sich doch auch bey wohlgebildeten ansehnlichen Männern, sonderlich in großen Städten, oft untreue Weiber, die durch ihre Leichtsinnigkeit den Kindern auf der Gasse zur Fabel werden. Was hätte ich bessers zu erwarten, dessen Bildung ihnen noch einen größern Vorwand geben würde, ihre Ausschweifungen vor der Welt zu beschönigen?

Noch mehr. Das Frauenzimmer nach der itzigen Art hat eine Gattung von Krankheit, die weder ich noch sonst jemand heilen kann. Gewisse trübe Dünste steigen ihnen ins Gehirn und stellen ihnen ohn Unterlass allerhand wunderliche Chimären vor; nicht anders, als ob sie im hitzigen Fieber phantasierten. Sie sehen Tag und Nacht lauter Kutschen und

Pferde, lauter Lakayen, gold- und silbergestickte Kleider, kostbares Geschmeide, reichgefüllte Goldbeutel, mit Diamanten besetzte Sackuhren, silberne Tischgeräte, prächtige Porzellanaufsätze u. d. m. vor Augen. Bey solchen Einbildungen wachsen sie groß; und nachdem sie mit diesem Übel etliche Jahre behaftet gewesen, auch bey aller Gelegenheit, sonderlich gegen ihre Gespielinnen, die an eben der Krankheit leiden, davon geschwatzt: so fasst diese Torheit mit der Zeit so tiefe Wurzeln, dass sie nicht mehr auszurotten ist. Sie können sich nachmals unmöglich entschließen, von einem Freyer zu hören, der nicht mit allen vorerwähnten Fremwerbern begleitet angezogen kommt. Wie würde ich nun dabey zurechte kommen, da ich mich weder in die Sitten der heutigen Welt zu schicken weiß, noch mit meinen jährlichen Einkünften die Hälfte von allen vorhin erzählten Dingen bezahlen kann?

Indem ich so bey mir selbst zu Rate gieng und den festen Schluss fasste, niemals zu heuraten, war ich unvermerkt auf dem Landgute meines Freundes Sophroniskus angelangt. Er hatte mich aus seinem Fenster schon von weitem gesehen und kam mir also entgegen, mich zu bewillkommnen. Sogleich entdeckte ich ihm die Gedanken, die mich unterwegs beschäftigt hatten; und er war viel zu vernünftig, als dass er dieselben hätte misbilligen oder verwerfen sollen. Sie haben recht, mein Herr Nachbar, sprach er, und ich will Ihnen gar nicht raten, irgend auf eine Veränderung zu denken: außer auf die einzige, so ihnen Gamophilus neulich vorgeschlagen hat. Diese Antwort machte mich sehr stutzig. Er aber wollte sich nicht eher darüber auslassen, bis ich zu ihm ins Zimmer gekommen war. Daselbst fieng er an, sich deutlich zu erklären; tat mir auch in einer kurzen Zeit solche Vorstellungen, dass ich allmählich nachgab,

meinen vorigen Entschluss änderte, und mich wirklich sogleich hinsetzte, mein Anwerbungschreiben an die berühmte Hamburgische Matrone unverzüglich abzufassen. Ich trage kein Bedenken, diesen Brief hiermit aller Welt vor Augen zu legen, wiewol mir Hr. Gamophilus so ernstlich die Heimlichkeit angeraten hat. Meine Absichten sind ehrbar und meine Schreibart soll nichts leichtsinniges an sich haben. Ich mache mir auch die gewisse Hoffnung, dass Sie sich in ihren nächsten Blättern auf eine erwünschte Art gegen mich erklären werde.

Madame,

Ich kann vermuten, dass Ihnen der Anschlag nicht unbekannt seyn werde, der mir neulich gegeben worden, mich um eheliche Liebe einer so verständigen und tugendhaften Person, als Sie sind, zu bewerben. Nach eigener Überlegung und auf Anraten guter Freunde, finde ich, dass derselbe in der Tat vernünftig gewesen, und nehme mir also die Freyheit, Ihnen hiermit eine ungeheuchelte Liebeserklärung zu tun. Sie haben mehr als einmal meiner Blätter sehr gütig Erwähnung getan, welches ich nicht anders als für die ersten holden Blicke ansehen können, welche sonst die Liebhaber von ihren Gebieterinnen zu rühmen pflegen. Sie kennen mich zum wenigsten eben so gut, als ich Sie. Unsre wöchentliche Papiere sind so viele Abbildungen unsrer Gemüter und vertreten die Stelle der Schildereyen, wodurch sich sonst abwesend verlobte Personen einander bekannt zu werden suchen. Haben Sie nun eben so viel Zuneigung gegen mich, als ich gegen Sie habe; und finden Sie so viel gute Eigenschaften an mir, als ich an Ihnen bereits in der Entfernung wahrgenommen: so hindert uns weiter nichts, ein näheres Bündnis mit einander zu treffen. Unsere Bekanntschaft erstreckt sich zwar nur auf die Fähigkeit unserer Seelen; allein zu einer solchen Vermählung, als

ich Ihnen anzutragen die Ehre habe, ist dieses schon zulänglich. Es wird dazu genug seyn, daß wir uns einander für Gehilfen in Ausbreitung der Wahrheit und Fortpflanzung der Tugend ansehen. Werden doch sonst dergleichen Heuraten zwischen Personen geschlossen, die zum Kinderzeugen bereits untüchtig geworden: Warum sollte denn unsere Verbindung nicht zum wenigsten eine Moralische Ehe heißen können? Wir werden unseren gegenseitigen Beystand uns auch in der Entfernung leisten können, folglich wird es nicht nötig seyn, uns dem Leibe nach näher als bisher geschehen, zu verbinden. Unsere Ehe aber verspricht mir keine geringe Fruchtbarkeit an moralischen Kindern; wenn Sie nur eben so gesonnen sind als Ihr künftiger treuer Gehilfe

36 **F. W. Biedermann.**

Siebentes Blatt.

LXI.

Zu der Materie, davon dieses Blatt handeln wird, hat mir die kleine Reise Gelegenheit gegeben, davon ich nur itzo zurück komme. Ich habe nämlich einen von meinen Korrespondenten in Thüringen besucht, der mich neulich in einem höflichen Schreiben zu sich eingeladen; wie aus dem XXXIXsten* meiner Blätter bekannt seyn wird. Auf der Rückreise habe ich das Getümmel der berühmten Naumburger Messe mit angesehen; und ungeachtet aller Klagen der Kaufleute, dennoch eine Menge vergnügter Leute daselbst wahrgenommen, die sich nach Beschaffenheit ihres Standes und Vermögens auf mancherley Weise belustigten: Worüber ich mich denn nicht wenig gefreut habe. Doch dieses geht mich für diesmal nichts an.

Am sogenannten Johannesabend befand ich mich in einer Herberge, die zwischen Erfurt und Jena nahe an einem Walde, zwischen etlichen Gebirgen liegt. Ich war mit meinem Fuhrmann ganz allein, und fand auch in der Schenke keinen andern Gast, mit dem ich mich hätte in ein Gespräch einlassen können. Daher fieng ich mit dem Wirte und seinen Hausgenossen eine Unterredung an. Die Gelegenheit dazu durfte ich nicht lange suchen; denn sie bot sich gleichsam von sich selber an. Das Gesinde und die Kinder hatten sich aus dem Walde das sogenannte Johanniskraut geholt und dasselbe im Hause an verschiedenen Orten aufgesteckt, auch in den Vieh- und Pferdeställen hier und da verteilt. Ein siebzig-

* Dem 23. Blatt (S. 181) unserer Ausgabe.

oder achtzigjähriges eisgraues Mütterchen, welches ganz krumm und schwach im Winkel saß, lobte ihre Leute wegen dieser Sorgfalt und sagte, daſs dieses Kraut sehr gut für viel böse Dinge wäre. Dabey erzählte sie ihnen allerley Historien, die ihre selige Großmutter ihr in ihrer zarten Jugend zu erzählen pflegte; daſs nämlich dieses Kraut ein bewährtes Mittel wider alle Zaubereyen abgebe: und man habe niemals gehört, daſs in einem Hause, wo man dasselbe aufgesteckt, jemand behext worden. Hingegen hätten die bösen Menschen, (hierbey setzte sie mit einer furchtsamen Miene die Worte hinzu: Ein Stein vor ihren Ohren!) denen oftmals viel Schaden getan, die sich darinnen saumselig erwiesen. Alles hörte dieser alten Mutter gar andächtig zu: Ein jedes verehrte die hohe Weisheit, die von ihren Lippen floſs, und war begierig einige besondere Begebenheiten, von den Wirkungen der Zauberer, von ihr zu hören.

Hier ermangelte die kluge Urgande nicht, ihren ganzen Kram von Hexen-Historien auszuschütten, und mir kam es nicht anders vor, als ob die Delphische Priesterin auf ihrem Dreyfuße säße, die göttlichen Antworten Apollons auszusprechen. Denn alles, was sie sagte, ward von der neugierigen, einfältigen und leichtgläubigen Jugend als ein himmliches Orakel angenommen. So spät es bey dieser Zeit Abend wird, so war es doch über diesen Erzählungen unvermerkt dunkel geworden, und ich bemerkte, daſs die Gemüter aller ihrer Zuhörer mit einem Schauer überfallen wurden. Die fürchterlichen Einbildungen von der Macht der Hexen und der Gewalt der bösen Geister hatten sie alle so schüchtern gemacht, daſs kein einziger sich getraute, allein aus der Stube zu gehen. Der eine rückte immer näher zum andern; bis sie sich endlich alle in einen engen Kreis ganz dichte um ihre Lehrerin zusammenschlossen. Ich be-

dauerte bey mir selbst die Einfalt dieser guten Leute, die sich durch ihre eigene Phantasien erschreckten und durch die ungereimtesten Fabeln in Unruhe des Gemüts stürzen ließen; wandte mich aber mit meiner Anrede zu dem Hausvater, als dem verständigsten unter ihnen, und fragte ihn, ob er denn auch dafür hielte, dass die erwähnten Dinge ihre Richtigkeit hätten? Ob er in seinem Hause jemals Zaubereyen gespürt? Ob es in seinem Dorfe oder in der Nachbarschaft Hexen gäbe? Ob man dieselben auch zur Strafe zu ziehen pflegte? Ob er dafür hielte, dass das Johanniskraut die Wirkungen der Zauberer verhindern könnte? Wie solches wol zugehen müsste. Ob die Zauberer, deren Künste doch so groß beschrieben würden, so ohnmächtig wären, dass sie nicht ein kleines Kraut, welches sich ihrer Macht widersetzt, weghexen könnten? und was dergleichen Fragen mehr waren.

Aus allen seinen Antworten erhellte weiter nichts als Einfalt und Leichtgläubigkeit. In seinem Hause war niemals eine Zauberey bemerkt worden; welches er aber dem beständigen Gebrauch des Johanniskrautes und den an alle Türen gemalten Kreuzen zuschrieb. In seinem Dorfe war keine Hexe; aber an dem Thüringer Walde, sprach er, sollte es dergleichen sehr viel geben. Er wusste sich nicht zu besinnen, dass man in vielen Zeiten eine Hexe verbrannt hätte; erinnerte sich aber doch, solches von alten Leuten gehört zu haben. Auf das letzte endlich, gestand er zwar seine Unwissenheit, schrieb aber alles Unbegreifliche dem Teufel, als einem Tausendkünstler, zu: der gleichwol nichts ohne Gottes Zulassung tun könnte. Auf alle diese Stücke erwiderte ich ihm mit aller Gelassenheit, und bemühte mich, ihm so deutlich als es mir möglich war, zu zeigen, dass man nicht Ursache hätte, sich vor den Zauberern zu fürchten.

Wie viel ich bey einem im Nachdenken so ungeübten und in seinen Vorurteilen schon so lange bekräftigten Gemüte, durch meine Vorstellung ausgerichtet: das wird sich ein jeder leicht einbilden, der sonst mit dergleichen Leuten zu tun gehabt hat. Dieses nahm mich aber gar nicht wunder; weil ich gar wohl wusste, dass die Fähigkeit, sich von gewissen Wahrheiten überführen zu lassen, nicht bey allen Menschen zu finden ist. Und da Exempel bey solchen Einfältigen mehr Eindruck machen als die besten Vernunftschlüsse: so suchte ich ihm zu zeigen, dass ich selbst von aller Furcht vor den Hexen frey wäre. Ich warf zu dem Ende alles Johanniskraut aus der mir angewiesenen Kammer zum Fenster hinaus, löschte das Kreuz von der Tür und gieng in der späten Nacht bey großer Verwunderung aller Hausgenossen dem Walde und Gebirge zu, um dem lieblichen Gesang der Nachtigallen noch eine Stunde zuzuhören: Kam auch endlich, etwa um Mitternacht, wieder zurück; ohne die geringste Zauberey, oder einige Furcht davor, erfahren zu haben.

Allen meinen Lesern traue ich viel mehr Verstand zu als diesem einfältigen Landmanne, der auf seinem Dorfe geboren und erzogen worden, also wenig [42] Gelegenheit haben können, sich in diesem Stücke von dem alten Aberglauben zu befreyen. Es ist bekannt, und ich erinnere mich dessen niemals ohne ein besonderes Vergnügen, dass unser wertes Vaterland nicht mehr so voller Hexen und Hexereien ist; als es vor ein oder zweyhundert Jahren gewesen. Die Sache liegt am Tage. Wo sieht man itzo die Scheiterhaufen, davon sonst alle Provinzen in Deutschland rauchten? Wo sind itzo die Unholde, davon sonst alles wimmelte? Wo findet man die berühmten Hexenprozesse und seltsamen Proben, dadurch man die Verdächtigen ihres Verbrechens zu überführen

gewohnt war? Alle diese traurige Dinge sind fast aus unserm Gedächtnis erloschen: Zum wenigsten sieht und hört man nichts mehr davon; und derjenige würde gewiss heutzutage nicht verbrannt, sondern ausgelacht werden, der sich einiger Zauberkünste rühmen wollte. Nur der Pöbel schleppt sich noch mit D. Fausts und andern dergleichen Büchern herum, die man ihm aber mit der Zeit auch aus den Händen bringen wird. Nur auf den Theatern der Landstreicher sieht man die Hexenmeister mit lächerlichen Aufzügen ihre Karaktere, Zirkel und Zeichen machen, und ihre Beschwörungen und ungereimte Zauberformeln hermurmeln. Nur alte Weiber, die jener Urgande gleich sind, hört man von solchen Geschichten mit Ehrerbietung reden. Im übrigen sind, Gottlob! alle Vernünftige von so übelgegründeten und sowol schändlichen als schädlichen Einbildungen befreyt.

Die Ursache davon ist so schwer nicht zu erraten. Die Welt ist itzo viel zu klug, als dass sie sich von alten Weibern sollte furchtsam machen oder betrügen lassen. Die Künste der sogenannten Hexen haben die Probe der gesunden Vernunft nicht auszuhalten vermocht; und derjenige Zauberer müsste eine neue Art von Betrügereyen ersinnen, der sich heutzutage in Ansehen setzen wollte. Zu der Zeit, da sich auch die gelehrtesten Männer vor einem Hasen, der ihnen über den Weg lief, so sehr fürchteten, dass sie augenblicklich umkehrten und den Tag nicht aus der Stelle reisten: wie man dergleichen abergläubisches Wesen von dem Sternkundigen Tycho Brahe liest; zu der Zeit, sage ich, war es auch leicht, dem gemeinen Volke einen blauen Dunst vor die Augen zu machen. Nachdem aber unsere heutigen Weltweisen angefangen, ihre Vernunft zu brauchen, die Fabeln zu vergessen und mit eigenen Augen zu sehen; ist auch allmählich

der Pöbel klüger geworden. Man schreibt des Nachbars fruchtbares Feld nicht mehr der Zauberkunst, sondern dem guten Boden, fleißigem Ackern und Düngen, gutem Samen, gedeihlichem Gewitter zu. Das ist: Man sucht von allen Dingen in der Natur selbst die Ursachen. Und weil man sie nach genugsamer Sorgfalt fast allenthalben findet: so vermutet man mit Recht, daß man dergleichen auch da, wo sie uns nicht sogleich ins Auge fallen, leicht antreffen würde, wenn wir nur ein sattsames Erkenntnis der Natur hätten. Die gelehrtesten Männer in ganz Europa bemühen sich deswegen täglich, weiter darin zu kommen. Ihre Entdeckungen aber führen uns immer mehr von den Zaubereyen der Alten ab, indem sie mehr und mehr dartun, daß in der Welt alles weislich von Gott gemacht worden, so, daß seine Werke in der schönsten Ordnung, d. i. natürlicher Weise entstehen, dauern und aufhören.

Es haben zwar viele bereits den Ursprung dieses Aberglaubens untersucht; auch nach Gelegenheit verschiedene sehr wahrscheinliche Gedanken davon gehabt: doch folgende Meynung ist mir immer als die beste vorgekommen. Aus der heiligen Schrift lernen wir, daß die H. Patriarchen von keinen Zaubereyen was geglaubt oder gewußt. Sobald aber ihre Nachkommen aus Ägypten ziehen, finden wir, 43 daß ihr großer Gesetzgeber die schärfste Verordnung deswegen abfassen müssen. Es ist also offenbar, daß die Israeliten die ersten Begriffe von der Zauberey aus Ägypten geholt. Nun weiß man aus allen Zeugnissen der Alten, was die Ägyptischen Priester für Meister gewesen, sich durch heimliche Künste bey dem Pöbel in Ansehen zu setzen. Ihre ganze Sorfalt gieng dahin, das Volk zu bereden, daß sie Besitzer einer verborgenen Weisheit wären, vermittelst der sie wunderliche Dinge ausrichten könnten.

Daher kamen die Zauberer, die sich unterstanden, am Hofe Pharaos die Zeichen Mosis nachzumachen: wiewol sie ganz leicht von ihm zu Schanden gemacht wurden. Bey der damaligen Einfalt der Welt war es überaus leicht, nicht nur dem Pöbel, sondern selbst den Königen und Fürsten alle Torheiten von der Welt einzubilden. Die Hieroglyphischen Figuren waren die geheimnisvollen Decken, darunter die betrügerischen Götzenpfaffen ihre Schalkheit verhüllten. Die Religion selbst musste ihre Absichten befördern: Davon sie aber keinem eine völlige Wissenschaft beybrachten, als wer selbst in ihren Orden aufgenommen worden.

Ich untersuche hier nicht, ob die Ägypter selbst die ersten Erfinder ihrer Zauberkünste gewesen; und ob also der berufene Hermes Trismegistus für den Erzzauberer zu halten sey. Es mag seyn, dass sie von den Chaldäern einen Teil ihrer verborgenen Weisheit gefasst, den sie aber nach und nach mit ihren Zusätzen vermehrt. So viel ist gewiss, dass Ägypten viel Einfluss auf alle Völker der Welt gehabt und sonderlich der Zauberkunst halber berühmt gewesen. Griechenland hat nicht nur die ersten Gründe seiner ganzen Weisheit, sondern auch den größten Teil seines Aberglaubens daher geholt. Die heutigen Zigeuner, die ursprünglich aus Ägypten herzuleiten sind, werden noch heutzutage ihrer Hexereyen wegen allen anderen Nationen vorgezogen: wiewol es gar bekannt ist, dass sie bessere Spitzbuben, Räuber und Mörder, als Zauberer abgeben. Ist es nun nicht schändlich, die Einbildungen noch beyzubehalten, die von den betrügerischen Pfaffen der Heyden ersonnen; von einem dummen Pöbel vor Alters geglaubt; durch die Einfalt der barbarischen Zeiten fortgepflanzt; durch das finstre Papsttum unterstützt; und bloß durch die abscheulichste Art von

Menschen, ich meyne die Zigeuner, bis auf unsere Zeiten unterhalten worden? Ich glaube, ein jeder wird sich eines so niederträchtigen Aberglaubens schämen, und dergleichen alberne Phantasien aus seinem Gehirn verbannen.

Zum Beschlusse will ich noch diese Geschichte erzählen. Eine vornehme und reiche doch sehr abergläubische Dame hatte ihren Eheherrn im Verdacht. Sie entdeckte deswegen einer Zigeunerin ihren Kummer, und hoffte durch ihre Künste wieder zur Liebe ihres Mannes zu gelangen. Was geschieht? Die vermeynte Zauberin befiehlt der Frau alle ihre Kostbarkeiten an Schmuck und Silber in ein Tuch zu binden, selbiges wohl zu versiegeln, und in ihrem Ehebette unter das Hauptkissen zu legen. Hierauf geht sie mit derselben durch alle Zimmer des Hauses und macht überall allerley seltsame Beschwörungen. Als dieses geschehen, muss die Frau alle ihre Dienstboten aus dem Hause schicken, sich darauf ganz nackt ausziehen, und so mit der Zigeunerin bis in den untersten Keller hinabsteigen. Daselbst zieht sie aus einem vollen Fass den Zapfen aus; und nachdem sie der Frau befohlen, die Öffnung mit der Hand zuzuhalten; macht sie mit demselben abermals die seltsamsten Alfanzereyen: geht aber zuletzt damit die Treppen hinauf. Die gute Frau wartet im Keller voller Schmerzen auf ihre Wiederkunft, allein umsonst. Ihr Gesinde und der Mann kommen endlich nach Hause und nach langem Suchen findet man die Frau in einer seltsamen Gestalt im Keller stehen. Man erfährt, wie es zugegangen: aber die Zauberin ist über alle Berge und hat nichts mehr als das vorhin versiegelte Tuch aus dem Bette weggezaubert. Eine herrliche Probe von den Hexereyen unserer Zeiten.

44

Achtes Blatt.

LXII.

Die Materie von dem Aberglauben gemeiner Leute, im Absehen auf Zaubereyen und Künste des Teufels ist so reich, daſs mein neuliches Blatt noch eine große Anzahl Betrachtungen übrig gelassen hat. Ich will vorjetzo verschiedenes, so ich damals nicht erwähnen können, nachholen und mich bemühen, wo möglich einige meiner Leser, und durch sie vielleicht auch andere, auf den Weg der gesunden Vernunft zu leiten.

Unter die Ursachen warum die Einbildung von Zaubereyen so allgemein geworden, müssen auch die Poeten gezählt werden. Die alten Lateinischen und Griechischen Gedichte sind voll solcher Erzählungen oder Fabeln, von gewissen Hexereyen, Beschwörungen und Teufelskünsten, dadurch allerley seltsame Dinge geschehen seyn sollen. Was Homerus in seiner Odyssee von der Circe einer Erzzauberin für Dinge erzählt, ist bekannt; und gesetzt, daſs der Poet durch ihren Trank, der die Gefährten des Ulysses in wilde Tiere verwandelte, auf eine allegorische Weise die Wollust verstanden hätte: so hat doch der Pöbel in Griechenland, bey dem Homerus nicht weniger galt als bey uns die Bibel, diesen geheimen Sinn nicht verstanden, sondern alles in buchstäblichem Verstande angenommen. Was Vergilius teils in seinen Eklogen, teils in seiner Äneis für Zaubereyen eingemischt, kann gleichfalls wenigen unwissend seyn. In dem achten Hirtengedichte will der Schäfer

Alphesibönś den schönen Daphnis aus der Stadt nach Hause zaubern, und zwar durch Verse: welches er deswegen für möglich hält, weil man durch gewisse Lieder wol ehe den Mond vom Himmel herunter gehext hätte. In dem sechsten Buche der Äneis beschreibt er die Cumäische Sibylle als eine Meisterin im Wahrsagen und in der schwarzen Kunst; und zwar in so schönen Versen, dass notwendig der gemeine Mann in Rom, der dieses las, denken musste: es müsse doch in der Tat vorzeiten geschehen seyn. Was Ovidius in seinen Verwandlungen für einen Auszug der allerungereimtesten Fabeln von Zaubereyen und andern abgeschmackten Märchen zusammengestoppelt, liegt auch fast in allen Europäischen Sprachen der Welt vor Augen. Horatius selbst, der doch gewiss nichts davon geglaubt, hat nicht nur in der dritten Epode von einer seltsamen Hexenhistorie eine Nachricht gegeben: sondern auch selbst in seinem Namen an die Zauberin Canidia die 17. Epode gerichtet, ja gar in ihrem Namen darauf geantwortet. Weil wir die sämtlichen Oden dieses Lateiners von 45 Weidnern, einem geschickten Poeten des vorigen Jahrhunderts, ins Deutsche übersetzt haben: so will ich ein paar Strophen davon zur Probe setzen:

Horatius fängt so an:

Ich beuge mich nun vor der Kraft
Von deiner starken Wissenschaft,
Und bitte von Dianens wegen,
Und durch den unerweichten Sinn,
Der großen Höllenkönigin,
Und durch den schwarzen Zaubersegen,
Der von dem hohen Himmelsplan,
Die Sterne abwärts zwingen kann.
Canidia, ach! sprich mich frey,
Von deiner starken Hexerey,
Und lass den Wirbel rückwärts laufen ꝛc.

Canidia schließt ihre Antwort so:

Da wird vor meiner stolzen Pracht
Und vor der Größe meiner Macht
Der ungeheure Weltkreis zagen ꝛc.
Die Bilder regen sich durch mich,
Und durch ein bloßes Wort kann ich,
Den Mond vom Himmel abwärts leiten.
Die Leichen, die man schon verbrannt,
Erweck ich oft, und meine Hand
Kann Liebestränke zubereiten.
Wie sollte denn an dir allein,
Die Kunst ohn allen Nachdruck seyn?

Fast ebenso beschreibt Tibullus eine Zauberin in seiner andern Elegie. Er sagt: sie habe, wie er selbst gesehen, die Gestirne vom Himmel gezogen und durch ihre Lieder die Ströme rückwärts zu laufen gezwungen. Sie habe die Erde zerspaltet, die Seelen aus den Gräbern hervorgezogen, ja die warmen Gebeine vom Scheiterhaufen weggerufen. Bald wisse sie durch ihr magisches Geräusch die Höllischen Scharen hervorzubringen. Bald bespritze sie dieselben mit Milch und heiße sie also wieder zurück gehen. Wenn ihr beliebte, könnte sie die Wolken vom Himmel vertreiben und schön Wetter machen: und wenn ihr die Lust ankäme, mitten im Sommer Schnee fallen lassen. Er setzt noch hinzu, daß diese Canidia ganz allein Medeens Künste verstanden, und ganz allein die wilden Hunde der Hecate gebändigt haben soll. Diese nun habe ihm eine solche Zauberformel gelehrt, womit man alle Leute blenden könne. Man müsse sie dreymal hersagen, dreymal dazu ausspeien ꝛc.

Von den neuern Poeten ist eben das gewiß. Tasso hat in seinem erlösten Jerusalem alles mit Teufeln und Zaubereyen erfüllt, und ist eben deswegen von den Criticis nicht unbillig getadelt worden. Von anderer Völker Poeten mag ich kein Wort

gedenken, denn von diesen ist die Sache ohne dem klar. Ist auch wol ein einziger Roman ohne Zauberenen zu finden? Sind nicht die alten Ritterbücher, fast vom ersten bis zum letzten Blatte mit lauter Herenmeistern und Schwarzkünstlern angefüllt? Alle diese Bücher aber sind von dem gemeinen Volke vormals sehr stark gelesen worden, werden auch zum Teil noch gelesen. Da sind nun wenige so gescheit, dass sie dergleichen Erzählungen für Fabeln halten sollten: sondern man glaubt alle das wunderseltsame Zeug, so diese Schwärmer in ihrem eigenen Gehirn ausgeheckt und bloß der Einfalt zum Spott so wahrscheinlich beschrieben haben.

Die Poeten haben nämlich von alten Zeiten her bemerkt, dass das gemeine Volk gern unerhörte und seltsame Sachen hören mochte. Um nun ihre Gedichte bey demselben beliebt zu machen, so ermangelten sie nicht, alles was sich zutrug in Wunderwerke zu verwandeln. Das allernatürlichste von der Welt verstellten sie durch ihre Zusätze in das übernatürlichste und unbegreiflichste Wesen: so dass der Pöbel der 40 solches hörte, Nase und Maul darüber aufsperren musste. Dieses brachte nun die Poeten in große Hochachtung; weil die menschliche Neugierigkeit alle dasjenige gern sieht, hört und glaubt was sie einigermaßen zu stillen geschickt ist. Daher ist es denn gekommen, dass man endlich eine Regel der Poesie daraus gemacht hat, fein viel wunderseltsame Sachen in die Gedichte zu bringen. Da man nun ohne die Beyhilfe der Götter bey den Heyden nicht viel wunderliches ersinnen konnte, was einige Wahrscheinlichkeit gehabt hätte: so mussten die Menschen ein Verständnis mit ihnen haben und durch gewisse Formeln und Beschwörungen dieselben zu ihrem Willen nötigen können. So entstanden die Zauberenen der Heyden. Bey uns Christen vertreten die Teufel

die Stelle der Heydnischen Götter, weil sich mittelst derselben eben die Fabeln wahrscheinlich machen lassen, die zur Belustigung der Einfältigen so viel beytragen. Nun urteile doch ein jeder Vernünftige, ob man sich durch solche Hirngeburten der Poeten, die selber nicht geglaubt, was sie von Zaubereyen geschrieben, müsse verleiten lassen, dasjenige für wahr zu halten, was sie uns von Hexen und Schwarzkünstlern erzählt haben: oder doch zum wenigsten zu schließen, es müssten gleichwol dergleichen Zaubereyen vorzeiten nicht ungewöhnlich gewesen seyn.

Vielleicht ist diese weitläuftige Anmerkung von den Poeten nicht allen meinen Lesern angenehm gewesen: ich will mich also auch nach dieser Gattung richten und noch einige Betrachtungen anstellen, die sich besser für sie schicken werden. Ich weiß, dass viele auch aus einem löblichen Eifer für die wahre Religion Zaubereyen glauben, weil sie nämlich dafür halten: Wer keine Hexen glaubt, der glaubet keinen Teufel; wer keine Teufel glaubt, der glaube keine Geister; wer aber keine Geister glaubt, der sey gar ein Atheist. Um nun die Leute vor der Atheisterey zu behüten, müsse man sie auch in dem gemeinen Glauben von Schwarzkünstlern erhalten. Die Absichten dieser wohlgeformten Gemüter sind sehr löblich. Denn sie suchen sich und ihren Nächsten vor dem größten und gefährlichsten Irrtum von der Welt in Sicherheit zu setzen. Allein ihre Furcht ist meines Erachtens nicht allzuwohl begründet. Denn fürs erste kann man wol eine Art von Hexen glauben, ohne dabey allen Märchen von Schwarzkünstlern und Teufelsbannern Gehör zu geben. Es ist nicht nur möglich, sondern auch sehr wahrscheinlich, dass sich vielmals Leute gefunden, die durch schädliche Kräuter und andere gottlose Künste ihrem Nächsten an seinem Leibe, an seinem Vieh, oder an seinen Feldern ge-

schadet. In soweit diese Leute ihre Bosheit durch verborgene Mittel ausgeführt, die den meisten ganz unbegreiflich vorgekommen, hat man sie mit Recht verbotener Künste beschuldigt: Aber in so weit sie den ganzen Schaden durch gewisse natürliche Mittel getan, so ist ihre Zauberey nur eine natürliche Magie gewesen. Hätten sie gleich bey Ausführung ihrer Gottlosigkeiten aus Aberglauben gewisse Worte hergemurmelt, gewisse Karaktere gemacht, oder andere Alfanzereyen beobachtet; auch wol selbst geglaubt, daſs die Wirkungen hauptsächlich darauf ankommen: so ist doch dieses bloß ihrer falschen Einbildung zuzuschreiben gewesen. Und in diesem Verstande glaube ich selbst, daſs es Hexen und Zauberer gebe, und daſs man dieselben strafen müsse.

Zum andern, ist es noch gar keine Folge: Wer keine Hexen glaubt, der glaube keine Teufel. Kann denn des Teufels Wesen sonst aus nichts anderm, als aus den Zaubereyen erwiesen werden? Haben die bösen Geister nichts mehr zu tun, als ein paar alte Vetteln auf Ofengabeln oder Besenstielen bey Nachtzeit auf den Blocksberg zu tragen; daselbst in Bocksgestalt mit ihnen zu tanzen; hier oder da eine 47 Sau krank zu machen, oder der Nachbarin die Kuh auszumelken: und was man ihnen ferner für herrliche Verrichtungen zu geben pflegt. Man muſs in Wahrheit einen sehr schlechten Begriff von dem Fürsten der Finsternis haben, wenn man denkt, daſs er sich mit solchen Kleinigkeiten beschäftige: nachdem die größten Gottesgelehrten dafür halten, dieser gewaltige Geist habe vormals im Sinne gehabt, seinen Stuhl dem Throne Gottes gleich zu machen.

Gesetzt aber, es geriete jemand auf die Gedanken, keine solche Kreaturen mit Hörnern, Schwänzen und Klauen zu glauben, wie man sich die Teufel gemeiniglich einbildet: würde er deswegen alle Geister,

ja Himmel und Hölle leugnen müssen? Ich sehe hier abermal keine Folge. Haben die Heyden nicht mit dem Plato eine große Menge von Geistern geglaubt? Und doch haben sie von keinen solchen Teufeln was gewusst, als wir glauben. Sie hatten zwar einen Pluto über die unterirdischen Gegenden gesetzt: Allein dieses war kein so schädlicher Gott, als unserer Meynung nach Satan ist. Pluto war der König der Verstorbenen; sowol derer, die glücklich, als derer, die unglücklich wurden: fügte aber im übrigen keinem Lebendigen was übels zu. Es könnte also leicht kommen, dass auch heutzutage jemand eine unzählbare Menge unsichtbarer geistlicher Wesen glaubte; und bloß dergleichen schädliche und boshafte Naturen in Zweifel zöge.

Endlich so wäre auch der Schluss so fest nicht: dass derjenige, der keine Geister glaubt, auch keinen Gott glauben könne. Kann denn etwa das göttliche Wesen ohne dergleichen Kreaturen nicht bestehen? oder hätten wir in der Natur nicht Beweise genug, dass ein Gott sey, wenn gleich keine Geister wären? Ich halte dafür: wenn wir nur das körperliche Weltgebäude; nur die einzige Sonne mit ihren Planetischen Weltkugeln; nur die einzige Erde mit ihrem Monde; nur uns selbst, ja nur ein einziges Glied an unserm Leibe mit aufmerksamen Augen ansehen: so wird alles das zeugen, es sey ein allmächtiges, weises und gütiges Wesen vorhanden, so dieses alles gemacht hat. Zudem gibt es ja Atheisten, die Geister genug glauben. Diese eingebildeten Feinde des Aberglaubens sind bisweilen noch abergläubischer als die Einfältigsten unter uns. Ich habe selbst schon Leute gekannt, die zwar aus aller Religion ein Gespötte machten, aber dennoch aufs Punktieren, auf die Kabbala, auf die Wünschelrute, aufs Traumdeuten, ja sogar auf die Beschwörungen der Geister hielten. So töricht ist

bisweilen der Laisdünkel verwirrter Köpfe, die nicht den geringsten Begriff von Wahrheit und Irrtum haben und doch für große Vernunfthelden angesehen seyn wollen.

Schließlich bitte ich noch dieses zu erwägen: Je mehr Gewalt man dem Satan in der Welt einräumt, desto mehr Macht entzieht man dem allerhöchsten Wesen. Gewisse Leute setzen den Beelzebub an die Stelle des Manichäischen bösen Gottes und teilen die Welt gleichsam in zwey gleiche Teile, davon der gute Gott nur einen beherrscht. Sie lassen denselben mit dem Geiste der Finsternis stets zu Felde liegen, und verstatten diesem seinem Widersacher wol mehr Siege als ihm selbst. Gottlose Gedanken, wenn man einen gestraften Sklaven seinem Herrn gleich macht! wenn man einem ohnmächtigen Geiste die Macht einräumt, diese Welt, das Meisterstück der göttlichen Weisheit, alle Augenblicke in Unordnung und Verwirrung zu setzen, alle Gesetze der Bewegung zu stören, ja gar eigentlich so genannte Wunderwerke zu tun: Ein Vorrecht so von rechtswegen dem Urheber
48 der Natur einzig und allein zugehört.

Neuntes Blatt.

LXIV.

Mir wird folgendes Schreiben eingehändigt, welches ich nicht unterdrücken mag. Ich erinnere mich zwar, etwas ähnliches in dem Spektateur gelesen zu haben: Doch da mein Korrespondent auch so viel neues von seinen eigenen Einfällen hinzugetan; so wird man ihm den Ruhm eines sinnreichen Kopfes nicht streitig machen.

Hochgeehrtester Herr Biedermann,

Ich habe öfters von verständigen Leuten gehört, daß man bisweilen auf die Gestalt kleiner Personen nicht so acht haben würde, wenn nicht alle ihre Aufführung einen kleinen Kerl zu erkennen gäbe, der sich ärgert, daß er nicht größer ist. In der Tat macht uns dasjenige fast niemals lächerlich, was wir sind, sondern das, was wir nicht sind, noch seyn können, und doch immer seyn wollen. Und diese Betrachtung ist sowol in Ansehung der Seele als des Leibes in der Wahrheit begründet. Jedoch kann man nicht allen Menschen ein so lächerliches Bestreben schuld geben; und sie werden, zum Beweise dessen, hieraus mit Vergnügen zu vernehmen haben, daß ich, mit anderen Pigmēis, eine Gesellschaft errichtet habe, durch die wir uns verbunden, mit Gewalt und jedem zum Trutz klein zu seyn. Ja wir haben uns verschworen, die Würde unser kleinen Statur wider alle Colossos unsers Geschlechts, wider alle hyperbolische Menschen und unförmliche Riesen zu behaupten, die sich besser dünken als wir, weil sie uns

von oben herunter ansehen können. Die Zeit unserer Verbindung war die Nacht zwischen dem 22. und 23. Juni, welches die kürzeste im ganzen Jahr ist, welche Nacht wir jährlich bey einer Schüssel Rabünzelchensalat festlich begehen wollen. Der Saal, den wir zu unserer Versammlung ausgesehen, ist allernächst bey dem Hause, wo die Marionettenopern gespielt werden, zu deren Acteurs wir eine recht brüderliche Liebe verspüren. Als wir uns das erstemal daselbst in Corpore versammelt hatten, brachte uns eine Frau ihren kleinen Sohn, fragte nach unserm Herrn Präzeptor, und gab ihr Verlangen zu erkennen, daß er in unserer Schule möchte erzogen werden, weil so artige stille Knaben darin wären. Durch diesen Zufall haben wir uns nicht im geringsten abschrecken lassen; sondern bald darauf alle diejenigen zu uns einladen lassen, die nicht über zwey Ellen hoch sind. Sie haben sich aber meistenteils entschuldigen lassen, weil sie nicht fähig genug wären, Mitglieder in unserer Gesellschaft abzugeben. Einer von den Eingeladenen hat uns sagen lassen: er sey zwar in der Tat nur zwey Ellen hoch; sein Schuster und Perückenmacher aber hätten ihm einen Zusatz von zwey Daumen breit versprochen. Ein anderer führte an, er habe das Unglück, daß ihm ein Bein länger als das andere sey; und daß
63 die, so ihn für zwey Ellen lang gehalten, ihn zu der Zeit müßten angesehen haben, wie er auf dem kurzen Beine gestanden. Denn wenn er auf sein langes Bein trete, sey er wirklich zwey Ellen und zweyeinhalb Daumen lang. Einige sind so weit in ihrem eiteln Verfahren gegangen, daß sie unser gegebenes Maß für eine rechte Manneslänge gehalten und, anstatt eine tüchtige Antwort von sich zugeben, uns von anderen Personen benachrichtigt haben, die noch kleiner sind als sie. Mit einem Wort, alle kleinen Leute dieser großen Stadt, eine sehr geringe Anzahl ausgenommen, haben ihre kleine Gestalt nicht gestehen wollen, sondern uns entweder zu einem Nachbar

oder Bekannten gewiesen, den sie für viel kleiner hielten. Was ist das nicht für Schande, daſs Leute, denen ihr Bart sagt, daſs sie schon Männer sind, sich eben solcher Ausflüchte bedienen, als eingebildete Kinder, die sich nicht gegeneinander wollen messen lassen? Seit kurzem sind wir damit fertig geworden, daſs wir den Saal nach unserm Gutdünken und den Hausrat nach unserer Gestalt haben einrichten lassen. Wir haben nunmehr alle Lehnsessel, Stühle und Tische hinaus tun lassen, deren sich die großen Leute, lange Zeit vor uns, bedient haben; wegen der wunderlichen Zufälle, denen wir unterworfen gewesen, so lange wir dieselben gebraucht. Der ganze Leib unseres Herrn Präsidenten war in einem Armsessel wie vergraben; und wenn er bisweilen auf beyden Seiten die Hände hervorstreckte, sah er, zu großer Verringerung des seiner Würde gemäßen Ansehens, einem Kinde gleich, das man in einen Laufstuhl eingesperrt hat, um gehen zu lernen. Dieser Lehnstuhl war über das so weit, daſs ein loser Vogel daher Gelegenheit nahm, zu behaupten, es sey solcher, ohneracht der Herr Präsident darin ganz ausgebreitet saß, ganz ledig. Ferner war unser Tisch so hoch, daſs, da ungefähr jemand ins Zimmer kam, als wir uns zum Essen gesetzt hatten, und fast mit dem Kinn auf dem Teller lagen, er glaubte, wir erwarteten ein Dutzend Barbiere um uns die Bärte putzen zu lassen. Zu einer anderen Zeit geschah es, daſs eines von unseren Mitgliedern sich unterstand, von dem Herrn Präsidenten übel zu sprechen, weil es glaubte, daſs er nicht zugegen wäre, da er nur von einer großen Bouteille Florentiner Wein verdeckt war. Dieses waren mehr als zu wichtige Ursachen, uns zur Veränderung unseres Hausrats zu bewegen. Wir haben auch noch eine Veränderung beschlossen, die nicht weniger wichtig ist: nämlich unsere Saaltür niedriger machen zu lassen, daſs niemand, der über zwey Ellen lang ist, hinein gehen kann, ohne sich an den Kopf zu stoßen: Denn so

wird sie künftig ganz allein für uns seyn, und für die Leute, so die gehörige Länge haben, die Ehre unserer Gesellschaft zu genießen. Die vornehmsten Verordnungen unserer Gesellschaft sind folgende:

1. Wenn jemand von unsern Mitgliedern, er sey so geschickt als er immer wolle, sich der Kunst, sich zu erhöhen, bedient; oder wenn jemand unter einem großen Haufen Volk auf den Zehen geht, um den andern Leuten gleich groß zu scheinen; oder wenn er sich heimlich etwas unters Stuhlkissen legt, um größer zu scheinen: der soll einen Monat lang Schuhe ohne Absätze tragen.

2. Wenn ein Mitglied sich durch seine Perücke, Hut, Schuhe oder übrige Kleidung helfen will, um größer zu scheinen als er ist: der soll rote Absätze und eine rote Feder tragen, damit man seine wahre Größe von der angenommenen unterscheiden und ihn nicht mit seinem Hut oder seinen Schuhen vermischen möge.

3. Wenn ein Mitglied zu seinem eigenen Gebrauche 54 ein Pferd kauft, das höher als 12 1/2 Faust ist, so soll es verkauft werden, und er soll an dessen statt ein kleineres bekommen, das übrige Geld aber soll zum Schmause in der Gesellschaft angewandt werden.

4. Wenn sich ein Mitglied unterstehen sollte, die Grundsätze der Gesellschaft so gar zu verachten, daß er sich Absätze machen ließe, die höher als ein einhalb Daumen wären, der soll des Lasters der beleidigten Kleinigkeit schuldig seyn, und ohne Aufschub aus der Gesellschaft gejagt werden.

NB. Die Formel, deren man sich bei Verjagung eines Mitgliedes bedienen soll, lautet also: Gehe aus von uns, und sey groß, wenn Du kannst.

Die allgemeine Meynung unserer Gesellschaft ist diese: weil es nicht zu leugnen ist, daß das menschliche Geschlecht von Anfang der Welt bis hieher an Statur abgenommen, so müsse die Absicht der Natur seyn, daß der Mensch klein seyn solle. Daraus schließen wir, daß

wir viel vortrefflicher als alle andere Sterbliche seyn müssen, weil wir schon jetzt zu derjenigen Vollkommenheit gelangt sind, zu welcher erst mit der Zeit die andern alle gelangen müssen. Sollten Dieselben unsere Meynungen und Anstalten billigen, will ich mir ein Vergnügen machen, Ihnen inskünftige mehre Nachricht zu geben. Voritzt habe die Ehre mich zu nennen

Meines Hochgeehrtesten Herrn Biedermanns
gehorsamster Diener
Zebedäus Cyprikincks.

Ich trage selbst ein Verlangen in diese Hamburgische Gesellschaft mit aufgenommen zu werden. Aus dem 51. meiner Blätter* wird man schon einigermaßen wissen, daſs ich nicht groß bin: itzo aber, da ich mich messe, finde ich, daſs ich gerade zwey Ellen und zwey Zoll in der Länge habe. Die zwey Zoll kommen von meinen Absätzen her, die ich aber der Gesellschaft zu Liebe ablegen will. Da ich auch, besage der von mir vorhin angeführten Beschreibung, ein wenig lahm bin: so verspreche ich, allezeit in den Versammlungen der Gesellschaft auf dem kürzesten Beine zu stehen; damit es nicht scheine, als ob ich mich über die andern erheben wollte. Ich hoffe ehestens Nachricht zu bekommen, ob man mich für würdig gehalten, in dieselbe aufgenommen zu werden.

Den noch vorhandenen Platz weiß ich nicht besser anzufüllen, als durch das andere Schreiben, so ich neulich nach Konstantinopel abgelassen. Es ist an den Muffti, oder obersten Geistlichen, in dem ganzen türkischen Reiche gerichtet, der sich den vom Großvezier gemachten guten Anstalten, im Absehen auf die Buchdruckerkunst, widersetzt. Ich suche ihn also von einem so unanständigen Vorhaben abzuhalten; indem ich ihm folgende Vorstellungen tue. Sein Titel heißt:

* Dem 1. Blatt unserer Ausgabe.

Dem Vollkommenen, Hochwürdigsten, Vortrefflichen, Hochgelehrtesten und Großmögenden Herrn, der mit einer heiligen Seele und einer demütigen Hervorragung begabt ist, einem Sohn und Nachfolger des Lehrers aller Lehrer in der Muhamedischen Religion, der die Sekte der freywilligen Wohltaten Gottes verherrlicht, und lauter wichtige und hohe Dinge im Schilde führt. Der die Fundgrube aller Tugend und Beredsamkeit ist, und das erlaubte von dem verbotenen auf einer Wag-
55 schale unterscheidet; der alle Zweifelsknoten mit seiner hohen Scharfsinnigkeit auflöst; dem Herrn der Weisen, die sich sehr tief ins Meer der Gelehrsamkeit versenken; dem Muster vortrefflicher Seelen, die sich enthalten können; dem Erben der Propheten und Apostel; dem Beweise der Wahrheit bey allen Menschen; dem großen Muffti (d. i. Ratgeber) aller schweren Dinge, der die Fußtapfen des Omars und Abubeckers erweckt, dem Vorsteher der Gelehrten und Liebhaber der Tugendhaften, der Höhle der Armen und Zuflucht der Schwachen &c.

Gott erhöhe seinen Zustand in der Hoheit.

Es nimmt uns Abendländer sehr Wunder, dass ein so erleuchtetes und heiliges Haupt der ganzen Muhamedischen Kirche sich einer so löblichen Anstalt, als die Buchdruckerey ist, mit solchem Eifer widersetzt, und dadurch selbst dem Muselmännischen Glauben ein Hindernis in den Weg legt, dass er weder von seinen Anhängern recht verstanden, noch bey seinen Feinden bekannt werden kann. Dass diese nützliche Kunst, die Fortpflanzerin aller Künste, die Hebamme der Weisheit, und Erhalterin aller Wissenschaften bisher in dem mächtigen Ottomanischen Reiche nicht eingeführt gewesen, das haben wir einem besonderen Verhängnisse Gottes zugeschrieben. Wir haben gedacht, eure Hochwürdige Heiligkeit würden diese Erfindung unserer Deutschen sehr gern bey sich bekannt gemacht, und zur Ausbreitung der Wahrheit und Tugend angewandt haben, wenn sich

solches vieler Umstände halber hätte bewerkstelligen lassen. Itzo aber erhellt gerade das Gegenteil. Eure Hochw. Heil. sind viel zu erleuchtet, als dass Sie nicht sehen sollten, wie vielen Abbruch die Hinderung eines so ersprießlichen Werkes der Muselmännischen Religion tun werde. Es fehlt ja in derselben so wenig an Spöttern als in der unsrigen; und was werden dieselben nicht für einen Vorwand ihres Unglaubens in der Unterdrückung der Mittel zur Gelehrsamkeit zu finden vermeynen? Man will uns in Blindheit erhalten, werden sie sagen: da man uns die Gelehrsamkeit nicht gemein machen will. Wir sollen nicht klug werden, damit wir nicht die Schwäche der Religion, und die Nichtigkeit des Aberglaubes einsehen sollen, dazu uns die Pfaffen verleiten! Urteilen nun eure Hochw. Heil. ob Sie dadurch nicht den Alkoran in den Verdacht setzen, er könne die Prüfung der Vernunft nicht ausstehen, und müsse nur von dummen Köpfen blindlings geglaubt werden. Erwägen Sie aber dabey, was dero Religion selbst für Vorteile von der Buchdruckerkunst ziehen wird. Man wird ja dero Gesetzbuch mehr unter die Leute bringen; man wird die Erklärung desselben dem gemeinen Volke in die Hände geben; man wird dem geistlichen Stande den Weg zur Gelehrsamkeit bahnen und ihn also geschickter machen, seinem Amte recht vorzustehen. Bey uns hat gewiss die Buchdruckerkunst der Religion unseres Messiä die herrlichsten Vorteile gebracht; und je gelehrter bey uns jemand ist, je besser er seinen Verstand durch allerley Wissenschaften aufgeklärt hat, desto geschickter ist er, ein lehrhafter Schüler Christi zu werden. Ist es mit der türkischen Lehre anders bewandt, so ist dieses ein schlechtes Zeichen für sie. Muss denn der Glaube Mohameds nur von unwissenden und blinden Pfaffen gepredigt werden? Besteht denn die Muselmännische Religion in bloßem Fasten und Waschen und andern dergleichen Zeremonien? Oder hat dero großer Stifter

auch gewollt, daſs seine Anhänger Gott den Schöpfer der Welt, sich selbst und ihre Pflichten sollten kennen lernen? Eure Hochw. Heil. wissen dies alles besser als ich; darum will ich abbrechen und denselben aus aufrichtigem Herzen solche Entschließungen anwünschen, die zur Ausbreitung der Vernunft und Tugend das meiste 56 beytragen werden. Ich habe die Ehre ꝛc.

Zehntes Blatt.

LXVIII.

Diesmal kann ich meinen Lesern nichts artigers, als folgende Briefe vor Augen legen, die vor etlichen Tagen an mich eingelaufen sind. Der erste ist dieser:

Hochgeehrter Biedermann, würdigstes Mitglied der kleinen Welt, Wertester Herr Confrater,

Dieses sind die Benennungen, welche Ihnen dero rühmlicher Entschluss, den Sie uns in dem 64. Stück Ihrer Blätter kund getan haben, bey unserer Gesellschaft zuwege gebracht hat. Es hat mich dieselbe, als ihren Sekretär, beordert, Ihnen ihre Freude und das Vergnügen zu bezeigen, so sie über den Zuwachs eines so vollkommenen Mitgliedes empfunden. Es hat zwar höchstgedachte Gesellschaft schon vorhin sehr hohe Gedanken von Denselben gehegt; doch ist diese Hochachtung um so viel gestiegen, als sich Dieselben gegen uns haben erniedrigen wollen. Sie erniedrigen sich bis zu derjenigen Höhe, welche die Natur der Wohnung Ihres so vollkommenen Geistes hat setzen wollen, und geben dadurch zu erkennen, wie Sie bisher, bloß um nicht eigensinnig zu scheinen, sich den unförmlichen Menschen gleich erhöht haben. Sie begeben sich mit einem recht großmütigen Entschlusse Ihrer Absätze, welche wohl verdienen, dass wir sie der Gottheit des Vizlipuzli, den wir zu unserm Patron erwählt haben, als ein Siegeszeichen der triumphierenden Kleinigkeit weyhten. Ja wir haben mit allgemeiner Übereinstimmung beschlossen, Ihr Bildnis mit in die Reihe unserer kleinen Helden, mit deren Gemälden

wir unsern Saal ausgeziert haben, zu setzen. Sie werden uns demnach Ihre Abbildung in Lebensgröße nicht versagen, hingegen die Erlaubnis haben, sich zu wählen, bey welcher Gattung von unsern Helden Sie einen Platz einnehmen wollen; ob Sie unter den kleinen Kriegshelden, oder unter den Staatsleuten, ob Sie unter den Gelehrten oder Verliebten stehen wollen. Denn von allen diesen Gattungen haben wir Gemälde in Lebensgröße, die wir nach ihrem Range gestellt haben. Ich habe Ihnen letzthin von unserer Einrichtung überhaupt und von unsern vornehmsten Gesetzen Nachricht gegeben. Ich glaube nicht, dass es Ihnen misfallen wird, wenn ich Ihnen anietzt von unsern vornehmsten Mitgliedern und von dem Inhalt unserer Unterredungen eine kurze Erzählung tue. Die Personen, so sich in unserer Gesellschaft am meisten hervortun, sind, ein kleiner Poet, ein kleiner Stutzer, ein kleiner Politikus, und ein kleiner Soldat.

Der erste, welcher sich Theodor Hemistich nennt, ist durch einhällige Wahl zu unserm Präsidenten ernannt worden. Er verdient diese Stelle, nicht nur weil er der kleinste unter der Gesellschaft ist, sondern weil er auf 69 seine Gestalt so sehr trotzet, dass er auf der Gasse stets gebückt geht und sich beständig schwarz kleidet, um noch kleiner zu scheinen. Man kann sich keine artigere Figur vorstellen, als er ist. Es ist ein ganz klein Persönchen mit großen Armen und Beinen, so dass er einer Spinne nicht ungleich sieht; ja einige Leute haben ihn auf eine gewisse Weite für eine Windmühle gehalten. Nächst diesen körperlichen Vorzügen hat er ein herrliches Geschick, Verse zu machen, und hat uns versprochen ein großes Gedicht in lauter kleinen Versen, zum Lobe der großen Leute von unserer Größe zu schreiben. Den Statium liebt er aufs heftigste, um des einzigen Verses willen, mit welchen dieser Poet den Thydeum beschreibt: Maior in exiguo regnabat corpore virtus. Im kleinen Körper

herrscht ein desto größerer Geist. Ja er will, aus Liebe zu diesem kleinen Kriegsmanne, die ganze Thebaidem übersetzen.

Unser kleiner Stutzer heißt Msr. Flirze. Es ist ein kleiner artiger schwarzbrauner Mensch, und das artigste Jungfernknechtgen, das man sich einbilden kann. Er hält sich ungemein hübsch in Kleidern: und damit sie ihm recht nach dem Leibe sitzen mögen, läßt er sie bey eben dem Schneider machen, der für die Prinzen und Kavaliere in der nahegelegenen Oper arbeitet. Er rühmt sich öfters der Gunstbezeugungen, die er von dem schönen Geschlecht genossen haben will. Vor einiger Zeit gieng er vor der Zeit aus der Gesellschaft, und entschuldigte sich damit, daß ihn ein schönes wohlgewachsenes Frauenzimmer bestellt habe. Einer von der Gesellschaft, der sein Vertrauter ist, versicherte uns, daß es wahr wäre, sagte aber dabey, daß die Dame von lustigem Gemüte sey, und ihm ihre Gunst unter der Bedingung versprochen habe, wenn er seine große Zehe an die ihrige wolle fest binden lassen.

Was unsern Politikum anlanget, so ist er von Natur sehr ernsthaft; seine Ernsthaftigkeit aber ist gegen eines großen Menschen Ernsthaftigkeit zu rechnen, wie das ernsthafte Wesen einer Katze gegen eines Löwen gravitätische Miene. Wenn er allein ist, pflegt er sich selbsten anzureden. Noch letzthin hörte ich ihn, als er sich allein zu seyn glaubte, sich einem Kabinett vergleichen, in welchem die größten Staatsgeheimnisse und die vollkommensten Regierungsregeln verschlossen wären. Seine Reden wiegt er gleichsam ab und bringt sie mit solcher Bedächtigkeit vor, daß es scheint, als wolle er uns nicht so geschwind mit seinen wichtigen Anmerkungen beglückseligen. Er kommt mir deswegen vor, wie ein Distillierkolben, der seinen Spiritum nur tropfenweise von sich giebt. Sein Gesicht ist bleich und runzlich, welches man seinen vielen

schlaflosen Nächten zuschreiben muss, in welchen er sein Gemüt, ganz Europa zum besten, ansträngt.

Noch ist übrig, dass ich ihnen von unserm kleinen Soldaten Nachricht gebe. Er heißt Hans Eisenhart, und ist vornehmlich an der Länge seines Degens zu erkennen, welcher seine kleine Figur durch eine Querlinie in zwey fast gleiche Teile zerschneidet; so dass er einer Fliege nicht ungleich sieht, welcher ein mutwilliges Kind eine Stecknadel durch den Leib gesteckt, und sie damit hat laufen lassen. Er macht sehr viel Rühmens von seinen Abenteuern. Einmal hat er einen großen Menschen zum Duell herausgefordert, der ihn unversehens mit dem Ärmel ins Auge gestoßen hat. Dasjenige aber, womit er sich am meisten groß macht, ist, dass er sich in allen seinen Feldzügen, vor keiner Stückkugel hat bücken dürfen.

Dieses sind die Personen, so sich in unserer Gesellschaft am meisten zeigen. Was nun unsere Unterredungen betrifft, so handeln sie mehrenteils von den glücklichen
70 und unglücklichen Zufällen, welche uns unsere kleine Gestalt täglich zugezogen hat. Ein jeder erzählt die seinigen, um uns entweder zu ergötzen, oder uns mit einander zu trösten. Vor einigen Tagen tat unser Herr Präsident einen garstigen Fall, weil das Gewicht seines Leibes nicht schwer genug war, ihn wider den Wind aufrecht zu erhalten. Dieses Unglück gab ihm Gelegenheit, uns zu erzählen, dass dieser Zufall schon einem alten Poeten begegnet sey, der so leicht gewesen, dass er, um nicht alle Augenblicke so zu fallen, sich auf einer Seite mit Bley, und auf der andern mit seinen Schriften habe beschweren müssen. Unser kleiner Verliebter, der ebenso aufrichtig als der Poet ist, erzählte uns, dass er sich von seiner Liebe, die er für das große Frauenzimmer gehabt, so kuriert habe, dass er drey Morgen hintereinander eine Prise von dem Roman-Comique eingenommen, in welcher Ragotin eine von den Haupt-

personen ist. Unser Politikus ist ein geschworener Feind von allem Scherz und Possen; seine ernsthafte Stirn gibt sich bey den lustigsten Erzählungen von unsern Abenteuern niemals aus den Falten, und daraus werden sie abnehmen können, ob er uns seine Zufälle auf eine lustige Art vortragen wird. Wenn er uns ja bisweilen einige Widerwärtigkeit seines Lebens mitteilt, so schüttet er jederzeit dabey die größten Klagen aus, und wir haben die Gefälligkeit für ihn, dass wir in seiner Gegenwart niemals über sein Unglück lachen. Wir bekümmern uns insbesondere um alle historische Umstände und um die berühmten Leute, die den kleinen menschlichen Gestalten zu besonderer Ehren dienen. Unser Hans Eisenhart, der nicht mehr Wissenschaft hat, als man von einem Kriegsmanne erwartet, redet uns beständig vom kleinen David vor, der den großen Goliath zu Boden geworfen; und vom kleinen Luxemburg, der dem König Ludwig XIV. den Namen des Großen zuwege gebracht hat. Vornehmlich vergisst er den kleinen Alexander M. nicht. Was unsern Hrn. Präsidenten, den Hrn. Hemistich anlangt, so wird er nicht müde, die Leutseligkeit des Augusti zu bewundern, der den Horatz unter andern liebkosenden Worten seinen kleinen hübschen Menschen nennt. Gegen Voiture und Skarron bezeigt er eine besondere Hochachtung, weil sie der Nachkommenschaft eine so vollkommene Abbildung von ihrer verkürzten Gestalt haben geben wollen. Er hat auch das meiste dazu beygetragen, dass diese beyden Poeten aufs kostbarste abgemalt worden. Vielgedachter unser Hr. Präsident behauptet wider einen großen Gelehrten und seine Anhänger, dass Aesopus nicht größer oder schöner gewesen, als man ihn ordentlich abmalt. Hingegen verteidigt unser Kriegsmann des gelehrten Mannes Meynung und behauptet, dass der Frosch- und Mäusekrieg, den man dem Homerus zuschreibt, eine beißende Satire wider die kleinen Helden ist, die notwendig aus dem

groben Gehirn eines vierschrötigen Kerls hergenommen seyn müsse. Unsers Politici Patron ist der kleine Conring, der sowol an vortrefflicher Staatserkenntnis alle, die vor ihm gewesen, übertroffen hat, als auch mit seiner kleinen Leibesgestalt und Artigkeit allen Menschen seiner Zeit hat trotzen können. Weil ich der Sekretär der Gesellschaft bin, so erfordert meine Pflicht, alles, was in jeder Versammlung merkwürdiges vorgeht, und geredet wird, anzumerken. Und deswegen habe ich Ihnen alle diese besonderen Umstände erzählen können, und werde Ihnen auch noch fernerhin Nachricht von Zeit zu Zeit zu erteilen vermögend seyn. Das einzige habe ich Ihnen noch im Namen der Gesellschaft zu melden: daß dieselbe das feste Vertrauen in Sie setzt, Sie werden nicht allein allen ihren ordentlichen Gesetzen aufs genaueste nachleben, sondern auch nach allem ihrem Vermögen für die 71 Erweiterung der Gesellschaft, und Widerlegung aller Verleumder derselben arbeiten. Sie werden sich absonderlich als einen rechten Biedermann gegen unser kleines Geschlecht erweisen, die Vorzüge unserer Gestalt bey aller Gelegenheit behaupten, und vornehmlich die eingebildeten Zwerge lächerlich zu machen suchen, die durch ihre Handlungen ihre Kleinigkeit verstellen wollen, ohnerachtet ihnen nichts mangelt, als die Kosten, daß man sie von Messen zu Messen in Kästchen herumführte. Ich habe bie Ehre, mich insbesondere zu nennen

Meines Hochgeehrten Herr Biedermanns, und
S. T. Herrn Confraters

gehorsamster Diener

Zebedäus Cyprikinks,

Sekretär der kleinen Gesellschaft.

Ich bitte mir ein wenig Zeit aus, daß ich mich könne abmalen lassen; so soll mein Bildnis in Hamburg der kleinen Gesellschaft unverzüglich ein-

gehändigt werden. Soll ich mir einen Platz nach meinem Gefallen ausbitten: so wird es unter den Gelehrten seyn; und zwar treibt mich ein besonderer Ehrgeiz, zwischen dem kleinen Horatius und buckligen Skarron zu stehen. Alle fernere Nachrichten von meinem wertesten Herrn Duodezkollegen werden mir sehr angenehm seyn.

Zum andern hat mir auch der Großvezier die Ehre getan, und mein neuliches Schreiben durch seinen Sekretär beantworten lassen. Es muss keinem Wunder nehmen, dass es sobald bey mir eingelaufen; denn ich hatte schon vor etlichen Wochen an ihn geschrieben, als ich die Abschrift davon in meine Blätter drucken ließ. Die Überschrift (ohne Ruhm zu melden) hieß so:

Dem klugen Wegweiser zur Tugend, dem verständigen Verbesserer der Sitten, der mit seinen Lehren die finstern Herzen seiner Mitbürger helle macht, dem weißen Fakir unter den Christen in Sachsen, dessen Name Biedermann nebst vielen Ehrentiteln mit Gold unter die Sterne geschrieben steht.

Der Vollbringer des heiligen Willens des großen Beherrschers der Gläubigen, der Befehlshaber über die glänzenden Schwerter der Muselmänner, der tapfere Heerführer derjenigen, die den Sieg an der Stirne geschrieben haben; der mächtigste unter den Veziern, die an der Pforte des Propheten stehen, und alle Tage mit dem Gebieter der Könige reden: Ibrahim Bassa befiehlt mir, seinem Knecht, indem ich den Staub seiner Füße küsse, seinen Gruß an den klugen Dervisch in Leipzig, dessen Name Biedermann von den bösen Geistern gefürchtet wird, auf diesem Blatt zu überschreiben.

Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet. Verständiger Fakir, der Du das auswendige des Himmels kennst, und das inwendige der Erden gesehen hast, dein

Knecht Mustapha Chiaus Car bensi lässt Dir an diesem Tage, so der sechste ist des zehnten Mondes im 1136sten Jahre nach der heiligen Hegira, zu wissen tun, daß der erste nach dem heiligsten Nachfolger des Propheten, vor dem ich mich tief zur Erde neige, den Geruch der Weisheit aus deinem Schreiben empfunden, und daraus in Gnaden, so alles erquickt, die Freude ersehen, die Du darauf geschrieben, weil eine Abdruckerey der Blätter an diesem Orte, wo die Sonne ihre ersten und heißen Strahlen hinwirft, aufgerichtet worden. Obgedachter Bewahrer der Heimlichkeiten, so der große Prophet in seinem wahren Nachkommen dem Sultan der Fürsten offenbart, lässt Dir, tugendhafter Meister der Weisheit, viel Glück wünschen, und verlangt, daß die Bäche deiner Klugheit durch unsere Gassen fließen, und Du unter den geheiligten Imanen, die die Muselmänner alle Tage fünfmal zum Gebet rufen, seyn mögest. Er würde seine Stirne, worauf Gottes Wille gegraben ist, dreymal in den Staub legen, wenn das himmlische Messer die Decke an dem Gliede der Sünde bey dir weggenommen hätte und Du unsern Derwischen im Glauben wie in der Tugend nachfolgen wolltest. Weiser Fakir, der du den Gesang der Geister, so die Sterne bewegen, in den Stunden deiner Verzückung gar eigentlich hörst, hier sende ich eine Probe, wie die Knechte des größten Königs, mit den ausgeschnittenen Figuren auf Papier schreiben. Sie werden sich bemühen, solches so gut zu lernen, als ihr es könnt, denen es die guten Geister, so die Menschen lieben, am ersten gelernt haben. Wenn sie noch mehrers mit Farben abdrucken, will ich solches zu deinen Füßen, die auf meinem Kopfe stehen, niederlegen.

Ich dein Knecht, Mustapha, habe dir solches auf Befehl des ersten Veziers in dem Reiche der Rechtgläubigen zu wissen tun sollen. Weil ich aber nicht weiß, ob deine Augen die Zeichen der Muselmänner sehen und recht verstehen können: so habe solches durch einen Leib=

eigenen, der in der Wohnung des Königs, in dessen Land die Sonne schläft, geboren worden, und den die starken Hände der geschwinden Spahis, denen Gott allezeit Sieg gebe, im letzten Blutvergießen ergriffen, in deiner Sprache schreiben lassen.

Verständiger Nachfolger der Tugend, von dessen Lippen der Tau der Weisheit fällt, hieraus wirst Du den Willen des mächtigen Ibrahim Bassa, für den der Prophet 1000 Houris bestimmt hat, verstehen, und mich, deinen Knecht, mit deinem Segen, so einem kräftig riechenden Rosenstrauch gleichet, zu überschütten würdigen. 72

Elftes Blatt.

LXX.

Als ich mich vor einiger Zeit in einem Leipziger Buchladen umsah, fand ich mit besonderem Vergnügen ein Werkchen, so von einem meiner nahen Vettern herausgegeben worden. Er heißt Johann Ludwig Wilhelm Biedermann, und ist Lizentiat und Praktikus der Arzneykunst zu Bamberg. Der völlige Titel des Buches heißt: Unterweisung zur wahren Universalmedizin, deme noch beygefügt Ben-Adams Traumgesichte durch Floretum von Bethabor, nebst Friedrich Galli Reise nach der Einöde St. Michael. Ein Schlesier, Friedrich Rothscholz, hat es 1725 ausgefertigt; und zu Nürnberg ist es bei Taubers Erben zu finden.

Hatte mich der Name meines Anverwandten erfreut, so ergötzte ich mich noch mehr über den Inhalt dieses Buches. Die Universalmedizin, oder der sogenannte Stein der Weisen, ist etwas, welches ich jederzeit für eine der nutzbarsten Sachen in der Welt gehalten habe, wenn die Erfindung davon nur nichts unmögliches wäre. Denn in der Tat könnte man dem menschlichen Geschlecht keine größere Gefälligkeit erweisen, als wenn man ihm zu gut ein allgemeines Hilfsmittel wider alle Krankheiten erfände, welches noch überdas die schlechten Metalle in bessere verwandeln, und also dem Menschen nicht nur die Gesundheit und ein hohes Alter, sondern auch Reichtum zu Wege bringen und verschaffen könnte. Wiewol ich nun allezeit gezweifelt habe, ob

solch ein Geheimnis jemals von einem Menschen erfunden worden, oder erfunden werden könne; so nahm mich doch die besondere Zuneigung gegen meinen Vetter, und die gute Meynung, so ich von meinen Verwandten hege, dergestalt ein, daſs ich mir ungesäumt dieses Büchlein geben ließ und vergnügt damit nach Hause gieng; in Hoffnung, endlich einmal hinter eine so schwere Sache zu kommen und die verborgenste Wahrheit der Natur in ein großes Licht gesetzt zu sehen. Ich wünschte mir schon in Gedanken Glück, daſs eine so wichtige Sache der Welt eben durch das Biedermännische Geschlecht entdeckt werden sollen, und fand mich also überaus geneigt, der Unterweisung meines Vetters nicht nur begierigst nachzusinnen, sondern ihm auch mehr als einem andern Lehrmeister Glauben beyzumessen.

Kaum war ich zu Hause angelangt, als ich mich über die Vorrede machte und selbige mit besonderem Vergnügen durchlas. Ich fand in derselben überall einen vernünftigen Mann, der in einer deutlichen und wohl zusammenhängenden Schreibart den Leser zu seinem Buche vorbereitet. Er gibt gleich von Anfang die Ursachen an, warum aus den bisherigen Schriften von dieser Art so wenig Frucht und Nutzen zu ziehen gewesen. Die erste ist: weil sich viele aus eitler Ehrbegierde unterfangen hätten, von dieser Wissenschaft zu schreiben, die doch so wenig davon verstanden, als der Esel vom Lautenschlagen. Die andere aber: weil viele, die von Gott mit diesem unschätzbaren Kleinode begabt gewesen, diese ohnedem verborgene Kunst mit so vielen Rätseln und zweydeutigen Sprüchen verdunkelt, daſs sie von den meisten Lesern nicht verstanden werden können. Daher sey es gekommen, schreibt er, daſs man der wahren Philosophen Bücher zwar gelobt, aber der Sophisten falsche Schriften häufig gedruckt und mit vielem Zeit-

77

verlust, ja unersetzlichem Schaden, gelesen. Allem diesem Unheil zuvor zu kommen, verspricht er hierauf, weder falsche noch dunkle Dinge zu beschreiben, weil jenes einem ehrlichen Manne nicht zusteht, dieses aber keinem Menschen nützlich ist. Denn er halte dafür: das Stillschweigen, oder die Dunkelheit der Chymischen Bücher habe sehr viel geschadet, und die Philosophen würden wohl getan haben, wenn sie durch ihre verdunkelte Schriften viele ihrer Nachfolger nicht in Irrtum, Schande und Schaden gestürzt hätten. Er wollte also die Mittelstraße halten, und mit Vermeidung aller Dunkelheit dasjenige vortragen, was ihm Belesenheit, Nachsinnen und Erfahrung an die Hand gegeben. Und das zwar nicht um Geld, wie die Umlaufer und Verschwender; sondern umsonst. Er verspräche nicht große Klumpen Goldes; sondern wolle des Goldes Anfänge auflösen. Hierauf bittet er den Leser, nicht vor der Zeit zu urteilen, und ersucht die Meister seiner Kunst, ihn wegen des gebrochenen Philosophischen Stillschweigens nicht zu verdammen: Weil der Allmächtige schon seine Hand über den Unwürdigen haben, und sie bey Lesung der allerdeutlichsten Offenbarung dieser Geheimnisse dennoch verblenden werde.

Meine Leser werden sich leicht einbilden können, wie begierig mich ein so vernünftiger Eingang gemacht, die versprochene deutliche Offenbarung des ganzen Geheimnisses in dem Buche selbst zu finden. Ich dachte bey mir selbst, mein ehrlicher Vetter führt wirklich den Namen mit der Tat. Denn was könnte einem rechtschaffenen Biedermann mehr zuwider seyn, als eine mit Fleiß gesuchte Dunkelheit in Schriften, die doch zum besten des menschlichen Geschlechts abzielen sollen. Ich selbst kann es wenigstens meinerseits gestehen, dass ich mich in diesen meinen Blättern auf nichts so sehr als auf die Deutlichkeit befleißige.

Das ist also der Phönix unter allen Alchymisten, dachte ich! Der wird nunmehr die vernünftige Art des Ausdruckes im Vortrage seiner Wissenschaft ange wandt haben, und alle seine Vorgänger zum wenigsten an einer verständlichen Schreibart übertreffen.

Ich ward in diesen Gedanken noch mehr bekräftigt, als ich das erste Kapitel des Buches selbst durchlas, darin der Verfasser behauptet, daſs man den Stein der Weisen auf mehr als eine Art erfinden könne; wiewol viele dafür halten, daſs solches nur auf eine einzige Weise angehe. Er führt zu dem Ende eine Stelle aus Christian Rosenkreuzen an, der bereits vor ihm vier Wege, zu diesem Geheimnisse zu gelangen, für möglich gehalten. Die Worte sind sonderbar, darum will ich sie hersetzen. So schreibt derselbe:

Sey gegrüßet mein Gast!

Wenn Dir vielleicht etwas von des Königs Hochzeit zu Ohren kommen, so betrachte diese Worte: Der Bräutigam läſst Dir durch mich vier Wege offenbaren, durch welche alle, wo Du nur nicht von selbigen abweichest, Du zu dessen Königlichen Palast kommen kannst. Der erste Weg ist zwar kurz, aber dabey gefährlich, und welcher Dich in verschiedene Irrtümer führen wird, aus welchen Du Dich kaum wirst heraus wickeln können. Der zweyte ist etwas länger, welcher Dich zwar wird herum, aber nicht abführen. Er ist gerad und leicht, wenn Du durch Beyhilfe eines Magnetsteins, Dich weder zur Linken noch zur Rechten wirst abführen lassen. Der dritte ist wahrhaftig ein Königlicher Weg, welcher Dir durch unterschiedliche Lüsten unsers Königs und angenehme Augenspiel den Weg wird versüßen, so aber bisher kaum einem aus tausenden widerfahren. Auf dem vierten Wege ist keinem Menschen erlaubt zu dem Königlichen Palast zu gelangen, weilen er alles verzehrend, nur denen

der Zerstörlichkeit nicht unterworfenen Leibern eigentümlich ist. Erwähle Dir nun aus dreyen einen Weg, welcher Dir beliebt, und bleibe in selbigem beständig. Du sollst aber wissen, daß, welchen Weg Du wirst angetreten haben, und Dir von dem nicht zu ändern seyenden Fato destiniret worden, Dir hernach nicht mehr erlaubet seye, ohne größte Gefahr Deines Lebens davon abzuweichen. Dieses habe ich gewollt, daß Du wissen sollst. Aber höre! Hüte Dich, daß Dir nicht einfalle, mit was für Gefahr Du Dich auf diesen Weg begeben; denn wo Du Dir nur des geringsten wider die Gesetze unsers Königs laufenden Fehlers bewußt bist, so bitte ich Dich, Du wolltest Dich, da es noch erlaubt ist, durch eben denselben Weg, welchen Du angetreten, auf das geschwindeste zurück begeben.

Diese angeführte Stelle machte mich etwas stutzig, weil ich die gewöhnliche seltsame Schreibart der Herren Goldmacher darin wahrnahm. Die Hochzeit des Königs, der Bräutigam, der Königliche Palast, der Magnetstein, die Lüste des Königs und seine angenehme Augenspiel, die der Zerstörlichkeit nicht unterworfenen Leiber, und d. m. waren mir lauter Rätsel, davon ich nichts verstand. Doch da mein Herr Vetter selbst noch bey ganz gewöhnlichen Redensarten blieb, und in dem folgenden versicherte, daß er sich genötigt gesehen, nicht vier, sondern vierzehn Wege zur Erlangung des Philosophischen Steins zu glauben: so hoffte ich noch, daß ich aus seinem eigenen Unterrichte was besseres fassen würde.

Aber diese meine Hoffnung war bald zunichte, als ich im II. Kapitel p. 13 unter andern folgende Sätze fand: „Wann aber diese Materia mit der reinen „und schönen Diana kopuliert und stratificirt wird, so „überkommt solche eine beständige lunarische Natur; „hingegen wird die schöne Diana ihrer feinen Gestalt „beraubt und gänzlich destruiret = = welches ja ein

„Miraculum naturæ ist. p. 17 hieß es: Wann nun „deine Materie, wie oben gemeldet, mit Gold oder „Silber stratificiret, die Materie schwarz, und das „Corpus Lunæ zu einer Aschen verändert worden, „so ist die Separation geschehen, und nimmt der „Mercurius oder Materia von dem Silber und Gold „allein dasjenige zu sich, was seiner Natur ist, id „est Animam; die Terram lässt er liegen: Darum „lässt es sich auch scheiden ohne Handanlegen, von „sich selbst. Denn die Stücklein Materie, so mit der „Luna eingesetzt worden, bleiben ganz, werden schwarz „und in einen metallischen Leib oder Silber verändert, haben in sich die animam Lunæ; derenthalben ist es jetztund Mercurius animatus, die „Luna, so zu Aschen worden, bleibt auch absonderlich „liegen, und daher gar leicht zu scheiden, es ist aber „ganz nicht vonnöten, denn das Corpus muss „die Seel wieder annehmen, und muss der Mercurius „animatus das Corpus wider erwecken und lebendig „machen: qui enim mecum moritur mecum, oritur.

Über diese und dergleichen andere Redensarten mehr ward ich ganz irre. Ich mochte mirs aber so sauer werden lassen, als ich wollte; so war doch all mein Kopfzerbrechen vergebens. Je öfter ich dergleichen seltsame Beschreibungen durchlas, je weniger verstand ich sie, und nichts destoweniger fand ich bald darauf noch folgende Worte, die mir eine große Unwissenheit vorzurücken schienen: „Ist daher eine „Weiberarbeit, hieß es p. 19, und ein Kinderspiel. „Der allerschlechteste Mensch kann des Königs Hüter „seyn, nur dass man das äußerliche Feuer wartet. „Die Materie wird unterschiedlich beschrieben, bald „einem flüchtigen Vogel, bald einem Drachen verglichen. Draco noster non moritur, nisi odore „Solis & Lunæ. In summa sie ist wahrhaftig des „Goldes und Silbers eigener Saft, daraus sie an-

„fänglich auch gewachsen und von der Natur gezeugt „worden; daher auch gesagt wird: Füge das Haupt „zum Schwanz, so hast du die Kunst ganz. Item: „Es frisst ein Wurm den andern". Doch endlich fand ich im Schlusse des Kapitels wiederum einigen Trost, weil der Verfasser selber gestand, dass er nicht Willens gewesen, alles so gar deutlich herauszusagen, wie er es doch anfänglich versprochen gehabt; denn er schreibt: „Und so viel von dem uralten Wege, „welchen ich gern deutlicher und ausführlicher be- „schreiben wollte, mit allen seinen sehr schönen Hand- „griffen. Weilen es aber nicht gut ist den Brey zu „kochen, und den Unwürdigen auch einzustreichen; „als werde gezwungen, solchen etwas verdeckter zu „geben, mit Enthaltung der benötigten Manipulation, „welche doch den würdigen Filiis artis zu entdecken „niemals ermangeln werde.

Daran musste ich mir nun genügen lassen. Ich war kein Filius artis und also unwürdig, ein Geheimnis zu fassen, welches nur vor diejenigen gehört, welche es ohne dem schon wissen. Und diese Probe aus dem Buche meines lieben Herrn Vetters mag genug seyn, dem werten Leser einen Geschmack von der Lehrart der Philosophen, oder vielmehr Alchymisten zu geben; welche, wenn sie am allerdeutlichsten schreiben, dennoch viel unverständlicher sind, als wenn andere Skribenten den höchsten Grad der Dunkelheit erreichen.

Meine Gedanken kürzlich davon zu entdecken, so halte ich mit meines werten Hn. Vetters gütiger Erlaubnis dafür, dass die Herren Goldmacher sich ohne allen Grund mit dem Namen der Philosophen beehren. Eine solche Finsternis des Verstandes, als bey ihnen herrscht, schickt sich garnicht für die wahre Weisheit, welche im Lichte wohnt, ja selbst lauter Licht ist. Ich will sagen: die Philosophie liebt nichts so sehr als die Deutlichkeit, und sobald jemand diese

verliert, hat er sie auch verloren. Denn wer nicht so redet und schreibt, dass man ihn verstehen kann, der verstößt wider die ersten Regeln der Vernunftlehre, und ist nicht wert, dass man ihn liest.

Ich weiß wol, dass sie zu sagen pflegen: man müsse die Kunstwörter ihrer Wissenschaft inne haben, ehe man ihre Schriften lesen wolle. Allein das ist ungereimt. Es kommt mir nicht anders vor, als wenn man einem Knaben vermittelst einer Lateinischen Gramatik lateinisch lehren will: Denn da fordert man auch, dass er die Sprache verstehen müsse, ehe er sie noch versteht. Fordern denn die übrigen Weltweisen, dass man ihre Kunstwörter wissen müsse, ehe man ihre Anfangsgründe gelernt? Verlangen denn die Rechenmeister, Feldmesser, Sternkundige, Baumeister u. s. w. dass man ihre Sprache und Redensarten inne haben müsse, ehe man sie gelernt? In Wahrheit dergleichen Torheit ist schwerlich einem unter ihnen in den Sinn gekommen. Wenn ich eine Wissenschaft fassen will, so will ich in den ersten Gründen derselben unterrichtet seyn. Man muss ganz von vorn mit mir anfangen. Man muss mir erklären, was Sol, was Luna, was Diane, was der König, was der Drache, der Vogel, der Wurm, der Kopf und der Schwanz heißen solle? Wer das von mir fordert, ehe ers mir gesagt hat, der versteht keine Lehrart und muss erst selbst vernünftig werden, ehe er sich zum Lehrer aufwerfen und andern seine Künste beybringen will. Ich wollte also auch meinem Hn. Vetter unmaßgeblich raten, dass er sich erst in einer guten Vernunftlehre unterweisen lassen und in Philosophischen und Mathematischen Wahrheiten fleißig üben möchte, ehe er sich unterfienge Bücher zu schreiben, darin er nicht die Verwirrung seiner Begriffe und die Schwäche seines Verstandes verraten wollte. 80

Zwölftes Blatt.

LXXI.

Ich weiß daſs der berühmte und gelehrte Bayle in sehr übeln Ruf geraten, weil er sich unterstanden zu behaupten, daſs die Atheisterey weit so was schlimmes nicht sey als der Aberglaube. Man hat daraus eine heimliche Neigung dieses sonst sehr belesenen und scharfsinnigen Mannes gegen die eigentlich sogenannte Gottlosigkeit schließen wollen: Ja einige, die mit dem Namen der Atheisten gar zu freygebig sind, haben nicht ermangelt ihn sogleich dafür auszzurufen. Ich bin derjenige nicht, der sich fremder Irrtümer teilhaftig zu machen geneigt ist; kann doch aber eine solche Beschuldigung gar nicht billigen. Überhaupt wollte ich wünschen, daſs es niemals einen einzigen gegeben hätte, der sich zu einer so törichten Meynung, als die Gottesleugnung ist, im Ernste bekannt hätte. Es ist eine große Schande für das menschliche Geschlecht, wenn sich nur einige Personen darunter finden, die sich ihrer Vernunft so wenig zu gebrauchen wissen, daſs sie auf dergleichen handgreiflichen Irrtum verfallen können. Und daher sehe ich diejenigen gleichsam für Feinde des Vaterlandes und Lästerer der menschlichen Natur an, die sich mit aller Gewalt bemühen, die Zahl der Atheisten zu vergrößern. Sie beschimpfen ihr eigenes Geschlecht dadurch, und tun gewiſs der Religion selbst keinen Dienst damit. Je mehr gelehrte Leute man in die Zahl der Atheisten setzet, desto wahrscheinlicher macht man den Einfältigen, die sich

durch das Vorurteil des Ansehens regieren lassen, diese ungereimte Torheit. Und je größer der Ruhm ist, den solche Lichter der gelehrten Welt durch ihre Wissenschaft und Schriften sich zuwege gebracht, desto mehr sollte man sich bemühen, sie von der Parten der Ungläubigen abzuziehen, und so viel sichs tun läßt, auf die Seite der Religion zu bringen.

Was den berühmten Bayle insonderheit anlangt, so wollte ich nicht gern, daß man uns einen so fähigen Geist und ungemeinen Verstand abspenstig machen und in die Rolle unserer Widersacher schreiben möchte. Denn mich dünkt immer, daß derselbe von dem Laster der Atheisterey ganz frey gewesen sey, und ich finde noch gar nichts in seinen Schriften, was mich auf die gegenseitige Meynung bringen könnte. Verteidigt er in seinen Gedanken über den Kometen von 1680, daß die Atheisterey nicht so schändlich und abscheulich, auch gegen Gott selbst nicht so ehrenrührig sey, als die heydnische Abgötterey: so scheint er mir dieses mehr aus Haß gegen den Aberglauben, als aus Neigung zum Unglauben zu tun. Und dieses getraue ich mir aus allen Blättern seines Buches erweislich zu machen. Als ein guter Philosoph und aufgeräumter Kopf, konnte er alle die Torheiten der Abergläubischen unmöglich anders, als mit einem großen Abscheu und Verdruß ansehen. Denn das Verderben derer, die in solchen törichten Phantaseyen stecken, ist viel größer, als daß es nur ausgelacht zu werden verdienen sollte. Pflegt es doch oft zu geschehen, daß man, um ein heftiges Misfallen über etwas zu bezeigen, gar das Gegenteil davon erhebt und ihm vorzieht: nicht als ob man dasselbe loben oder billigen wollte; sondern weil man das entgegengesetzte Übel dadurch desto verhaßter machen will. So spricht mancher zuweilen, daß er lieber den Stein als die Gicht haben, lieber

ersaufen als verbrannt werden wolle. Wer wollte aber deswegen glauben, derjenige, der solches spricht, habe eine heimliche Neigung zu den Steinschmerzen, oder zum Ersaufen? Eben so geht es mit Baylens Meynung. Er hat nicht die Atheisterey als erträglich, sondern den Aberglauben als was abscheuliches vorstellen wollen.

Meinesteils halte ich dafür, daß Atheisterey und Aberglauben an und für sich selbst zwey gleich abscheuliche Dinge sind. Der Irrtum dünkt mir eben so groß, wenn man Holz und Stein, Hunde und Affen für Gott hält, als wenn jemand gar Gott leugnet. Beydes ist ungereimt, und kann nur von sehr ungeübten und unrichtigen Köpfen für wahr gehalten werden. Was ist es hier nötig zu streiten, welches besser oder schlimmer sey? Man muß beydes, so viel möglich, auszurotten und aus der Welt zu vertilgen suchen. Was liegt uns daran, ob ein hitziges Fieber ärger oder erträglicher sey, als die rote Ruhr? Wer seine Gesundheit liebt, wird sich vor beyden mit gleicher Sorgfalt in acht nehmen.

Sehe ich indessen das menschliche Geschlecht überhaupt an, so finde ich in allen Zeiten und Orten, in allerley Ständen, Geschlechtern und Altern eine viel größere Neigung zum Aberglauben als zur Atheisterey. Es ist noch nicht erwiesen, ob es jemals ein Volk gegeben, welches nichts von einer Gottheit gewußt, oder ein höchstes Wesen gar geleugnet habe. Allein gesetzt, daß man eine solche Nation gefunden hätte, was würde dieselbe gegen so viel tausend abgöttische Völker ausmachen? Nichts mehr, als ein Tropfen gegen das Weltmeer, und ein Maulwurfshügel gegen den ganzen Erdboden austrägt. Denn gegen einen einzigen Atheisten würde man allzeit eine Million abergläubische Götzendiener antreffen. Woher dies komme, mag ich itzo nicht untersuchen.

Genug, dass die Erfahrung es lehrt, und die Geschichte aller Jahrhunderte es vollkommen bestätigen.

Je allgemeiner eine schädliche Seuche wird, desto mehr muss man sich bemühen, dieselbe auszurotten: und je mehr das menschliche Geschlecht zum Aberglauben geneigt ist, desto eifriger sollte man dawider streiten. Es ist ein löblicher Eifer, womit im vorigen und itzigen Jahrhundert die größten Gottesgelehrten wider den Unglauben gekämpft; und ich habe die meisten Schriften von der Wahrheit der Religion mit großem Vergnügen gelesen. Allein ich wundere mich, warum diese scharfsinnigen Verfechter des Glaubens, nicht auch an den Aberglauben gedacht. Es sind mir in der Tat sehr wenig Bücher bekannt, die in neueren Zeiten ausdrücklich dawider geschrieben worden. Wollte man argwöhnisch seyn, so könnte man auf die Gedanken kommen, als wenn sich derselbe besser mit dem Christentum reimen müsste, als der Unglaube. Doch es wäre ungereimt, dieses nur zu gedenken. Eins ist der wahren Religion sowohl zuwider als das andere, und eben deswegen nimmt michs Wunder, warum man wider eins von den beyden Übeln so viel große Bücher verfertigt, wider das andere aber so seltsam, und fast nur beyläufig einige schwache Erinnerungen gegeben: Warum man wider den Unglauben die gründlichste Art im Denken und Schließen gebraucht; wider den Aberglauben aber nur obenhin geeifert: Warum man wider die wenigen Atheisten alle Kräfte der Vernunft zusammen genommen; wider die albernsten Torheiten aber, die doch weit häufiger im Schwange gehen, fast nichts bündiges und überzeugendes vorzubringen bemüht gewesen. [82]

Ich rede hier nur von unseren Zeiten: Denn mir ist nicht unbekannt, was in der alten Kirche die gelehrtesten von den Vätern derselben, wider die

heydnischen Greuel geschrieben. Sie brauchen alle Waffen der gesunden Vernunft, wenn sie wider die Vielgötterey streiten und schlagen ihre Widersacher damit gänzlich zu Boden. Sie wissen das auslachenswürdige Wesen des Götzendienstes aufs scharfsinnigste zu entdecken, und zeigen die dabey vorkommenden Torheiten so erklärlich, dass allen ihren Gegnern das Maul gestopft wird. Ganz anders ist es beschaffen, wenn sie ihre eigene Lehrsätze zu behaupten anfangen. Da sind ihre Beweise niemals so stark, so deutlich, so gründlich und so überführend als dort; und da dieses nicht an den Wahrheiten, so sie verteidigten, sondern an ihrer Geschicklichkeit lag, so ist es kein Wunder, dass sie in diesem Stücke von unsern neuern Gottesgelehrten weit übertroffen worden. Man hat nämlich heutzutage das Christentum weit besser wider seine Feinde zu behaupten gewusst, als vorzeiten geschehen: Man hat die Wahrheit der natürlichen und geoffenbarten Religion auf eine unumstößliche Weise dargetan. Aber hingegen hat man den Aberglauben lange so glücklich und fleißig nicht bestritten, als man in der alten Kirche getan.

Vielleicht denkt hier jemand: dieses sey nicht nötig, nachdem die heydnische Abgötterey aus Europa verbannt und das Christentum überall eingeführt worden. Allein man irrt sich dabey. Das Heydentum ist nicht allein des Aberglaubens schuldig gewesen: Auch die wahre Religion hegt eine schreckliche Anzahl abergläubischer Leute bey sich. Nicht nur die grobe Abgötterey ist eine solche Torheit; auch die gemeinen Einbildungen von Hexereyen, von Gespenstern, von Träumen, vom Wahrsagen, vom Schatzgraben und andern solchen Alfanzereyen, sind lauter Arten des allerdümmsten Aberglaubens. Gleichwol herrscht der meiste Teil davon mitten in der Christlichen Religion. Man glaubt Erscheinungen

der Geister und abgeschiedenen Seelen: Man hält dafür, dass es Wettermacher, Krystallseher, Traumdeuter, Segensprecher, Hexenmeister, Beschwörer und Teufelsbanner gebe. Man fürchtet sich vor Kometen und andern natürlichen Dingen. Man hält gewisse Tage und Stunden für glücklich und unglücklich. Man schreibt gewissen Figuren, Zeichen und Karakteren eine geheime Kraft zu. Man legt gewissen Worten, so etlichemal wiederholt werden, eine unbegreifliche Wirkung bey. Man punktiert, man kabbalisirt, chiromantisirt, prophezeyt und schwärmt auf tausendfältige andere Weise, die man unmöglich alle namhaft machen kann. Und das tun nicht nur die Einfältigsten unter uns. Nein, auch diejenigen, die sich ihres Standes und Vermögens halber klug dünken; ja so gar viele, so sich Gelehrte nennen lassen, sind in solchen Grillen ersoffen. Ist das nun nicht Aberglaubens genug? Schickt sich das für Christen, für das auserwählte Volk, für die Anbeter des wahren Gottes? Sollte man dawider nicht schreiben, predigen, eifern und streiten? Sollte da nicht billig eine große Menge gründlich gelehrter Männer aufwachen und mit vereinigten Kräften diesem Unheile zu steuern suchen? 83

In Wahrheit: es wäre zu wünschen, dass noch zehn Baylen aufstünden, und mit allem ihrem Witze und Verstande sich dem Aberglauben widersetzen möchten. Diese Lernäische Schlange hat freylich wol an dem itztgedachten Skribenten einen starken Herkules gefunden; und es ist gewiss, dass er dem Reiche der Torheit durch seine gelehrten Schriften einen gewaltigen Abbruch getan. Allein wie hat er einem solchem vielköpfigen Ungeheuer allein gewachsen seyn können? In allen Ländern, in allen Provinzen, in allen Städten und Flecken müssten Leute von seiner Art aufstehen; und doch würde man noch

Mühe haben, den Pöbel von allen seinen Phantasien zu befreyen. Der Aberglaube ist allgemein, er ist mannigfaltig, er ist tief eingewurzelt; er wird endlich auch oft von den Lehrern der Religion selbst unterstützt. Dieses alles macht seine Ausrottung desto schwerer. Was man an einem Orte ausreißt, das wächst anderwärts desto besser. Wenn man eine Art des Unkrautes vertilgt, so entspringt an seiner Stelle ein anders. Wenn man eins mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben denkt, so steckt doch die tiefste Wurzel noch verborgen und sprießt mit der Zeit wieder hervor. Und was man endlich mit großer Mühe ausgejätet und aus dem Wege geräumt hat, das wird unvermerkt von einem andern, der es oft so böse nicht meynt, desto häufiger von neuem gepflanzt.

Auf diese Betrachtungen hat mich dasjenige gebracht, was wir aus den neulichen Zeitungen aus Ungarn gelesen haben. Man hat daselbst die Einfalt begangen, mehr als ein Dutzend Menschen schrecklicher Weise am Leben zu strafen, weil sie Hexenmeister gewesen, und Wetter gemacht haben sollen. Man hat uns solche seltsame Umstände davon berichtet, dass sich auch kluge Kinder des Lachens darüber nicht enthalten können. Z. E. Ein junges Mensch soll sich mit dem Satan fleischlich vermischt haben. Eine starke und sehr völlige Weibsperson soll auf der Wage nur etliche Lote schwer befunden worden seyn, und das ist der Beweis ihrer Zauberey oder die Hexenprobe gewesen, u. d. m. Heißt das nicht, bey hellem Mittage tappen, und mitten im Christentume einen mehr als heydnischen Aberglauben begehen?

Im 833 Jahr nach Christi Geburt lebte ein Bischof zu Lion, St. Agobard genannt, der zu seiner Zeit wider solche Torheiten heftig geeifert. Man

bildete sich an seinem Orte ein, daſs es gewisse Hexen gäbe, die nach Belieben Sturm, Blitz, Schlossen und Hagel erweckten, und mit Fleiß die Felder verdarben, damit sie gewissen Einwohnern des unbekannten Landes Magonia das zerschlagene Getreyde verhandeln könnten, als welche, dasselbe abzuholen, mit Zauberschiffen durch die Luft gesegelt kämen. Und diese Phantasie hatte so sehr überhand genommen, daſs der gute Bischof einesmals viel Mühe hatte, drey Männer und ein Weib aus den Händen des Pöbels zu retten; weil man dafür hielt, daſs selbige aus solchen Luftschiffen heruntergefallen wären. Wider diese Torheiten schrieb er nun ein eigenes Buch, und beklagte sich darin ausdrücklich: Daſs sich dergleichen Narrheiten unter den Christen ausgebreitet, die man auch unter den Heyden nicht geglaubt haben würde. Allein was war das Wunder? Itzo hat das Christentum schon fast 1000 Jahre länger gestanden, und wir sind doch nicht klüger geworden! 84

Dreyzehntes Blatt.

LXXII.

Da ich mit meinem neulichen Schreiben an den Großvezier in Konstantinopel so glücklich gewesen, eine erwünschte Antwort zu erhalten: so habe ich es für meine Schuldigkeit erachtet, auch an den König in Portugal in eben dergleichen Absichten zu schreiben. Der Okzident geht einen redlichen Weltbürger nicht weniger an, als der Orient; und ich habe mich also genötigt gesehen, auch diesem preiswürdigen Potentaten mein Vergnügen an den Tag zu legen, so ich, um verschiedener Ursachen willen, über sein weises Regiment verspürt habe. Wollen meine Leser denken: Der König werde nach dem Beyfalle eines Ausländers von schlechtem Herkommen, Vermögen und Stande nicht viel fragen; und also sey meine Arbeit vergeblich: So kann ich ihnen ihre Gedanken leicht lassen. Vielleicht denkt man in Portugal anders! Gesetzt aber, man dächte ebenso: Was gehts mich an? Ich habe das meine getan; und werde mich wenig bekümmern, was es wirkt und wie es aufgenommen wird. Ein Weiser sieht nur auf das, was er selbst tut, und ist zufrieden, wenn er seine Pflicht erfüllt hat. Anderer Leute Betragen dabey macht ihm keinen Kummer. Hat aber mein Schreiben außerhalb Deutschland keine Wirkung, so soll doch dieser Abdruck desselben in unserm Vaterlande nicht ganz vergeblich seyn. Es lautet also:

Allerdurchlauchtigster 2c.

Eure Majestät empfangen dieses untertänigste Schreiben von einem Deutschen Philosophen mit Namen

Biedermann, der dasjenige in der Tat zu seyn beflissen ist, was seine Benennung andeutet. Ich achte die ganze Welt für mein Vaterland, und sehe das ganze menschliche Geschlecht, nicht nur für meine Landesleute, sondern für meine Verwandte an. Alles Gute, was ich darin wahrnehme, erfreut mich, und alles Böse, was darin vorfällt, geht mir zu Herzen. Daher bemühe ich mich, so viel in meinen wenigen Kräften steht, jenes zu befördern, dieses hingegen auf alle mögliche Weise zu hindern. Diese Abbildung von meiner Gemütsart wird diejenige Freyheit rechtfertigen, die ich mir nehme, indem ich Euer Majestät durch dieses Blatt dasjenige Vergnügen entdecken will, welches ich seit einiger Zeit über Dero weise Regierung gespürt; sobald nur die Nachrichten davon in unseren nördlichen Landschaften bekannt geworden.

Eure Majestät haben vor etlichen Jahren schon dero großen Geist und durchdringenden Verstand durch die Liebe der Gelehrsamkeit an den Tag gelegt. Die vortreffliche Akademie, so von Denselben gestiftet worden, und ihren besonderen Fleiß in Untersuchung der Portugiesischen Historie bereits durch viele gelehrte Bücher erwiesen hat, ist mit Recht ein Licht Ihres Königreichs und Vaterlandes zu nennen. Eure Majestät haben dasselbe angezündet, und dadurch nicht nur eine gemeine landesväterliche Sorgfalt gegen dero Untertanen erwiesen; sondern auch eine recht königliche Großmut dabey spüren lassen. Diejenigen großen Geldsummen, die sie, gleich anderen Monarchen, auf unnötige Kriege, Flotten und Armeen, auf überflüssige Lustbarkeiten und vergebliche Pracht, auf Schauspiele und Gärten hätten verwenden können, die haben Sie lieber zu Beförderung der Wissenschaften und zum Behufe der Gelehrsamkeit bestimmen wollen. Das prächtige Astronomische Observatorium, welches Eure Majestät erbaut und mit allen Notwendigkeiten versehen haben, wird auch dero wahre Ehre bey den Nachkommen besser ausbreiten, als wenn Sie ein

großes Zeughaus oder gar eine unüberwindliche Festung angelegt hätten.

Doch dieses ist die Hauptabsicht meines Schreibens nicht. Die Religion und wahre Staatskunst sind diejenigen Stücke, weswegen Eure Majestät das größte Lob verdienen. Sie suchen sich durch einen recht Königlichen Entschluss von dem Joche des Römischen Stuhles loszureißen, dessen Bürde dem vernünftigen Teile der Welt längst unerträglich geschienen. Die Majestät der Großen auf Erden selbst leidet Not, wenn dieser eingebildete Statthalter Christi, wider das Verbot seines Heylandes, seine Herrschsucht blicken lässt und auch gekrönte Häupter zu seinen Vasallen zählen will. Dieser Stolz eines geistlichen Vaters hat Eurer Majestät billigen Zorn erweckt, und Sie haben sich derjenigen Mittel bereits bedient, dadurch Sie dem päpstlichen Hofe zeigen können, dass itzo die Zeiten vergangen sind, da auch Kaiser den H. Vater als einen halben Gott verehren, und fast gar anbeten mussten.

Eure Majestät könnens nicht glauben, wie sehr sich alle Protestantische Länder über den guten Anfang freuen, den selbige in Behauptung dero Königlichen Ansehens gemacht. Welch einen Stoß würde das Reich der Finsternis, ich meyne das Papsttum, nicht kriegen, wenn das Licht des Evangeliums, welches in unserm Norden so helle leuchtet, auch am äußersten Ende von Europa aufgehen sollte! Wir lesen hier mit dem größten Abscheu die Gottlosigkeiten die unter den Spanischen und Italienischen Pfaffen und Mönchen vorgehen; so wie uns dieselben ein abgetretener Spanischer Geistlicher beschrieben. Das Buch heißt in unserer Sprache der Dietrich der Römischen Kirchen, und ist neulich durch eine gute Übersetzung fast in jedermanns Hände gebracht. Wir wissens nicht, ob es in Portugul eben so arg zugehe; können aber leicht vermuten, dass Euer Majestät preiswürdiger

Eifer, all dem Unheil bald würden zu steuern wissen, wenn es Denselben nur bekannt werden sollte.

Nichts befürchten wir mehr, als daß etwa E. M. nachlassen möchten, dero gerechteste Absichten auszuführen und die Vorrechte der Königlichen Würde wider den Römischen Bischof zu behaupten. Man weiß, wie schlau und verschlagen die katholische Geistlichkeit ist; und Luzern hat uns neulich in der Schweiz eine augenscheinliche Probe davon gewiesen. Als man die feste Hoffnung hatte, es würde diese Republik in dem angefangenen Eifer für die Reformation ihrer Kirche fortfahren; so vernahm man unverhofft das Gegenteil. Sie wurde matt und versöhnte sich mit dem Papste, der aus politischer Klugheit etwas gelindere Saiten aufzog. Eben das wird gegen E. M. auch ehestens geschehen. So klug ist der Römische Papst schon geworden, daß er den Donner seines Bannes nicht mehr hören läßt. Er weiß wol, daß die heutige Welt nicht sonderlich davor erschrecken würde. Darum hält er denselben lieber zurück, und sucht lieber durch ein verschmitztes Nachgeben die Widerspenstigen zu gewinnen. 86

Aber um Gottes Willen! lassen sich doch E. M. durch kein solches Nachgeben des Päpstlichen Stuhls verleiten, Dero Ansehen etwas zu vergeben, und sich dem Joche von neuem zu unterwerfen, welches Sie einmal so beherzt abzuwerfen angefangen. Von der Inquisition müssen Dieselben sich vor allen Dingen zu befreyen suchen. Dieses ist das abscheulichste und grausamste Gericht von der Welt. Aberglaube und Tyranney herrschen darin, und der schrecklichste Gewissenszwang ist das tägliche Handwerk desselben. So lange nun Eure Majestät dasselbe nicht gänzlich legen werden, können Sie selbst auf ihrem Throne nicht sicher seyn, darauf Sie doch von Gott selbst, zum Besten so vieler Völker gesetzt worden. Denn wem ist die gottlose Lehre der Mitglieder solcher Gerichte nicht bekannt, daß man

einen Ketzerischen König nicht nur ohne Sünde ums Leben bringen könne; sondern noch dazu eine göttliche Belohnung dafür zu gewarten habe.

Was für eine handgreifliche Probe der Unwissenheit und Torheit dieser Inquisition hat man uns nicht neulich noch berichtet! Mehr als zwölf Personen sind, teils des Judentums, teils des Lasters der Zauberey halber, aufs härteste bestraft worden. Von den Juden will ich jetzo nichts gedenken. Es erforderts vielleicht die Wohlfahrt der Portugiesischen Nation, daß man dieses Gesindel nicht leiden will; und alsdann ist es billig, sie wegzuschaffen. Wäre aber dieses nicht, so könnte auch die Verurteilung solcher Leute für nichts billiges angesehen werden. Wer hat uns Menschen zu Richtern über die Gewissen anderer Leute bestellt? Ein jeder wird für sich selbst dermaleins Rechenschaft geben müssen: Also mag auch ein jeder nach seinem Erkenntnisse glauben und leben.

Ich erwähne für diesmal nur der Hexereien, die man so hart bestraft hat. Ist denn das Erkenntnis von der Nichtigkeit der Hexenprozesse noch nicht bis in E. M. Staaten gedrungen? Glaubt man daselbst noch die Torheiten, die ganz Europa schon längst ausgelacht hat; außer daß in Ungarn neulich noch dergleichen Einfalt begangen worden? Es kann seyn, daß die vorgegebenen Zauberer ihrem Nächsten durch allerley heimliche doch natürliche Künste Schaden zugefügt. Aber dafür hätte man sie nach Beschaffenheit dieses Schadens, nur nicht als Hexenmeister, strafen können. Das ist indessen die Blindheit derjenigen Örter, wo man sich schlechterdings dem Ausspruche der Geistlichkeit unterwirft, nichts mit eigenen Augen sieht, auch seinen Verstand nicht zu brauchen weiß. Es fehlt ihnen an nichts so sehr, als an einer freyen Philosophie; welche aber nimmermehr ins Aufnehmen kommt, so lange man blindlings glauben muß, was die Römische Kirche glaubt, und zum Ketzer

gemacht wird, wenn man entweder deutliche Erklärungen oder gründliche Beweisgründe von ihren Lehrsätzen fordert.

Ich halte E. M. vielleicht gar zu lange auf: Allein was kann einem so erlauchten Monarchen zu langwierig seyn, wenn es demselben in seinem wahrhaftig Königlichen Unternehmen die gebührende Hochachtung bezeugt. Ich tue noch mehr. Ich wünsche E. M. Glück zu alle dero bevorstehenden großmütigen Entschließungen! Gott erleuchte Dero geheiligte Person mehr und mehr, und stärke Sie in Vollführung seines Willens. Das Licht 87 der Evangelischen Wahrheit müsse bald von einem Ende der Erden bis zum andern scheinen, und endlich die ganze Welt mit seiner Klarheit erfüllen! Eure Majestät unterstützen nur wie bisher die Liebhaber der Gelehrsamkeit. Dieses ist das sicherste Mittel, den Römischen Aberglauben einsehen zu lernen. Jemehr die Portugiesische Akademie die alte Geschichte durchsuchen wird, desto deutlicher wird es erhellen, wie sich nach und nach die Gewalt des Papsttums eingeschlichen, und wie es sich den Königl. Zepter selbst endlich unterworfen habe. Ich habe das Glück mich in aller Untertänigkeit zu unterschreiben als Eurer Königl. Majestät rc.

Mein Herr,*

Sie haben uns schon verschiedene Male von dem Aberglauben Ihre Gedanken eröffnet, und denselben als ein anderer Bäyle mit den gründlichsten Vernunftschlüssen zu dämpfen gesucht. Ich meinesteils bin eben sowol ein Feind desselben als Sie, und wollte wünschen, daß ich ihn allenthalben auf einmal mit Stumpf und Stil ausrotten könnte. Unser Leipzig ist zwar so ziemlich von diesem Übel befreyt, und man wird kaum einen Ort in Deutschland finden, wo weniger Torheiten geglaubt würden. Doch klebt unserm Pöbel noch allezeit etwas von der alten Schwachheit an; und er kann sich nicht

* Auch im Original folgen dieser und der nächste Brief ohne jede Überleitung dem Schreiben an den König von Portugal.

entschließen, alle Phantasien seiner Vorfahren zu vergessen. Neulich hat man sich mit einer Prophezeyhung herumgetragen, daſs die ganze Stadt an dem gestrigen Tage mit Feuer untergehen sollte. Der gemeine Mann hielt dieses schon für ein halbes Evangelium; ja sogar der vornehme Pöbel stand in nicht geringer Bekümmernis. Auf der Gasse, wo das Feuer, der Prophezeyhung nach, auskommen sollte, versah sich ein jeder mit Wasser, und ich glaube, daſs die vorige Nacht alles wird wach gewesen seyn. Allein dem ungeachtet sind unsere Propheten zu Lügnern geworden. Leipzig steht gottlob noch, und hat nicht die geringste Gefahr auszustehen gehabt. Ich habe Ihnen mit Fleiß nicht eher Nachricht von dieser abergläubischen Furcht geben wollen, als bis der angesetzte Tag verflossen: denn nunmehr kann man die Einfalt der Leichtgläubigen desto sicherer auslachen. Was man von einem Gespenste der Zeit bey uns geschwatzt, so sich außerhalb dem Tore an einem gewissen Garten soll sehen lassen, das ist ohne Zweifel eben so gewiſs als das obige. Ich habe Ihnen hierdurch noch mehr Gelegenheit geben wollen, auch an unsern Ort zu denken, und auch die Torheiten, so bey uns im Schwange gehen, womöglich abzustellen. Ich nenne mich mit besonderer Hochachtung Dero ergebensten Diener

Leipzig, den 18. Sept. 1728. **Adeisidämon**

Hochgeehrtester Herr Biedermann,

Gestern Nachmittag befand ich mich in dem Städtlein Mutzschen. Als ich nun daselbst bey dem Stadtrichter ein paar Hufeisen, woran wider die Gewohnheit Ringe waren, an der Wand hängen sah und nicht erraten konnte, was sie bedeuten sollten; so fragte ich den Stadtrichter deswegen. Dieser gab mir zur Antwort: Daß er sie brauche, wenn etwas, vermittelst eines umlaufenden Zettels, der Bürgerschaft sollte bekannt gemacht werden.

Denn er bände sodann gedachte Zettel daran, dass sie von den Kindern und andern, die ihnen gleich sind, nicht sogleich zerrissen oder sonst verlegt werden könnten, und also der Umlauf nicht gehemmt würde. Ein gleiches, setzte er hinzu, würde auch in vielen Dörfern beobachtet. Hierbey fiel mir ein, dass hiervon unfehlbar das Sprichwort: Einem ein Hufeisen aufschlagen, müsste entsprungen seyn; weil vielleicht ein dergleichen Richter, vermittelst eines Umlaufs mit dem Hufeisen, falsche Anlagen gemacht, und also diese Gewohnheit mag gemisbraucht haben. Ich nehme mir die Freyheit, diese meine Anmerkung mitzuteilen, weil ich weiss, dass Sie an Verbesserung der alten Deutschen Sprache, und folglich auch an Erklärung und Untersuchung der darin vorkommenden Sprichwörter Belieben haben. Ich bin ꝛc.

Ernst von Cypressen-Wald. [88]

Vierzehntes Blatt.

LXXIII.

Man liest, daß ein französischer Abgesandter, den der H. Ludwig an den Sultan zu Damaskus geschickt, einmal eine Weibsperson auf der Gasse gesehen, die in der einen Hand Feuer, und in der andern ein Gefäß mit Wasser getragen. Dieser ungewöhnliche Anblick kam ihm gleich so seltsam vor, daß er sich nicht enthalten konnte, sie zu fragen, zu was Ende sie zwey so widerwärtige Elemente zugleich trüge, und was sie damit vorhätte? Hierauf erwiderte die Frau mit einem ernsthaften Gesicht: Mit dem Feuer bin ich willens das Paradies in Brand zu stecken, und mit dem Wasser will ich die höllischen Flammen auslöschen; damit inskünftige kein Mensch mehr aus Furcht vor der Strafe, oder aus Hoffnung der Belohnung; sondern aus reinem Herzen und bloßer Hochachtung für ein so majestätisches Wesen, Gott dienen möge.

Wenn ich den vortrefflichen Begriff von der Tugend und Gottseligkeit erwäge, den dieses Mohamedanische Weib gehabt; so werde ich voller Scham und Eifer, daß sich unter uns Christen so wenige finden, die es ihr hierin gleich tun, geschweige dasselbe übertreffen sollten. So klein auch die Anzahl derjenigen ist, die sich mit Ernst der Tugend befleißigen: so wenig richtige Bewegungsgründe wird man bey ihnen wahrnehmen, wenn man sie befragt, warum sie sich der Frömmigkeit ergeben? Sie wollen der ewigen Verdammnis entgehen; sie wollen

in den Himmel kommen: das ist alles, was sie antworten würden, wenn sie aus Herzensgrunde reden sollten. Die Liebe Gottes ist nur ein bloßer Vorwand. Oder wenn sie ihn ja lieben, so lieben sie ihn aus Eigennutz: das ist, weil sie gehört haben, dass Gott diejenigen, so ihn lieben, mit einer ewigen Glückseligkeit beschenken werde. Nehmt nur diese Gedanken aus den Herzen der allerbesten Christen; so werdet ihr aller ihrer Frömmigkeit auf einmal ein Ende machen.

Betrachte ich die innerliche Beschaffenheit der menschlichen Natur, darin gewiss nichts so tief eingewurzelt ist, als das Verlangen nach Glückseligkeit überhaupt; so kann ich freylich die Begierde nach dem Himmel und den Abscheu vor der Hölle nicht tadeln. Sie ist eine Quelle vieles Guten, welches gewiss nachbleiben würde, wenn es dem Menschen gleich viel wäre, ob er selig oder verdammt würde; wenn er von der Unsterblichkeit der Seelen nichts wüsste; oder von Strafen und Belohnungen nach diesem Leben nichts glauben möchte. Und ich verehre deswegen den Urheber des menschlichen Geschlechts und aller Dinge, dass er nicht allein diese Triebfeder zur Tugend, ich meyne die Begierde glücklich zu werden, so tief in die Seelen seiner vernünftigen Geschöpfe verborgen, sondern ihnen auch von dem verschiedenen Zustande der Geister nach dem Tode, durch Vernunft und Offenbarung eine zulängliche Erkenntnis geben wollen. Denn da bey all diesem Erkenntnisse und innerlichem Triebe, dennoch so wenig wahre Tugend unter den Menschen im Schwange geht; was würde nicht geschehen, wenn man die Sterblichkeit der Seelen öffentlich lehren und behaupten oder auch erweisen möchte, dass Himmel und Hölle nichts wären?

Ohnedem gibt es ja die Erfahrung, dass auch diese, obwol starken und nachdrücklichen Bewegungs-

89

gründe eines frommen und tugendhaften Lebens dennoch diejenige Wirkung nicht tun, die man von ihnen vermuten sollte. Dass wir in Friede und Ruhe bey einander leben, dass man nicht mordet, stiehlt, raubt, oder andere öffentliche Laster begeht, die das gemeine Wesen zu Grunde richten würden; das kommt gewiss nicht von der Furcht vor der Hölle, gewiss nicht aus Begierde nach dem Himmel her. Die Furcht vor der weltlichen Strafe ist der gewöhnlichste Bewegungsgrund, warum man die gröbsten Laster unterlässt. Wären nur keine Obrigkeiten, keine Gefängnisse, Festungen, Zuchthäuser, Galgen und Räder in der Republik zu befürchten: Was gilts, wir würden nicht eine Stunde unsers Lebens sicher seyn; man möchte noch so fleissig von Himmel und Hölle predigen. Die dunkle Hoffnung einer weit aussehenden und folglich sehr ungewissen Glückseligkeit würde nicht den geringsten Eindruck, den ein gegenwärtiger Nutzen, eine sinnliche Lust, eine empfindliche Ehre bey Unvernünftigen macht, überwinden können. Und die zweifelhafte Furcht vor einem angedrohten höllischen Feuer, welches man itzo weder rauchen sieht, noch prasseln hört, sondern nur glauben muss, würde nicht die geringste Reizung zur Ungerechtigkeit, Rachgier, Unzucht, Tyranney und Geiz überwiegen können.

Wäre das Verlangen nach einer himmlichen Herrlichkeit und der Abscheu vor einer ewigen Marter der Bewegungsgrund derer, die weder morden, noch stehlen, noch Gewalt üben, noch ihrer Rachgier folgen: so würden sie zu gleicher Zeit auch mässig in Speise und Trank, auch demütig in Kleidung und Geberden, auch keusch in Worten und Werken, auch wohltätig, dienstfertig, geduldig, gelassen und zufrieden seyn. Eben die Belohnungen und Strafen, die bey öffentlichen Tugenden und Lastern zu hoffen und zu be=

fürchten sind, sind auch auf diese letztern gesetzt. Wo sieht man aber alle diese Tugenden im Schwange gehen, und die ihnen entgegengesetzten Laster vermeiden? Die ehrlichsten Leute, die rechtschaffensten Bürger in einer Republik sind darum nicht schamhafter, nüchterner, milder, leutseliger, freundlicher und barmherziger. Die Wollust, Trunkenheit, Verschwendung und Pracht, der Geiz, Übermut, Stolz, Wucher und Ehebruch, das Mistrauen, Murren, Prahlen, Spielen, Afterreden, Verleumden, Lästern und Fluchen herrscht ja überall. Und wie kommt das? Sind etwa alle diese Laster nicht verdammlich? Kann man irgend dadurch den Himmel verdienen? Nein gar nicht! Die Obrigkeit pflegt nur solche Laster nicht zu strafen; das ist die ganze Ursache, warum sie nicht nachbleiben. Oder sie werden zum Teil so heimlich begangen, dass die weltlichen Gesetze sich darauf nicht haben erstrecken können.

Was folgt nun hieraus? Soll man irgend eine Verdammnis lehren, die nicht ewig, sondern nur etliche tausend Jahre dauern wird? Dieses ist die Meynung derer, so die Wiederbringung aller Dinge glauben, und dafür halten, weil man nunmehr schon so viel tausend Jahre die Ewigkeit der 90 Höllenstrafen geprediget, und doch nichts damit ausgerichtet: so solle man einmal anfangen gelindere Saiten aufzuziehen, und zu versuchen, ob man durch eine sanftere Vorstellung der unendlichen göttlichen Liebe, so auch die Verdammten dereinst selig machen will, vielleicht mehr ausrichten werde? Das ist, meines Erachtens, eine vergebliche Hoffnung. Hat die Furcht vor einer ewigen Verdammnis keinen genügsamen Einfluss in den Willen gehabt, und keine Besserung der Sitten zu wirken vermocht; was wird die gelindere Strafe ausrichten? Es ist wahr, die Liebe gegen jemanden ist bisweilen kräftiger in

Lenkung der Herzen und Bezwingung gewisser Neigungen, als die Furcht. Was tut man einer herzlich geliebten Person nicht zu Gefallen? Was oft kein Tyrann durch tausend Martern von jemandem erzwingen würde; das vollzieht ein Herkules, dem Willen einer schönen Omphale ein Genügen zu tun. Aber wie stark müsste nicht eine solche Liebe Gottes in den Herzen der Menschen geworden seyn, wenn man diese Wirkung von ihr hoffen wollte? Und ist es wol zu vermuten, dass der größte Teil des menschlichen Geschlechts, so wie wir es itzo vor uns sehen, zu einer so zärtlichen Empfindung gegen das unsichtbare Wesen fähig und vermögend sey?

In dieser Absicht habe ich mich allezeit gewundert, wie es doch zugegangen, dass die Sadduzäer, eine jüdische Sekte zu Christi Zeiten, einen so ordentlichen und unsträflichen Wandel geführt; ohngeachtet sie weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Geister geglaubt. In der Tat finden wir, dass die Pharisäer dieses alles geglaubt und, als strenge Rechtgläubige, wider jene aufs eifrigste behauptet; aber dennoch von Jesu als die gottlosesten Leute und gröbsten Heuchler beschrieben worden. Die Sadduzäer werden zwar beschuldigt, dass sie geirrt und die Schrift nicht gewusst, wenn sie die Auferstehung der Toten geleugnet: Aber nirgends wird man wider ihr böses Leben eine Strafpredigt antreffen. Sie müssen also wol eifrige Beobachter des göttlichen Gesetzes, und strenge Schüler Mosis gewesen seyn; dessen Bücher allein sie für göttlich ansahen. Man löse mir dieses Rätsel, wenn man kann. Ein Pharisäer glaubt die Unsterblichkeit der Seelen; er glaubt Himmel und Hölle, das ist Strafe und Belohnung nach dem Tode: und er lebt doch dabey gottlos. Ein Sadduzäer glaubt, seine Seele sterbe mit dem Leibe; es sey weder Seligkeit noch Verdammnis nach dem Tode

zu gewarten: und doch lebt er wohl, verehret Gott und hält seine Gebote. Haben diese nicht einen besseren Begriff von Tugend und Lastern gehabt, als die Pharisäer selbst; ungeachtet sie in so viel andern gefährlichen Irrtümern gesteckt?

Noch mehr muss ich mich über die alte Epikurische Sekte unter den Weltweisen wundern. Ihr Urheber hatte sehr irrige Meynungen von der Gottheit. Er glaubte keine Vorsehung, weil er dafür hielt: Gott würde sich in seiner glückseligen Ruhe stören, wenn er sich um alle Kleinigkeiten dieser Welt bekümmern sollte. Die menschliche Seele war seiner Einbildung nach aus kleinen Stäubchen zusammengesetzt, welche sich im Tode wider zerstreuen würden. Also war mit diesem Leben alle seine Furcht und Hoffnung aus. Und bey dem allen lebte doch Epikurus mit seinen ersten Schülern so tugendhaft und ordentlich, dass er fast alle übrige Sekten dadurch beschämte. Die Alten gaben ihm das einhällige Zeugnis, dass er besser gelebt als gelehrt habe; und es ist kein einziger, der den Epikur eines gottlosen Wandels beschuldigt hätte. Er machte selbst andächtige Bücher, so die Verehrung Gottes zur Absicht hatten. Er brauchte darin solche herzrührende Redensarten von den göttlichen Vollkommenheiten und seiner Ehrfurcht und Hochachtung vor diesem majestätischen Wesen, dass kein Hoherpriester ihn darin hätte übertreffen sollen. Seine ganze Lebensart war die mässigste, unschuldigste und einfältigste von der Welt. Er aß lauter Milch, Früchte und Wurzeln, die er in seinem Garten selbst baute. Hierin hielt er sich die meiste Zeit mit seinen Schülern auf. Er lehrte sie mit wenigem vergnügt seyn; die Ruhe des Gemüts und die Belustigung des Verstandes in dem Erkenntnisse der Wahrheit suchen. Dieses war diejenige Wollust, die nachmals von andern so übel verstanden, noch ärger ausgelegt,

91

und aufs ärgerlichste ausgeübt wurde. Diese nannten sich nach ihm mit Unrecht Epikurer; nicht weil sie seinen Lehren folgten; sondern, weil sie seine Worte zum Vorwande ihrer Gottlosigkeit brauchten.

Fragen wir indessen nach der Ursache eines so wohl eingerichteten Wandels, bey so vielen Irrtümern; so finden wir keine andere, als einen wahren Begriff von der Tugend, den diese Leute gehabt haben müssen. Der Wille des Menschen kann niemals ohne den Verstand gebessert werden. Das Erkenntnis, so in diesem herrscht, ist die Quelle von allem Tun und Lassen so von jenem herrührt. Denn wie man überzeugt ist, so lebt man auch; wenn nur die Überzeugung völlig ist, und nicht in einem bloß auswendig gelernten Glauben besteht. Und in der Tat finden wir dieses von den Epikurern. Sie hielten dafür, Gott verdiene wegen seiner Vortrefflichkeit und Vollkommenheit alle Hochachtung; und man müsse ihn also verehren, gesetzt, dass man weder böses noch gutes von ihm zu erwarten hätte. Und von dieser Wahrheit waren sie so gerührt und eingenommen, dass sie wirklich danach lebten. Ferner glaubten und erwiesen sie aufs deutlichste, dass ein Mensch, der nur die geringste Erkenntnis von der Weltweisheit hätte, gestehen müsste: man müsse die Tugend um ihrer eigenen Schönheit halber lieben, und also weder Geiz noch Ungerechtigkeit, noch Geilheit, noch Unmäßigkeit an sich spüren lassen; gesetzt, dass man alle diese Laster vor den Augen Gottes verhehlen könnte. Sie bezeigten auch einen großen Abscheu vor Leuten, die bloß aus Furcht der Strafe das Böse mieden, und lehrten ausdrücklich: ein vernünftiger Mensch und weiser Mann müsse notwendig, aus lauter Liebe zur Ehrbarkeit und allem was wohlanständig wäre, das Gute tun. Und diese Erkenntnis erwiesen sie durch die Tat selbst, als die beste

und vollkommenste Art, womit man zeigen kann, daſs man von einer Sache überzeugt sey und keinen Zweifel mehr daran habe.

Wohin geht aber bey diesem allen meine Absicht? Ich will dadurch nur zeigen, wie wenig wahres Erkenntnis von moralischen Dingen unter den Menschen im Schwange gehe: ja wie wenig man auch von den göttlich geoffenbarten Wahrheiten unter den Christen überzeugt sey: ungeachtet man keine Schwierigkeit macht, mit dem Munde ein Bekenntnis abzulegen, daſs man sie glaube. Die Werke geben gemeiniglich den allerbesten Beweis von den Meynungen eines Menschen ab; den bloßen Worten aber ist fast niemals zu trauen. Nicht wer da sagt, daſs man fromm leben müsse, sondern wer es tut; der glaubt, daſs man zur Tugend verbunden sey. Nicht wer da sagt, daſs man Almosen zu geben schuldig sey; sondern wer sie wirklich gibt, der ist davon überführt.

Man sieht hieraus, wie mich dünkt, ganz gründlich: Woran es eigentlich liege, wenn die meisten ihren Begierden folgen, und der Tugend nicht weiter Gehör geben, als insoweit sie ihrem Naturelle, ihrer Lebensart und der Gewohnheit ihres Ortes gemäß ist? Es liegt freylich zwar an einem bösen Willen. Allein woher kommt dieser? Ohne Zweifel von einem unwissenden und schwachen Verstande. Man ist von den Wahrheiten nicht sattsam unterrichtet und überführt, die einen Einfluſs in die Handlungen haben. Man fühlt keine Überzeugung bey sich, wenn man gleich sagt, daſs man dasjenige glaube, was man in seiner Jugend auswendig gelernt, und bey erwachsenen Jahren tausendmal wiederholen gehört. Wo wird man nun mit der Besserung des Menschen anfangen müssen: im Verstande oder im Willen? 92

Fünfzehntes Blatt.

LXXIV.

Dieses mal will ich meine Leser durch ein schönes philosophisches Schreiben unterhalten.

Mein werter Herr Biedermann!

Ich habe unlängst zwei Personen von seltener Gemütsbeschaffenheit kennen lernen, und ich vermute, es werde meinem Herrn nicht unangenehm seyn, wenn ich die Beschreibung ihrer vornehmsten Neigungen hierdurch mitteile:

Sperantius heißt der eine. Er ist von munterem aufgewecktem Wesen und ein Mann von mittelmäßigem Alter. Sein heiteres Angesicht zeigt bald, dass er wenig misvergnügte Stunden habe; und die Gesellschaften unterhält er mit lauter freudigen Erzählungen von seinen zukünftigen Glückseligkeiten. Er hat einige Tausend Taler in die Lotterie gesetzt und sich die Hoffnung gekauft, so viel Tonnen Goldes damit zu gewinnen. Seine Bergwerke, welche er schon bey zwanzig Jahre her gebaut, werden ihm nunmehr bald reiche Ausbeute geben. In seinem Keller lassen sich verschiedene Zeichen eines vergrabenen Schatzes spüren, und ein berühmter Schatzgräber hat ihm bereits die sichere Versprechung getan, selbigen nächstens zu heben. Seine Aussaat, welche vor kurzem mit der Egge unter die Erde gebracht worden, verspricht ihm eine so reiche Ernte, dass er bereits im voraus seine Scheuren und Böden vergrößern lässt. Nach Absterben eines reichen Vetters, dessen sechs Kindern und vier beerbten Brüdern, hat er eine ansehnliche Erbschaft

zu erwarten: Ja er ist versichert, in wenigen Monaten den Stein der Weisen zu erlangen; woran ihn bisher nur die unstäte Witterung bey Sammlung des Weltgeistes behindert hat. Er ist unlängst mit dem Kammerdiener eines vornehmen Staatsbedienten bekannt worden, welcher ihm versprochen, seine Geschicklichkeit diesem Herrn anzurühmen, und sobald es der König von selbigem erfahren wird, so hofft er nach Hofe gerufen und zu einer ansehnlichen Stelle befördert zu werden. Es will ihm fast zur Last werden, dass sich so viele Menschen nach seiner Freundschaft dringen. Er muss sich oft dem Getümmel derjenigen entziehen, welche teils Vergnügen, teils Rat und Trost bey ihm suchen. Wenn ihm etwas fehlt, muss er einen seiner Freunde nur in geheim ansprechen, damit er bey andern keine Misgunst gegen selbigen erwecke. Die meisten von den vornehmsten Staats- und Kriegsbedienten an dem Hofe seines Landes sind betagte Leute, und es kann ihm bey Abgang eines oder des andern nicht fehlen, ihre Stelle zu bekleiden. Obwol er auch selbst bereits bey ziemlichen Jahren ist, so sey es doch nichts unerhörtes, dass die gütige Natur die grauen Haare eines alten Greises in schwarze verwandelt, und die ausgefallenen Zähne mit neuen verwechselt habe. Und wenn er den Stein der Weisen erlange, so könne 93 er sich ohne dem nach Belieben verjüngen, und das menschliche Alter nach Belieben verdoppeln. Er beschreibt seine Tochter von so ausnehmender Schönheit und reizendem Wesen, dass er noch wol hofft, ein Schwiegervater eines großen Prinzen zu werden. Sein ältester Sohn habe sich dermaßen in fremden Sprachen und zierlichen Stellungen geübt, dass es ihm nicht fehlen könne, dermaleins ein großer Hofmann zu werden; und der jüngste gebe bey der Jagd und dem Zweykampfe solche Kennzeichen von sich, dass er ihn nächstens vor einem Regiment der Königlichen Leibwache zu sehen hoffe. Seine bereits betagte Frau werde nicht lange mehr

leben, und er hoffe sodann unter so vielen reichen, vornehmen und schönen Frauen, welche sich bereits um seine Gunst beworben, die würdigste auszulesen. Ein berühmter Zeichendeuter hat ihm vor vielen Jahren versichert, daß er noch der Reicheste, Geehrteste und Vergnügteste unter seiner Freundschaft werden solle. Kurz zu sagen: Er hofft alles, was nur zu hoffen möglich ist; und seine Hoffnung ist so stark, daß er sich auch wenig um die Mittel, sein gehofftes Gut zu erlangen, kümmert. Was ich am meisten an diesem sonst glückseligen Toren beklage, ist dieses: daß er nicht nur das Irdische, sondern auch den Himmel und die Seligkeit mit bloßem Hoffen zu erlangen, und dazu keine weitere Bemühung von nöten zu haben vermeynet, als die äußerliche Bekenntnis zur seligmachenden Kirche.

Timorine heißt die andere Person, welche ich hier abzuschildern gesonnen bin. Sie ist bereits eine betagte Frau. Ihr schüchternes und niedergeschlagenes Wesen verrät bey dem ersten Anblick ihre innerliche Unruhe. Ihre Füße suchen einen sicheren Pfad und ihre Hände greifen alles mit bebender Sorgfalt an. Sie klagt und seufzt über böse Zeiten und Leute. Frost und Hitze, Sonne und Mond, Saat und Ernte haben ihre vorigen Kräfte verloren. Alle Tage, alle Jahreszeiten bringen ihr neue Plagen. Mit dem Frühlinge schlagen die Dornen ihrer ängstlichen Sorgen von neuem aus. Die Hitze des Sommers ist ihr unerträglich und droht ihr mit schädlichem Ungewitter, Miswachs und Überschwemmung. Der Herbst ist ihr wegen vieler Krankheiten, und der Winter wegen Frost und Feuersgefahr fürchterlich. Keine Witterung ist so beschaffen das sie außer Gefahr seyn könne. Wo sie nur hinsieht, da findet sie Ursache zu fürchten. Ihr Haus scheinet ihr nicht genug vor Feuer und Dieben verwahrt zu seyn. Sie läßt öfters den Grund und die Decken desselben untersuchen, ob es auch vor der Einfall sicher sey. Das

neuliche Erdbeben verursacht ihr eine ängstliche Sorge, dass ein großer Teil von Deutschland, und mit demselben der Ort ihres Aufenthalts, untergehen werde. Sie vermutet einen baldigen Kometen, als einen untrüglichen Vorboten vieles Unglücks von Krieg, Hunger und Pest. Die fürchterlichen Begebenheiten welche auf den Marktplätzen abgesungen werden, häufen ihre Besorgnis böser Zeiten. Wie Sperantius seinen Bekannten zuviel, so traut diese den ihrigen zu wenig. Alle Menschen sind ihr verdächtig. Sie sieht nichts denn Feinde um sich. Sie besorgt Schande an ihren Kindern, Schaden an ihren Gütern, Schimpf von Hohen und Niedern, und weiß nicht, dass sie sich selbst ihres größten Schatzes, der Zufriedenheit, beraubt. Die landesherrlichen Anlagen schrecken sie. Die geringste Nachricht vom Kriege unter entfernten Völkern macht sie zittern; und sie hält ihre Gerätschaft beständig zum Abzuge eingepackt. So oft sie die Glocken läuten hört, beweint sie schon zum Voraus den Tod ihrer noch lebenden Angehörigen. Sie 94 fürchtet alles zu verlieren, was ihr lieb ist, und alles zu bekommen, was ihr missfällt. Wo sie bey Lebendigen keine Gelegenheit zu Furcht und Besorgnis findet, so sucht sie selbige bey den Toten und Geistern. Ein verstorbener Bekannter, ein verurteilter Missetäter stehen ihr Tag und Nacht vor Augen. Ja sie fürchtet sich vor dem Bild ihres abgelebten Hündleins, und endlich vor ihrem eigenen Schatten. Sie schlägt alle Traumbücher nach, und vermeidet sorgfältig an gewissen Tagen, welche sie für unglücklich hält, etwas vorzunehmen. Unter allen diesen Bekümmernissen wünscht sie zwar zuweilen den Tod; sobald er sich aber nähert, fürchtet sie selbigen mehr, als alle übrigen Schreckbilder, und ich vermute, sie traue Gott eben so wenig Gutes in der Ewigkeit zu, als in dieser Zeitlichkeit.

Sie sehen wol, mein Herr, dass Sperantius alles hofft, und Timorine alles fürchtet. Ich will nicht sagen,

dass jener gar nichts fürchte, und diese gar nichts hoffe. Denn so würde ihnen beyden eine Regung fehlen, welche gleichwol dem menschlichen Geschlecht allgemein ist. Doch die Furcht und Besorgnis des ersteren wird immer durch eine neue Hoffnung gemindert, und ist so gering, dass sie ihn den Betrug seiner eitlen Hoffnung nicht merken lässt. Die Hoffnung aber der andern ist so schwach, dass sie die nagende Empfindung ihrer ängstlichen Besorgnis wenig oder nichts lindert und sich höchstens nur bis dahin erstreckt, dass sie zuweilen hofft, es werde nur das geringste Übel, oder doch nicht alle fürchterlichen Dinge zugleich eintreffen. Immittelst hat sie beständig etwas, so ihre Furcht und Bekümmernis nährt. Ja es scheint, ob suche sie in der Unruhe ihre Ruhe, und in der Furcht ihre Sicherheit; wie jener nicht aufhört, sich zu betrügen, damit er nur das Vergnügen einer süßen Hoffnung fühlen möge.

Wenn diese beyden Leute zusammen kommen, so lacht jener über dieser ihre unmäßige Furcht; und diese weint und seufzt über jenes unbegründete Hoffnung. Beyde aber wollen ihre Torheit nicht an sich selbst wahrnehmen. Viele haben bedauert, dass sich diese Personen nicht in der Jugend miteinander vermählt, damit durch eine nähere Verbindung und Mischung eine Neigung die andere gemäßigt hätte. Mich aber haben sie zu folgenden Betrachtungen veranlasst.

Furcht und Hoffnung sind die beyden Axen, um welche sich das menschliche Gemüt in diesem Leben herum dreht. Stehen diese nicht in ihrer gehörigen Ordnung, so verfällt der Mensch aus dem Kreise der richtigen Bewegung in einen gefährlichen Abhang. Die Weisheit des gütigen Schöpfers hat dem Menschen diese beyden Regungen aus heiligen Absichten eingepflanzt; und es hängt an dem rechten Gebrauch und Misbrauch derselben ein großer Teil des menschlichen Wohl- oder Wehestandes.

Die Hoffnung ist der Zucker in dem menschlichen Leben; der Anker gegen die stürmenden Wellen des unsicheren Weltmeeres; ein Trost aller Notleidenden; Eine Erquickung aller Betrübten. Sie lindert den größten Schmerz und erleichtert alle Mühe und Arbeit. Sie macht den Bergmann in den tiefsten Minen, und den Sklaven an den beschwerlichsten Ketten vergnügt. Sie ist die Seele aller rühmlichen Taten; aber auch eine Reizung zu vielem Bösen.

Daher will sie mit Vernunft und Behutsamkeit gebraucht werden, wenn sie uns nicht zur Torheit und zur Sicherheit verleiten soll. Alle nur möglichen Dinge hoffen, ist eine Beschäftigung fauler Toren. Auch die 95 wahrscheinlichen erfüllen nicht allemal unsere Hoffnung. Der Betrug ist eine getreue Gefährtin der Hoffnung irdischer Dinge. Es ist eine allgemeine Klage über fehlgeschlagene Hoffnung in der Welt. Gleichwol lieben wir diesen Betrug und verfallen gar oft in Sicherheit, auf bloße Hoffnung, ohne Anwendung vernünftiger Mittel und ohne alle Sorge und Behutsamkeit, zu bauen. Wir meynen, das Geschick müsse sich nach unserer Eigenliebe richten. Wer vernünftig hoffen will, muss sich nicht selbst unvernünftig lieben. Auch die vernünftige Hoffnung, so lange sie sich nur auf irdische und vergängliche Dinge stützt, ist eitel und betrüglich. Der natürliche und sinnliche Mensch verfällt nur allzugern auf lauter Annehmlichkeiten. Sein Wünschen und Verlangen geht mehr auf Scheingüter, als auf das wahre Gut. Er sieht mehr auf die eingebildete Annehmlichkeit, als auf das Böse, so damit verknüpft ist. Daher wankt seine Hoffnung hin und her, und ist eben so nichtig und vergänglich als ihre Vorwürfe. Sie schmeichelt ihm zu seinem Schaden; und er lernt ihren Betrug öfters zu spät bereuen. Solche natürliche und irdische Hoffnung gibt mehr Anlass zur Furcht und Traurigkeit als zur Wonne. Ihre Annehmlichkeit ist mit vieler Unruhe unterbrochen. Sie

beschäftigt den Menschen mit Dingen, die seiner Natur nicht anständig sind; Sie ist voller Ungewißheit; Sie betrügt ohne Aufhören; Sie ist unersättlich. Und eben dieses sollte uns überzeugen, daſs in der Welt nichts zu finden ist, welches die unsterbliche Seele beruhigen könne; sondern daſs nach diesem Leben etwas übrig seyn müsse, welches ihr Verlangen nach einem ihr gleichmäßigen Gute vollkommen sättigen könne.

Dieses Gut und die mit demselben verknüpfte Ruhe finden wir in der Christlichen und Himmlichen Hoffnung. Wenn alle Anker zeitlicher Hoffnung reißen, so bleibt die Christliche Hoffnung ein sicherer Hafen menschlicher Zufriedenheit. Der Betrug jener macht traurig, die Gewissheit dieser macht fröhlich. Sie wankt nicht hin und wider, sondern gründet sich auf die feste Stütze göttlicher Verheißungen. Ihr Zucker ist mit keiner Galle untermengt. Sie hebt uns weit über die unruhige Fläche irdischer Vergänglichkeiten. Sie befestigt unsere Zufriedenheit. Sie vereinigt unsern Willen mit der göttlichen Ordnung und unser Wohlseyn mit seiner weisen Fügung. Sie bringt unsere Eigenliebe in gehörige Ordnung, und ermuntert uns, den Zweck zu suchen, wozu wir erschaffen sind.

Ebenso verhält es sich mit der Furcht. Wir können durch selbige unser Wohl und Weh befördern, nach dem wir sie gebrauchen; und nachdem die Dinge beschaffen sind, welche wir fürchten. Es ist ein großer Vorteil, das zukünftige Übel voraussehen, und sich bereiten, selbiges entweder mit vernünftiger Gegenwehr abzuwenden, oder mit Gelassenheit zu erwarten. Dazu hat die göttliche Weisheit dem Menschen die Furcht eingepflanzt, daſs sie ihn zu einer vernünftigen Sorgfalt und Vorsicht leiten soll. Die Furcht ist eine Mutter der Klugheit. Viele Menschen haben ihre Glückseligkeit dadurch befördert, daſs sie in Zeiten gefürchtet, unglücklich zu werden. Wie mancher Tor würde der Klage:

Das hätte ich nicht gemeynt! bey seinem Unfalle überhoben seyn können, wenn er sich durch eine vernünftige Furcht von der Sicherheit hätte ableiten lassen. Wer heißt es dem Menschen, daſs er die Furcht nur zu seiner Plage gebraucht? 96

Was nötiget Timorinen, daſs sie mit ihrer schüchternen Phantasie sich tausend unnötige Schreckbilder formt und ihr Gemüt auf eine fortwährende Folterbank spannt? Die Liebe des Schöpfers will nicht, daſs sich seine Geschöpfe quälen, sondern ruhig und zufrieden seyn sollen. Alle mögliche Unglücksfälle für wahrscheinliche, alle wahrscheinliche für gewiſs, und alle weit entfernte für nahe zu achten, das würde die Vernunft verwirren, unsere Qual häufen, und uns zu keiner Zufriedenheit kommen lassen. Soll uns die Furcht diesen edlen Schatz nicht rauben, so will Vernunft und Behutsamkeit nötig seyn. Eine übel geordnete Furcht verleitet den natürlichen Menschen gar leicht bey dem Überflusse zeitlicher Dinge zu einer ängstlichen Besorgnis, selbige zu verlieren; bey dem Mangel zu einem Zweifel an der göttlichen Vorsehung und wol endlich gar zu einer völligen Verzweiflung. So fürchtet auch der natürlich verderbte Mensch öfters Dinge, welche nicht zu fürchten sind, und liebt das, was er fürchten sollte. Er flieht die Wahrheit und jagt dem Irrtume nach. Er verabscheut, was seinem ungezähmten Willen Einhalt tut, und küſst die Fesseln, welche ihn ins Verderben schleppen. Er schüttelt sich vor einer bitteren Arzeney und ergötzt sich an einem verzuckerten Gifte. Er stößt diejenigen von sich, welche ihm die Wahrheit sagen und liebkoset die Schmeichler. Er will dem Kreuze und der göttlichen Züchtigung entlaufen und rennt gutwillig dem höllischen Löwen in den Rachen. Ein weiser und christlicher Mensch aber gebraucht die Furcht in der Ordnung und Absicht, wie sie ihm von der Weisheit des Schöpfers eingepflanzt worden. Sie ist ihm ein Leitfaden zu einem vorsichtigen Wandel

und einer klugen Vorbereitung auf zukünftige Unglücksfälle. Er bemüht sich, Schritt und Tritt festzusetzen, damit er nicht aus dem Gleise der Vernunft und christlichen Ordnung in gefährliche Abwege der Sicherheit und des Zweifels geraten möge. Er sucht das vorgesehene Übel entweder mit kluger und gerechter Gegenverfassung abzuwenden, oder das unvermeidliche mit standhafter Gelassenheit zu ertragen. Er fürchtet sich mehr, das Böse zu tun, als selbiges zu leiden. Er flieht mehr vor dem, was seiner Seele schädlich, als was dem Leibe unannehmlich fällt. Er fürchtet Gott nicht als einen Tyrannen, sondern als einen geliebten Vater. Er bückt sich mit demütiger Gelassenheit unter die Rute seiner züchtigenden Liebe. Er ist immer zufrieden, doch niemals faul und sicher. Er fürchtet nichts so sehr, denn die Sünde und die göttlichen Drohungen, und hofft auf 97 nichts so gewiss, als auf die göttlichen Verheißungen.

Ich gebe dem Herrn Biedermann diese zufällige Gedanken so, wie sie mir in die Feder geflossen, und überlasse ihrem Gutachten und ihrer Geschicklichkeit, ob und wie sie selbige mit weiterer Ausführung ihren Lesern nützlich zu machen belieben wollen.

Inmitten verharre des Herrn Biedermanns

Dienstwilliger

98 Friedeburg, am 16. Septbr. 1728. **Ruhelieb.**

Sechszehntes Blatt.

LXXVI.

Es hat sich auf Veranlassung meiner neulichen Blätter vom Aberglauben, ein Verfechter desselben gefunden, der sich die Mühe genommen, die Zaubereyen, so durch Hilfe des Satans geschehen, zu verteidigen. Es ist mir lieb, dass er mir seine Gründe anzuzeigen beliebt hat; denn desto besser lassen sich dieselben beantworten. Ich wollte dass mehrere dergleichen Schreiben bey mir einlaufen möchten, denn dadurch würde ich, meine neulich behauptete Meynung immer in ein grösseres Licht zu setzen, Anlass nehmen können. So lautet indessen das vorerwähnte Schreiben:

Werter Biedermann.

Gleich da ich willens war von einer andern Materie an Euch zu schreiben, überkomme ich die Fortsetzung Ew. wöchentlichen Blätter. Und weil ich in denselben zwey antreffe, welche durch unterschiedene Beweistümer die Hexen und Zaubereyen gänzlich verwerfen; so setze ich jenes Vorhaben aus, um Euch hiervon meine Gedanken zu eröffnen. Maßen bey mir deshalb einige Zweifel entstanden. Ich glaube zwar allen Euren Meynungen. Ich halte es auch für unwahr, dass sowol die Ägypter mit ihrer Sorgfalt, den Pöbel zu bereden, sie besäßen eine verborgene Weisheit; als auch die alten Poeten mit ihren Erzählungen von Zauberkünsten zu diesem Glaubensartikel ein großes beygetragen. Allein ich kann mir nicht einbilden, dass alles Hexen lediglich in natürlichen Dingen bestehe, und dass die Untersuchung

derselben vieles entdecken; die nicht völlige Erkenntnis aber uns ein vieles verborgen halten könne. Denn bey so gestalten Sachen würde ich auf den Argwohn geraten, das Hexen sey nichts sündliches, es sey nicht zu bestrafen und gar wol erlaubt zu erlernen. In der Natur an sich ist nichts verdammliches, zumal wenn wir sie vor dem Falle des Menschen betrachten. Ich übergehe weiter mit Stillschweigen die Hexenprozesse und seltsame Proben, welche ganz neulich von Wien uns bekannt gemacht wurden, und wider Eure Erinnerung von neuem in unser Gedächtnis eingepflanzt worden. Weit entfernt, dass ich Eure Sätze widerlegen will; ich tue nur von meinen zufälligen Gedanken ein freywilliges Bekenntnis, gebe anbey zur Überlegung, was von dem Windverkaufe und der Zauberkunst der Lappen zu halten sey. Dass es in der Wahrheit damit seine Richtigkeit habe, wird durch glaubwürdige Zeugen bestätigt: Wie es aber mit demselben zugehe, das wird als ein Kunststück geheim gehalten. Die Umstände davon habe ich also gelesen: Sie geben denjenigen, welche es verlangen, für Geld ein Schnupftuch, welches mit drey Knoten versehen ist. Wenn man den ersten auflöst, entsteht eine sanfte Luft; 101 bey dem andern ein etwas stärkerer Wind, der die Segel füllt und einen schnellen Lauf verursacht; bey dem dritten aber ein so großer Sturm, gleich als wenn er das ganze Schiff zu Boden werfen wollte. Im Gegenteil können sie zaubern, dass, wenn gleich ein guter Wind weht, dennoch das Schiff keinen Fuß breit weiter segeln kann, und solchergestalt so fest als angemauert stehen bleiben muss. Ich weiß also nicht, ob diese Kunst eine Gemeinschaft mit der unschuldigen Natur haben kann, und als eine natürliche Magie anzusehen ist; oder ob es nicht vielmehr eine Teufelsbannerey zu nennen sey, vermittelst welcher alle Hexen ihre Gewalt ausüben. Ehe ich schließe, finde ich mich genötigt; auf die Anmerkung meines letzten an Euch abgelassenen Schreibens folgendes zu antworten:

Fürs erste bitte ich mir eine weitläuftigere Erklärung über die Worte, ich habe weder in allem Recht, noch in allem Unrecht, zu geben. Für das andere nehmt mirs nicht übel, wenn ich sage, daſs Ihr den Inhalt des Briefes nicht nach dem Buchstaben ausgelegt habt. Ihr erinnert, die neuern vom Adel sollten eben so wenig als die alten Geschlechter und diese nicht mehr als jene auf ihren Ritterstand stolz seyn. Wie dieses zu loben und zu billigen ist, also habe mich niemals bemüht, das Gegenteil zu behaupten, noch weniger die neuern vom Adel von den alten abzusondern. Wisset vielmehr, daſs die alten und neuen Edelleute in gleicher Verdammnis stehen. Denn unter beyden sind viele zu finden, die dem Laster des Hochmuts ergeben sind, und die mehr Absicht auf die eingebildete freyherrliche Hoheit, als auf die von Euch benannten Verdienste haben, um einen Vorzug zu gewinnen. Ist diese Auslegung Euch noch nicht deutlich genug, daſs ihr wissen könnt, was von dem abgeschickten Schreiben zu sagen sey? Ihr werdet vielleicht bey einer besonderen Gelegenheit, da ich diese Materie wiederholen werde, abnehmen können, was meine Gedanken sind, und wer derjenige ist, der sich bis anhero schreibt

Friedrich von Hoffenbach.

Carlsruh in Schlesien, den 3. Sept. An. 1728.

Der Herr von Hoffenbach gibt sich wider vermuten zum Hexenpatron an; und meynt aus meiner Meynung was ungereimtes zu folgern. Ich habe zugegeben daſs es Zaubereyen gebe, da man durch die verborgenen Kräfte gewisser Kräuter oder andrer natürlicher Dinge seinem Nächsten Schaden zufügen könne. Hieraus will er nun den Satz herleiten, daſs auf solche Art das Hexen erlaubt seyn werde. Der Schluſs ist recht seltsam; laſst uns hören wie er lautet: Was natürlich zugeht, das ist erlaubt: Seinen Nächsten durch Kräuter und andere solche

Mittel, dabey der Teufel nichts tut, zu bezaubern, das geht natürlich zu: Also ist es erlaubt. Wer hat ihm aber den ersten Satz dieser Schlussrede jemals zugestanden? Geht es nicht ganz natürlich zu, wenn ich jemanden mit der Faust oder einem Prügel wund schlage, einen ins Wasser stürze, dass er ersäuft, oder mit einem Degen durchbohre, dass er stirbt? Wer wollte aber deswegen diese Dinge für erlaubt halten? Und was hilft hier die Anmerkung, dass die Natur nichts verdammliches sey, da auch die unschuldigsten und nützlichsten Dinge zum Schaden anderer Menschen gemisbraucht werden können. Das ist das erste.

Zum andern möchte ich gern wissen, wie der Herr von Hoffenbach so leichtgläubig seyn könne, die Fabeln von Windmachern zu glauben. Wer diese verdauen kann, dem wird gewiss kein anderes Mährlein von Hexen zu schwer fallen. Denn welcher 102 Verstand kann es begreifen, oder nur einigermaßen vermuten, dass in einem zusammengeknüpften Zipfel eines Schnupftuchs die Ursache von einer großen Bewegung der Luft verschlossen seyn könne, die mit einem starken Strom von einer Himmelsgegend nach der anderen streichen und etliche hundert Meilen fortschießen muss. Man weiß aus der Naturlehre, dass bloß das aufgehobene Gleichgewicht der elastischen Kraft in der Luft eine solche Bewegung verursachen könne, weil diejenige Gegend unserer Dunstkugel, die entweder wegen ihrer vermehrten Wärme oder Schwere, oder größern Dichtigkeit stärker drückt, die angränzende kältere, leichtere oder dünnere Luft vor sich hinstößt, und so lange nachschießt, bis alles wiederum in eine Gleichheit gesetzt worden. Hernach möchte ich wissen, ob es gleich viel ist, welchen Zipfel man zuerst auflöst? Ohne Zweifel werden die glaubwürdigen Zeugen, darauf er sich beruft, dieses wol

angemerkt haben; weswegen ich mir Nachricht davon ausbitte. Imgleichen wollte ich fragen, ob denn alle Knoten auf einerley Art gemacht worden? Ferner ob zwey solche Windmacher, die einander begegnen, und davon der eine nach Osten, der andere nach Westen will, beyde mit vollem Winde einander vorbey segeln können? Haben seine Zeugen alle diese Fragen nicht ausgemacht; so wird ers mir nicht übel nehmen, dass ich sie für Fabelhansen halte, die entweder selbst betrogen worden, oder andere betrügen wollen.

Was die Stillehaltung eines Schiffes mitten im Sturme, auf offener See ohne Strick oder Anker anlangt: So ist dieses eine offenbare Unmöglichkeit. Wer zur See gereist ist, und teils die Gewalt des Windes, wenn er in die Segel bläst, teils das Rasen der schäumenden Wellen gesehen; der wird begreifen dass einer so ungestümen Kraft kein losschwimmendes Schiff widerstehen kann, es sey denn, dass die Regeln der Bewegung oder die Gesetze der Natur unterbrochen und auf eine Zeitlang aufgehoben worden. Dieses aber ins Werk zu richten, das heißt: eigentlich sogenannte Wunderwerke tun, wie ich schon neulich erwähnt habe. Will man nun den Satan zum Wundertäter machen und dem allerhöchsten Wesen einen Nebengott an die Seite setzen: so mag mans immer tun. Ich kann dieses weder glauben noch behaupten, viel weniger aber begreifen.

Zuletzt muss ich wegen des Adels noch ein paar Worte hinzufügen. Ich habe es wol verstanden, dass der Herr von Hoffenbach ein Edelmann und kein Baron ist. Ich habe es wol verstanden, dass er es nicht leiden kann, wenn ein neuer Freyherr über ihn den Vorsitz nimmt, da er doch aus älterm Geschlechte entsprossen. Eben deswegen habe ich nicht nur den baronisierten Familien, sondern auch ihrem Ankläger eine gute Erinnerung geben wollen.

Ich schätze einen jeden nach seinen persönlichen Verdiensten, und halte manchen ehrlichen Bürger höher als manchen Grafen, Baron und Edelmann; wenn dieselben keine adeligen Eigenschaften besitzen. Aber der Herr von Hoffenbach schien mir nur auf sein Alter, und auf die aus den vorigen Zeiten erwiesene Gleichheit des adeligen und freyherrlichen Standes zu trotzen. Er kann es also nicht leiden, daſs ich mich nicht ganz für ihn erklären wollen, sondern durch einen vorsätzlich angenommenen Misverstand, sowol ihm als andern eine bescheidene Erinnerung gemacht. Ich habe mich also genötigt gesehen, ihm itzo deutlicher herauszusagen, daſs ich ihn neulich besser verstanden, als er mich verstehen wollte, und daſs ich also keiner weiteren Erklärung von nöten haben werde. Im übrigen bitte ich ihn und andre, die mir künftig die Ehre ihrer Zuschrift gönnen wollen, das Postgeld selbst zu entrichten, damit es 103 meinem Verleger nicht zur Last gereiche.

Mein Herr,

Ich bin der erste von meinem Geschlechte, der an Sie schreibt, und mich dünkt, daſs ich Ursache genug dazu habe. Ich kann mich zwar zu Ihren Mitbürgern nicht zählen, sondern muſs mich zu einer anderen Republik rechnen, die in dem Gehirn eines müßigen Schwärmers ersonnen und auf 36 oder 40 viereckigen steifen Papieren zu Stande gebracht worden: doch hoffe ich, Ihr Biedermännisches Gemüt werde sich auch gegen unsers gleichen erweisen. Zum wenigsten habe ich das Glück, in menschlicher Gestalt gemalt zu werden, und hege deswegen um so viel mehr das Vertrauen zu Ihnen, sie werden zum wenigsten um der Ähnlichkeit halber, die zwischen unsern Figuren ist, an meinem Glücke teilnehmen. Bin ich gleich weder ein König noch eine Dame, sondern nur ein schlechter Kareaubube: so weiß ich doch, daſs sie nicht

stolz sind, und also auch mein Schreiben nicht verschmähen werden.

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen das große Ansehen zu entdecken, darin ich bey einigen von unsern hiesigen Schönen stehe. Eine kleine Gesellschaft der artigsten Frauenzimmer hat mich seit einiger Zeit so lieb gewonnen, daß sie ohne mich nicht leben können. Der schöne Kareaubube! der charmante Kareaubube! der allerliebste Kareaubube! So heißt es alle Augenblick von mir, und ich kann es nicht leugnen, daß mir solches bis ins linke Herzgrübchen kitzeln würde, wenn der ehrliche Kartenmacher daran gedacht und mir dergleichen gemalt hätte. Man nimmt mich überall mit in Gesellschaften: Man trägt mich auf den zartesten Händen: Man räumt mir wol gar den weißesten Busen zum Aufenthalte ein: Ja ich kann mich also rühmen, ohne all mein Suchen viel weiter gekommen zu seyn, als der eifrigste Liebhaber zuweilen mit großen Kosten gelangen kann. Neulich hatte man mich gar mit in die Kirche genommen; wo ich aus dem Fenster der Kapelle, darin meine Gebieterin saß, guckte, und gegenüber in einer anderen solchen Kapelle, einen meiner Kameraden erblickte, der von seiner Liebhaberin war gleichfalls mitgenommen worden.

Fragen Sie, mein Herr, was die Ursache dieser großen Gewogenheit sey, so glaube ich, daß Sie sammt Ihrem Wahrsager dieselbe nicht erraten würden. Aber mein Frauenzimmer hat sichs gar zu deutlich merken lassen, daß sie mich bloß um meiner großen Nase halber hochschätzt. Was sie damit meyne, weiß ich nicht. Vielleicht hat sie die Hyroglyphischen Figuren der Ägypter studiert und ein besonderes Geheimnis gefunden, so durch eine große Nase angedeutet wird. Sie werden vielleicht mehr davon wissen und durch die Erklärung dieses Rätsels nicht nur mich, sondern auch manches junge Frauenzimmer, die mich um dieser trefflichen Eigenschaft halber

noch nicht genug zu schätzen weiß, verbindlich machen. Beneiden mich gleich meine drey übrigen Kameraden, dieser Gunst halber, sonderlich der Pickbube, der nur ein recht kleines Näschen hat: Immerhin! Was frage ich darnach? Genug, daſs ich von meiner Schönen geliebt werde. Ich nenne mich mit aller Ergebenheit Dero

gehorsamsten

Kareaububen.

Leipzig, den 28. Septbr. 1728.

P. S. Ich bitte Sie, demjenigen Kartenmacher, der mich zur Welt gebracht, öffentlich für die große Nase so er mir gebildet hat, Dank abzustatten; weil ich bloß durch dieselbe mein ganzes Glück gemacht habe.

101

Siebzehntes Blatt.

LXXVII.

Ich erfreue mich herzlich, dass sich verständige Leute finden, die mir in Bestreitung des Aberglaubens hilfliche Hand leisten wollen. Ich allein würde freylich viel zu schwach seyn, einem so tief eingewurzelten und allgemeinen Übel zu steuern. Indessen halte ich es für eine meiner vornehmsten Pflichten, meine Mitbürger vor dieser schädlichen Seuche entweder zu warnen oder, wenn sie bereits krank liegen, sie davon zu befreyen. Ein jeder redlich gesinnte Biedermann wird derowegen von mir dienstlich ersucht, ein jeglicher an seinem Orte, so viel sichs tun lässt, die Einfältigen auf bessere Gedanken zu bringen; ja wenn ihm merkwürdige Gattungen des Aberglaubens vorkommen sollten, mir schriftlich Nachricht davon zu geben. Den Herrn von Cypressenwald kann ich in diesem Stücke andern zum Exempel vorstellen; weil ich einen großen Eifer an ihm bemerke, diesem Übel den Garaus zu machen. Er kann meines Erachtens denselben nicht besser anwenden als eben dazu. Doch meine Leser werden aus seinem eigenen Schreiben am besten davon urteilen können.

Edler Biedermann,

Sie müssen in der Tat sehr verwegen seyn, dass Sie sich unterstehen, in ihren Blättern den Aberglauben anzutasten. Sehen Sie denn nicht die blutigen und traurigen Fußtapfen so vieler klugen und scharfsichtigen Männer, die auch die Torheit begangen, diesem Götzen

öffentlich zu widersprechen? Wissen Sie nicht, daſs der Aberglaube ein Strom ist, dem man entweder willig folgen, oder sich mit Gewalt von ihm fortreißen lassen muſs? Erschrecken Sie nicht die betrübten Beyspiele so vieler Weisen, die dieses Untier, ich meyne die Misgeburt des Aberglaubens, zermalmt und verzehrt hat?

Der Aberglaube ist die große Diane der ganzen Welt; wer dawider redet und schreibt, der reizet den Zorn so vieler Goldschmiede wider sich, die sich von ihren Tempeln ernähren und ohne sie nicht zu leben wüſsten. Die Einfalt hat dieses Scheusal auf die Welt geboren, die Betrügerey hat es gesäugt und sorgfältig erzogen. Der Pöbel, sowol der so in prächtigen Kutschen fährt, als derjenige, so Lasten trägt und Holz schneidet, ernährt dieses Ungeheuer. Der Aberglaube ist derjenige Abgott, den die klugen Sineser mit 1000 Händen malen, in
105 deren jeden er besondere Waffen hält, um damit seine Feinde auf mannigfaltige Art zu erlegen. Er ist gleich der Lernäischen Schlange, welcher allezeit die von manchem Herkules, als Luthern, Calvin, Erasmus &c. und andern Helden, abgehauene Köpfe wider wachsen.

Es ist zwar kein Wunder wenn diejenigen, so von den Wissenschaften entfernt sind, sich davon betören lassen; aber das ist erstaunenswürdig, wenn selbst die Gelehrten, oder die sich doch entweder ihres politischen Amtes, oder der geistlichen und akademischen Würde wegen darunter zählen, sich bemühen, solchen entweder aus Unverstand oder aus Bosheit zu verteidigen. Ich für meine Person muſs gestehen, daſs ich fast alle Geduld verliere, wenn ich fast überall die Dummheit, den Aberglauben und die Heucheley, als die drey höllischen Rachegöttinnen, über die Gelehrsamkeit, Religion und wahre Frömmigkeit, als die himmlischen Huldgöttinnen, siegen sehe. Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll, wenn ich mich erinnere, daſs vor etlichen Jahren ein dem Amte und Leibe nach großer Mann, der aber dem

Verstande und seiner Wissenschaft nach nur ein gar kleines Männchen war, in öffentlicher Gesellschaft mit sonderbarem Ansehen behauptete, daß das nächtliche Heulen der Hunde und ihr eingebildetes Wehklagen ohne Zweifel was bedeuten müsse. Hieße das nicht aus der Religion und dem wahren Gottesdienste ein Gespött machen, wenn ein einfältiger Dorfpriester bey entstandenem Nordlichte mit seinen zusammengelaufenen Kirchkindern auf dem Kirchhofe niederknien und aus dem Stegreife eine Vorbereitung zum jüngsten Tage halten wollte? Wer würde nicht lachen wenn ein solcher sagte, daß er itzt einzubrechen beginne, indem die Welt hinter dem Busche allbereit lichterloh brenne; und diese herrlich ausgesonnene und klug angebrachte Andacht durch das Lied: Es ist gewisslich an der Zeit 2c. mit einem ängstlichen Tone beschließen wollte. Jener viel gescheitere Landgeistliche hat sich bey seiner ganzen Nachbarschaft als ein heimlicher Irrgläubiger in nicht geringen Verdacht und große Ungunst gesetzt, weil er mir einmal das Wort redete, als eine ganze versammelte Gesellschaft, wegen Behauptung des Kopernikanischen Weltbaues an meiner Seeligkeit verzweifelte.

O! wie übel ward mir ein andermal über das Maul gefahren, als ich so einfältig war und in einer, aus unverständigen Gelehrten sammt ihren Weibern und Töchtern bestehenden, Gesellschaft den Wunsch scherzhaft hervorbrachte, wie ich nach des Kometen von 1680 baldiger Zurückkunft ein Verlangen trüge, um das Vergnügen und die Ehre zu haben, ihn von Person kennen zu lernen. Neulich war bey uns allhier eben so ein wunderliches Gewäsche von dem nahe vorhandenen Untergehen dieser Stadt und von einem sich sehen lassenden Mönchsgespenste, als Adeisidämon von Leipzig an Sie berichtet. Und es waren bey uns so viel Narren, die es glaubten und sich dafür fürchteten, als in dem klugen Leipzig. Fragte man, wo sie doch den bevorstehenden Untergang der

Stadt her hätten? so erfolgte die Antwort: Es hätte einer aus England seinen sich hier befindenden Freund ersucht, ihm von der in hiesiger Gegend im Herbstmonat vorfallenden Witterung genaue Nachricht zu geben. Und daher ward so klüglich geschlossen, die Leute in England müssten mehr können als Brod essen, und sie hätten uns eben damit unser Unglück ankündigen wollen. Ich befand mich gleich den 23. des Herbstmonats, als den heil. Abend vor dem jüngsten Tage, in einem Weinberge unfern von 106 hier. Als ich nun zurückkehren wollte und dabey den Vorwand im Scherz brauchte, dass ich deswegen in die Stadt eilte, weil ich gern einmal eine Stadt untergehen sehen möchte; so erzürnte sich das Fräulein von Mittelwitz dermaßen über meinen gottlosen Frevel, dass sie aus recht christlichem Gemüte den Untergang der Stadt nur deswegen von Gott erbitten wollte, damit mir bösen und heydnischen Menschen einmal der Glaube in die Hand käme. Ja neulich hatte ich in einer Dorfschenke fast gar eine Tracht Schläge bekommen, als ein starkes Donner- und Regenwetter mich nebst meinem Gefährten von der Straße hinein jagte, und dieser die anwesenden Bauern, ich weiß nicht warum? bereden wollte: wir hätten unfern von uns einen Donnerkeil niederfahren sehen; ich aber ihn verwies, dass er die einfältigen Leute in ihrem Aberglauben stärkte und sie also noch furchtsamer machte. Noch eins kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Denn ich kann nicht leugnen, dass es mir sehr empfindlich gefallen, als mir ein in vornehmen Bedienungen stehender Mann recht mit erbittertem Gemüte vorwarf, ich hätte meine Zeit auf Universitäten mit der Weltweisheit, Naturkunde, Mathematik und Erlernung unnötiger Sprachen verderbt: wobey er mir denn andere, die durch die niederträchtige Zungendrescherey sich scheinbarlich fortgeholfen zu meiner Aufmunterung als ein Muster vorstellte. Ist es denn solchergestalt zu verwundern, wenn Unwissenheit, Aberglauben und Einfalt

überall herrschen; da diejenigen Wissenschaften, von denen ich noch stark zweifele, ob sie zu der wahren Gelehrsamkeit gehören, der Weltweisheit und den freyen Künsten, die uns von Gott als das höchste Geschenk gegeben worden, und uns allererst zu rechten Menschen machen, unverständiger Weise vorgezogen werden? Doch ich vermerke, das mich meine Feder zu weit führt. Ich muss mir also mit Gewalt allhier Einhalt tun; denn ich würde Ihnen sonst gar zu lange beschwerlich fallen. Übrigens wünsche ich Ihnen viel Kraft und Glück in Fortsetzung Ihrer Schriften und verbleibe

Dero Freund und Diener

Ernst von Cypressenwald.

Dresden, am 2. des Weinmonats 1728.

Nachsatz.

Der höchsterleuchtete König von Portugal, der sich anjetzo, wie leicht zu vermuten, in der äußersten Gefahr befindet, indem er aus heldenmütiger Großmut den Aberglauben beherzt und munter antastet, verdiente wol, dass Sie, werter Biedermann, alle Leser ihrer Sittenblätter ermahnten, täglich gedachte Se. Königl. Majestät in ihr Gebet mit einzuschließen: Das Gott der Allmächtige dieselben mit Kraft, Mut und Stärke, das Tier zu bestreiten, ausrüsten, Dero rühmliches Unterfangen mit Sieg und Ehre krönen, Ihnen Beständigkeit und treue weise Minister verleihen, auch Dero geheiligte Person völlig mit dem Glanze der Wahrheit erleuchten, und sie vor den teuflichen Kunstgriffen der Heuschrecken, so aus dem Brunnen des Verderbens heraufgestiegen, in Gnaden beschirmen und bewahren wolle! Es geschehe also!

Der sinnreiche Verfasser dieses Schreibens wird freylich manchem ein wenig gar zu scherzhaft vorkommen. Man wird an ihm aussetzen, dass er sein Gespötte über den Aberglauben zu hoch getrieben

habe, und wol ein wenig bescheidener darüber hätte
107 lachen können. Allein vielleicht würde er auf diese Erinnerung antworten: Man müsse den Verfechtern der Torheit recht durch den Sinn fahren, und sie nicht im Geringsten schonen, damit sie um so viel mehr die Richtigkeit ihres Aberglaubens erkennen mögen. Und dies scheint so unrecht nicht zu seyn. Wer einen krummen Stecken gerade machen will, muſs ihn nicht nur gerade biegen, sondern auf eine widrige Seite krümmen, weil nämlich derselbe doch wieder zurück springt. Indessen ist es doch nicht zu leugnen, daſs man öfters mit Gelindigkeit mehr ausrichtet, als wenn man einem so gar vor den Kopf stöſst. Man gewinnt die Gemüter nicht mit Gewalt und auf einmal; sondern nach und nach. Man bequemt sich zuweilen der Schwachheit seines Gegners. Man gibt ihm etwas zu, welches man ihm noch nicht mit gutem Fortgange würde aus dem Sinn bringen können. Allmählich aber geht man weiter, und nachdem man ihn durch andre Stücke vorbereitet hat, greift man auch diejenigen Meynungen an, die man vorher geschont hatte. Dieser Lehrart denke ich in Bestreitung des Aberglaubens zu folgen. Ich bin nur noch mit den Auſsenwerken meiner Widersacher beschäftigt. Wenn ich die werde bezwungen haben, will ich weiter gehen und auch ihre Hauptbollwerke bestreiten.

Unter die Feinde und Vertilger des Aberglaubens hätte mein Herr Korrespondent, mit gutem Rechte, auch den oftbelobten Bäyle, und unter uns Deutschen auch den seligen Herrn Geh. Rat Thomasius rechnen können. Von jenem habe ich schon sonst meine Gedanken eröffnet; von diesem aber erkläre ich mich itzo, daſs ich ihn für einen groſsen Helden in Ausrottung des Aberglaubens erkenne. Durch seine Schriften von Zauberern, Gespenstern und

andern dergleichen Dingen, sind in ganz Deutschland den Leuten die Augen aufgegangen. Die Richter schämen sich nunmehr der ungerechten Urteile, die von ihren Vorfahren in so vielen Hexenprozessen gefällt worden. Er hat den Blocksberg wüste und den Satan mit seinem Anhange ohnmächtig gemacht. Er hat uns von der Furcht vor Kobolden, vor Erscheinungen und Beschwörungen alter Betteln befreyt. Man hört nunmehr von keinen Besessenen; man hält auf Schatzgräber und andere solche Betrüger nichts mehr. Und mich dünkt, dieser große Mann verdiente, dass man bloß in dieser Absicht eine Lobrede oder ein Lobgedicht auf ihn schriebe. Ein überaus geschickter Poet in Halle hat meinem Wunsche einigermaßen ein Genügen getan, indem er in einer trefflichen Ode die Verdienste dieses Mannes besungen: davon ich meinen Lesern zu gut, und dem großen Thomasio zu Ehren, etliche Strophen hierher setzen will.

Die Weisheit ächzt; denn Thomas stirbt,
Und was ihr jetzt mit ihm verdirbt,
Lässt sich sobald nicht wieder finden;
Sie sieht den Auszug ihrer Kraft,
Das Muster wahrer Wissenschaft,
Den Stern der ersten Größe schwinden.
Da liegt das Kleinod ihrer Lust,
Da liegt der Zierrat ihrer Brust,
Der Mann, der sie so hoch erhoben,
Der sie nach überstandner Nacht
Mit Müh beherzt ans Licht gebracht,
Der Mann, den niemand genug mag loben.

O wahrlich! ihre Pein ist groß:
Wer klagt nicht, wenn ihm Schlag und Stoß
Hand, Haupt und Brust zugleich verletzen?
Die Weisheit fühlt noch mehr, als dies:
Wer heilt ihr wol den harten Riss?

Wer kann ihr den Verlust ersetzen?
Selbst die Natur braucht lange Zeit,
Ein Wunder solcher Trefflichkeit
Der Welt und sich zum Ruhm zu bauen.
Wie? ließ sich nicht Verstand und Geist,
Und alles, was vernünftig heißt,
108 An ihrem Thomas doppelt schauen? u. s. w.

Achtzehntes Blatt.

LXXVIII.

Als ich dieser Tage mit der vernünftigen Euphrosyne von allerhand Tugenden des Frauenzimmers zu reden kam, und gegen sie behauptete, dass das schöne Geschlecht fast in allen Arten derselben solche Heldinnen aufzuweisen hätte die dem männlichen Geschlecht Trotz bieten könnten: Wusste sich diese belesene Dame zwar auf verschiedene merkwürdige Exempel der alten und neuern Zeiten zu besinnen; doch war ihr Aspasia, eine Philosophin zu Sokratis Zeiten, noch nicht bekannt. Weil ich nun von derselben einen hohen Grad der Weisheit rühmte, und sonderlich der klugen Entscheidung zweyer uneinigen Eheleute gedachte, dadurch sie sich als eine gelehrte Moralistin erwiesen: So ermahnte sie mich, ihr dieselbe ausführlich zu erzählen. Ich tat solches folgendermaßen:

Xenophon lebte mit seiner Ehegattin nicht gar zu wohl, und mochte sich wol gar haben merken lassen, dass er ihrer gern wieder los wäre. Sie hatte vielleicht eben dergleichen gewünscht, und beydes war dieser weisen Aspasia zu Ohren gekommen. Einesmals war dies misvergnügte Paar beysammen, als jene sich zu ihnen fand und die Frau zuerst dergestalt anredete: Sage mir doch, wenn deine Nachbarin besser Geschmeide hätte als Du, welches wolltest Du lieber, deines oder ihres? Ihres, gab sie zur Antwort. Wie aber, fuhr Aspasia fort, wenn sie schönere Kleidungen und sonst köstlicheren Schmuck hätte als Du, was

würdest Du lieber wollen, das Deine oder das ihrige? Das ihrige antworte sie. Wolan denn, versetzte jene, wenn Deine Nachbarin etwa einen bessern Mann hätte als Du, welchen würdest Du lieber wollen, den Deinigen oder den ihrigen? Auf diese Frage errötete das Weib Xenophons und schwieg still; denn sie schämte sich zu sagen, daſs sie sich den Mann ihrer Nachbarin wünschen wollte.

Hierauf wandte sich Aspasia zum Xenophon und lieſz sich mit ihm in ein Gespräch ein. Was dünkt Dich, hieſz es, wenn Dein Nachbar ein besser Pferd hätte als Du, welches wolltest Du lieber haben, Deins oder seins? Seins, erwiderte Xenophon. Wenn er ein besser Haus oder Feld hätte als Du, fuhr Aspasia fort, welches würdest Du lieber wollen? Ohne Zweifel das seinige versetzte er, angesehen es besser wäre. Wie denn weiter, sprach jene wiederum: wenn er eine bessere Frau hätte als die Deinige ist, würdest Du auch die seinige wollen? Hierauf schwieg Xenophon gleichfalls still. Aspasia indessen
109 hub folgendergestalt an, beyde auf einmal anzureden:

Weil ich denn sehe, daſs Ihr alle beyde mir eben auf die Frage nicht antworten wollt, die ich einzig und allein beantwortet wissen wollte; so will ich es Euch selbst sagen, was ihr beyde denket. Denn sowol Du, Xenophon, wünschest Dir die allerangenehmste Frau, als Du den allervollkommensten Mann. Werdet Ihr also nicht machen, daſs weder ein besserer Mann, noch eine bessere Frau auf dem ganzen Erdboden zu finden sey, als Ihr beyde; so werdet Ihr niemals ruhig oder glücklich seyn können. Ihr werdet nämlich allezeit nach dem streben, was Ihr für das Beste halten werdet; damit also Du die beste Frau, Du aber den besten Mann zur Ehe habest.

Als nun beyde diesen so ungezweifelten Satz zuzugeben sich genötigt sahen, wuſste die vernünftige

Aspasia durch ihre überzeugende Art im schließen, eine so bescheidene Deutung auf die beyden misvergnügten Eheleute zu machen, daſs sie nichts dawider einzuwenden hatten. Sie versprachen auch, sich künftig beyderseits dahin zu bestreben, daſs ein jedes an sich ein Muster des vollkommensten Ehegatten zeigen könnte.

Ich wiederhole diese Geschichte hier, bloß, um einige Anmerkungen zum Besten der Eheleute zu machen, die dem Xenophon und seiner Hausfrau ähnlich sind. Denn daſs sich Aspasia als eine Meisterin in der Sokratischen Disputirkunst, als eine gründliche Sittenlehrerin, ja als ein redliches Biederweib erwiesen, solches liegt am Tage; und damals habe ich solches gegen Euphrosynen weitläuftig dargetan, um meinen oberwähnten Satz besser zu behaupten.

Freylich rührt der ganze Ursprung misvergnügter Ehen daher, daſs ein Ehegatte an dem andern Fehler merkt, die ihm zuwider sind, die er aber sonst entweder noch nicht wahrgenommen, oder doch für erträglicher gehalten. Die Betrachtung des Vollkommenen an einer Person, erweckt eine Belustigung in unserm Gemüt, welche die Mutter der Liebe wird, wenn die Belustigung so groß ist, daſs wir uns dieselbe oft oder lange, oder allezeit zu haben wünschen. Junge Leute, von beyderley Geschlecht, pflegen sich einander nur allezeit von der schönen Seite zu zeigen, um desto beliebter und gefälliger zu werden. Sie erlangen auch dabey ihren Endzweck, und werden oft von beyden Teilen so verliebt, daſs man denken sollte, sie würden das glücklichste Paar von der Welt seyn, wenn sie einander heuraten sollten. Zuweilen gelingt ihr Wunsch; aber mehrenteils erfahren sie und andre, daſs die vorige brünstige Liebe gar bald matt wird, ja sich wol gar in Haſs und Feindschaft verwandelt. Solange man beyderseits seine Schwachheiten ver-

bergen konnte, gefiel man einander. Aber die Verstellung währt nicht länge. Man wird bald überdrüssig, sich zu zwingen, und die natürlichen Neigungen eines jeden behalten doch endlich die Oberhand. Alsdann lernt sich ein solches Paar erst kennen. Alsdann sieht man einander ohne Larve in seiner eigenen Gestalt. Alsdann wird man auch die Flecken seines Ehegatten gewahr, die er vorhin mit einer betrügerischen Schminke verkleistert hatte. Unvollkommenheiten erwecken lauter Unlust, so bald man sie empfindet oder wahrnimmt. Ist die Anzahl derselben in Ansehung des Gefälligen, an einer Person sehr groß, so überwiegt der daher entstehende Hass die Liebe. Man wird erstlich etwas kaltsinnig gegeneinander. Hernach misfällt eins dem andern. Alsdann wird man sich überdrüssig. Und endlich folgt eine wirkliche Uneinigkeit.

Man könnte die nützliche Warnung aus dieser 110 Betrachtung ziehen, dass es sehr töricht sey, wenn junge Leute so einander heuraten wollen, sich der Verstellung befleisszigen. Wer sich verstellt, der gesteht selbst, er getraue sich nicht in seiner natürlichen Beschaffenheit gefällig zu seyn. Aber wie? wird er sich denn unaufhörlich so verstellen können? Will er lebenslang die Maske nicht ablegen? Das geht nicht an. So wird er denn seinem Ehegatten nicht mehr gefallen. So wird er von ihm nur eine kurze Zeit geliebt werden. So wird er sich und ihn unglücklich machen. So wird die Ehe solcher verstellten Liebhaber gewiss eine sehr unselige Ehe seyn. Weit anders würde es gehen, wenn man sich in solchen Umständen lieber in natürlicher Gestalt wiese. Es ist wahr, man würde einander so sehr gefällig nicht seyn. Man würde nicht so brünstig lieben; aber man würde sich auch im Freyen nicht so betrügen. Gleich Anfangs würde man die Fehler einer geliebten Person wahr-

nehmen und sich prüfen können, ob man auch dieselben zu dulden fähig sey. Fände man denn, dass es uns unerträglich fallen würde, solche täglich vor Augen zu sehen; so könnte man ja beyzeiten davon bleiben, und sich einem bevorstehenden augenscheinlichen Verderben entreißen.

Bey der itzo eingeführten Lebensart indessen ist es fast nicht möglich, dass diejenigen einander recht sollten kennen lernen, die sich verheuraten wollen. Geht es nicht mit den meisten Verbündnissen blindlings zu? Man traut auf fremde Vorschläge, auf eigennützige Lobsprüche, auf andere vorteilhafte Absichten. Kommt es hoch, so sieht man einander ein oder zweymal; man komplimentiert ein paar Stunden, man isst und trinkt oder spielt in Gesellschaften, wo man fremd ist, mit einander. Darauf meynt man einander sattsam zu kennen, und schreitet also zum Verlöbnisse. Die Hochzeit ist öfters schon vollzogen, und die Vermählten kennen einander von Gemüte nicht besser, als ich des großen Mogols Gemahlin kenne. Alsdann aber wird der Vorhang auf einmal weggezogen; und ein jeder kann sich selbst aus der Erfahrung die Folgen vorstellen, die in einem so unbedachtsamen Ehestande, nach geendigter Verstellung, entstehen müssen.

Nichts wäre fähiger, einem solchen Übel abzuhelfen, als ein freyer Umgang unter jungen Leuten, die noch nicht eben willens wären zu heuraten. Dünkt derselbe jemanden gefährlich, so will ich hinzu setzen, dass er in Gegenwart ernsthafter und ansehnlicher Personen geschehen müsste. Da würde sichs bald zeigen, welche Gemüter sich nicht zusammen schicken könnten. Ein jedes würde ohne die Absicht, durch eine Verstellung etwa sein Glück zu machen, seiner Art und Neigung gemäß leben, reden und handeln, und gleichsam zu jeder Person vom andern

Geschlechte sprechen: Siehst du: so und so bin ich. Gefalle ich dir in diesem meinem Naturell; so liebe mich. Gefalle ich dir nicht; immerhin. Ich werde mich nicht verstellen, und deine Liebe betrügerischer Weise zu erschleichen suchen. Denn warum sollte ich dich und mich unglücklich machen?

Ich weiß wol dass man sich mehrenteils die Hoffnung macht, es werde sich schon mit der Zeit geben. Die neuen Eheleute würden sich schon in einander schicken lernen. Eins würde dem andern nachgeben und sich nach dessen Gemütsart richten. Dieses wäre freylich wol bey lauter vernünftigen Personen zu vermuten. Aber die Zahl derselben ist überall so gering, dass diese Hoffnung fast allezeit fehlschlägt. Der Mann, so unverständig als er ist, hält sich nach der Hochzeit für das Oberhaupt, und will, dass die Frau sich schlechterdings seinem Eigensinne bequemen solle. Oder er wird nach gedämpfter 111 erster Hitze eines andern Frauenzimmers gewahr, die ihm, so lange er sie nur von weitem sieht, weit besser gefällt als seine Ehegattin; die er nunmehr von Tag zu Tag besser kennen gelernt. Da bedenkt er nun nicht, dass die andere Person ihm auch nur von ihrer schönen Seite bekannt ist; dass ihre Verstellung ihn nur blende; dass sie ihm mit der Zeit eben so missfallen würde, wenn er sie in einem täglichen vertrauten Umgange, in ihrer wahren Gestalt kennen lernte. Daher kommt denn eine so Xenophontische Ehe; da man sich seines Nachbars Weib heimlich wünscht, wenn mans gleich nicht öffentlich heraussagen darf.

Anderenteils gehts im Absehen auf die Weiber ebenso. Ein lediges Frauenzimmer setzt alle ihre Hoffnung auf eine glückliche Heyrat. Stand und Vermögen sind die beyden Hauptstücke ihrer vermeynten Glückseligkeit. Kommt noch etwa ein gutes

Ansehen bey dem Freyer dazu: so ist ihr Verlangen vollkommen erfüllt. Eine jede ist bereit, mit beyden Händen zuzugreifen; und viele können oft den Tag nicht erwarten, da sie ihr Jawort von sich geben sollen. Alle übrigen Fehler eines Freyers sieht man zu der Zeit nicht; oder wenn man sie sieht, so macht man sie freywillig so klein, daſs sie leicht zu ertragen scheinen; bedenkt aber nicht, daſs sie nach abgelegter Verstellung weit gröſser erscheinen werden. Dieses geschieht hernach, zu groſser Bestürzung der neuen Ehegattin. Sie sieht aber gleichfalls hier und da andere Männer, die von weitem nicht so wunderlich zu seyn scheinen, als der ihrige. Und da kann sie sich nicht enthalten, mit dem Weibe Xenophons ihrer Nachbarin Ehegatten zu wünschen, wenn sie gleich die Schamhaftigkeit hindert, solches mit Worten zu gestehen.

Erasmus hat in seiner Anmahnung zum Heuraten folgende merkwürdige Stelle mit einflieſsen lassen: „Glaube mir, schreibt er, daſs niemand eine böse „Frau bekommt, als ein böser Mann. Setze noch „hinzu, daſs es bey dir stehe, dir eine gute zu wählen. „Wie aber, wenn sie umschlüge und schlimm würde? „Von einem bösen Manne kann wol eine gute Frau „verderbt werden; aber von einem guten wird auch „ein böses Weib gut gemacht. Wir klagen die Weiber „ganz unbillig an. Wenn du mir glauben willst, „so hat noch niemand, es wäre denn durch seine „eigene Schuld, ein gottloses Weib gehabt.“ Ich weiſs nicht, wie Erasmus dieses mit so groſser Zuversicht und Gewiſsheit schreiben können, da er doch selbst ehelos gelebt und niemals eine Probe gemacht, ob er ein böses Weib gut machen könne. Mir steht das Exempel Sokratis im Wege, daſs ich ihm nicht Beyfall geben kann. Alle Nachrichten von diesem groſsen Weltweisen geben es, daſs er der geduldigste, ver-

träglichste und liebreichste Ehemann von der Welt gewesen. Er war auch zu seiner Zeit der weiseste unter allen Menschen und hat durch seine Lehrart und einen vernünftigen Umgang manchen verkehrten Bösewicht zurecht gebracht. Nichts destoweniger konnte er seine böse Xantippe nicht gut und fromm machen. Ich kehre mich hier nämlich an die neuen Entdeckungen derer nicht, die Xantippens Verteidigung über sich genommen, um was besonders dadurch auf die Bahn zu bringen. Was für Hoffnung bleibt also den vernünftigsten Männern übrig, ihre bösen Weiber gut zu machen, wenn sie zum Unglück von eben der Art seyn sollten? Denn gesetzt, daſs ein Mann nach dem obigen Anschlage Aspasiens, sich mit aller Macht bemühte, der vollkommenste Ehegatte von der Welt zu seyn: was würde das helfen, wenn seine Gesellin nicht desgleichen täte, ja nicht einmal fähig wäre, diesen ihren Mann nach seinem rechten Werte
112 zu schätzen?

Neunzehntes Blatt.

LXXX.

Ich hätte nicht gedacht, daſs es auch gelehrte Bauern in Sachsen gebe, wenn mich nicht folgendes Schreiben neulich davon überführt hätte. Indessen ist es mir lieb, daſs meine Blätter auch auf dem Lande gelesen werden und sonderlich auf einem Dorfe, wo es eine ganze Gesellschaft aufgeweckter Köpfe gibt. Die Korrespondenz mit so wackern Leuten wird mir sehr angenehm seyn, und ich verspreche, mich so gegen sie zu verhalten, als wenn ich ihr Mitnachbar wäre: Das Schreiben selbst lautet so:

Hochgeehrter Herr Biedermann,

Aus des Herrn seinen wöchentlichen Blättern sehe ich und meine Nachbarn, als da sind Herr Nikolas, der Schulmeister, Meister Hermann, der Müller, und der lange Heinrich, die wir selbige in Kompagnie lesen, daſs seine Absicht vornehmlich dahin gehe, die Sitten der Leute zu bauen und zu verbessern, welches uns dermaßen wohlgefallen, daſs wir auch nicht eins ungelesen vorbey gehen lassen. Nachdem wir nun insgesamt in unserm Kollegio dafür halten, der Herr müsse etwa, wo nicht ein junger Meister, doch wenigstens ein Altgeselle auf ihrer hohen Schule daselbst seyn, und bey offener Lade sowol, als sonsten ein Wort zu sprechen haben: Derowegen habe ich ihn hierdurch dienstfreundlich ersuchen wollen, entweder bey der Lade selbst, oder sonsten in seinen Blättern, dieses unmaßgeblich zu erinnern, daſs man doch unsere teutsche Muttersprache besser, als wie bishero, æstimiren,

erhalten und verbessern möge. Denn es will fast das Ansehen gewinnen, dass, wenn einer daselbst zum Gesellen gemacht wird, er sich hauptsächlich auf fremde Sprachen, als Latein, Griechisch und ein wenig Hebräisch, auch zur Galanterie etwas Französisch verstehen muss, das Teutsche aber wird von den meisten dergestalt verfälscht, verstümmelt und gering geachtet, dass sie es als Nebendinge tractiren, und viel lieber unnütze Philosophie studieren, als eine Sache recht annehmlich teutsch zu geben trachten. Ja wenn es hoch kommt, lernen sie etwa noch einen Vers machen, welches zwar auch gut ist, jedoch seinen Nutzen nicht mehr, als zum Gedächtnis, eine Rede desto leichter zu behalten, und vornehmlich auf dem Theatro hat. Ich kann mich dahero nicht entbrechen, ihm etliche Exempel zu geben, welche mich in meiner und meiner Kollegen, die alle etwas in der Litteratur bey Herr Trognern, so ein in der ganzen Gegend bey uns bekannter braver Mann ist, getan haben, ihrer gefassten Meynung

117 bestärken. Und zwar so hat es uns

1. Nicht gefallen, dass etliche von den eurigen vieles ohne Not ändern, wie sie denn nicht mehr Teutsch, sondern Deutsch schreiben. Was sie darzu für Ursachen haben, ist uns zwar wol erklärt, nur wir finden selbige nicht für zulänglich, sondern halten dafür, man sollte billig bei der alten teutschen, von langen Jahren wohl hergebrachten Gewohnheit, nicht allein dieses Hauptwortes wegen, sondern auch sonsten bleiben.

2. So haben wir auch neulich einen Gelehrten erhalten, der gar übel Teutsch spricht, sonst aber ein vortrefflicher Mann ist: Denn wenn er redet, beißt er denen Worten so scharf auf den Kamm, dass man ihn nicht allezeit verstehen kann. Er spricht einmal bald Herrlichköit, bald Herrlichkeit, bald Söligkeit, gleich darauf wider Seeligkeit. Bald frisst er die letzte Sylbe eines Wortes gar in den Bauch hinein, und was des Dinges mehr ist. Ja er hat sich gar verlauten lassen, dieses sey neu-

modisch teutsch, man sage nicht mehr heut, sondern höitte, nicht mehr Segen, sondern Sägen, nicht Kohlen, Leder, Nadeln, Leber, Vogel, Boden und dergleichen, sondern Kollen, Letter, Natteln, Lebber, Vochel, Botten, u. s. f. Über dem nun wird er oft irre, und spricht bald so, bald anders, wie er denn vor etlichen Tagen, als einige Freunde früh bey ihm zum Tee waren, seinem Jungen zurief: heb eb, es löfft öber, und meynte dadurch das Wasser: als man ihm aber solches aufmutzte, leugnete ers von Stund an. Nun finden wir zwar in unserer Nachbarschaft allhier ein Dorf, da die Einwohner ebenfalls zweyerley Sprache führen, denn über dem Bach drüben sagen sie, ein ewigs Löben göben wirst &c. auf der andern Seite aber, ein ewigs Lähben gähben wirst &c. Wenn aber die Kinder zu Herrn Niklaus in die Schule kommen, wird es ihnen beydes abgewöhnt, und müssen sagen, ein ewiges Leben geben wirst &c. welches vielmehr auf eurer hohen Schule bey denen Junggesellen auch also gehalten, und ihnen von den vorsitzenden Meistern gesagt werden sollte. Ja wir haben auch letzthin, als Herr Stahlmann seel. in unserer Nachbarschaft zu Hochfeld begraben wurde, zwey Redner, so beyde vor wenig Jahren von einer Universität gekommen, gehört, davon der erste seine vorhabende Materie zwar herrlich ausführte, dabey aber das Unglück hatte, etwas von seiner Muttersprache behalten zu haben. Denn er konnte kein O aussprechen, sondern machte aus selbigem jederzeit ein A, wie er denn öfters sagte: Haffnung, Affenbarung, Wahltaten, Sarge, u. d. g. und unter andern hieß es auch: Da ihr salches häret, sa farget dach nicht, sandern alle eure Haffnung werfet auf den graßen Versarger, denn er sarget für euch &c. Der andere nach ihm hatte einen solchen Unfall, daß er alles ein wenig zu sehr durch die Nase trieb, und den Hals wie eine Gans, die man nur jetzt mit großen Wolchern gestopft hat, dermaßen hin und her drehte, daß den Zuhörern hätte mögen

schlimm werden. Über das hatte dieser ebenfalls wie der erste, einen besondern Dialectum (wie unser Herr Niklaus redet) indem er sprach: die armen Loithe im Hoithentum ꝛc. Hoite, Hoite, so ihr die Stimme ꝛc. Der Huind ist ein Ahas, und dennoch wois derselbe zu schmoicheln. Nun könnt Ihr, Herr Biedermann, leicht erachten, ob dieses nicht alles, wie ein derber Erdenkloß hinter einem Ohr klinge? Bald aber hätte ich zum Beschluss noch eins vergessen. Vor drey Jahren wurde von einer hohen Schule ein Altgesell, so zwar noch jung von Jahren, jedoch sehr gelehrt und geschickt war, zu einem großen Amte befördert, er fieng aber auch zeitlich an, neu teutsch zu machen, wovon ich zwar der vielen Erzählungen von ihm geschweige, doch nur ein einziges Wort, so ich selbst gehört, erwähnen will. Er hatte
118 nämlich gehört, dass einige das Adject. numerate, zwey, unter die genera einteilten, als zween, zwo, zwey, ob es gleich von den meisten Gelehrten nur zwey per tria genera heißt, und sich in dieses Wort, ungeachtet er nicht eingesehen hatte, dass man spräche zween Männer, zween Lehrer ꝛc. zwo Ursachen, zwo Weiber, zwo Gelegenheiten ꝛc. zwey Dinge, zwey Stück und dergleichen, dermaßen verliebt, dass er statt zwey so bey allen Substantivis gelten müssen, immer zwo sagte, und dabey doch das Genus nicht traf: als, z. E. lasset uns demnach noch zwo Beweisgründe hinzufügen, anstatt zween, it. wir können solches über angeführte Stellen aus zwo Kirchenlehrern dartun, desgleichen, wir haben in dieser Woche bey denen zwo Leichen (welches recht) zwo solche Exempel gehabt, (klang garstig und sollte heißen: zwey solche Exempel ꝛc.) und was dergleichen mehr war, dahero etliche Spottvögel Gelegenheit nahmen, ihn nur den Zwomann zu heißen. Wie es nun insgemein hergeht, dass oft einer immer zehen zu machen pflegt; also hatte sich in die zwo ebenfalls ein junger Notarius, ohne zu untersuchen, ob es klug oder alber, recht oder unrecht

sey, sehr verliebt. Er machte an einem Ort ein Inventarium, und ich meines Orts war als Zeuge dabey. Ob er nun gleich alle requisita eines Instruments, und also sein Handwerk wol verstand, kam er doch in dem Inventario also angestochen: Der Defunctus hat auch sonsten noch verlassen, zwo Pferde. Zwo Wagen. Zwo Pflüge, davon der eine etwas alt und abgenutzt. Zwo Paar Eggen, eins mit hölzern, das andere mit eisern Zinken 2c. Die Anwesenden sagten zwar, daß er beym ersten Punkte noch einigermaßen zu entschuldigen sey, weil einige Pferde generis fœminini wären, bey den andern Zeilen aber klänge es läppisch, und kam es ihnen vor, als wenn einer Speck und Biermährte durcheinander essen wollte. Alles dieses aber zusammt denen allzuoft angebrachten Sprichwörtern in öffentlichen Reden, macht dieselben unangenehm. Einen jungen Studenten hörte ich öfters in seiner Predigt sagen, je nu, je nu, und als ich es ihm eröffnete, dankte er mir mit der Hand, und hütete sich vor diesem Worte. Also wird es dem Herrn vielleicht auch mancher Dank wissen, wenn er dieses seinen Blättern inseriren, und nach gewohnter Art ein wenig weiter ausführen wird. Sollte es meinem hochgeehrten Herrn anständig seyn, so ich aus der Folge wol schließen will; so will ich ihm mehre Materien an die Hand geben, darauf nicht sonst jedermann sinnt, und die doch sehr nützlich sind. Unterdessen aber bin allstets

Meines Hochgeehrten Herrn Biedermanns

Dienstwilliger

Michel Habermann,

Nachbar zu Gließa.

Geschrieben durch mein kleines Michelchen,
den 30. Oktober 1728.

P. S. Als wir dieses Schreiben collegialiter durchgiengen, und das, was mein Michelchen etwa vicieux geschrieben ein wenig änderten, sagte mir einer von

meinen Nachbarn, der sonst ein vortrefflicher Liebhaber von Novitæten ist, wie er gewisse und zuverlässige Nachricht habe, daß ein großer Potentat Teutschlands jetzo ein Mandat unter der Presse hätte, nach welchem ein jeder, der an seinem Hof zu schaffen hätte, oder bedient wäre, bey 2 Rthlr. Strafe für jedes Wort, nicht anders sprechen sollte, als wie man solches in den besten hochteutschen Büchern liest. Man machte demnach schon Anstalt, die Ausländer, welche nicht vermögend wären, recht hochteutsch zu lernen, fortzuschaffen, und an deren statt andere sich vorschlagen zu lassen.

Ich wollte wünschen daß Herr Habermann selbst sein Latein ein bißchen gespart hätte. Zumal da er willens war, andern Regeln zu geben; so hätte er ihnen ja selbst mit gutem Exempel vorgehen sollen. Doch ich sehe wol, daß die Begierde, seine Gelehrsamkeit sehen zu lassen, ein wenig zu stark gewesen. Seine erste Erinnerung betrifft die Rechtschreibung des Wortes Deutsch, und ich sehe daß ihm die Art Teutsch zu schreiben besser gefällt. Ich kann ihm hierin seine Meynung leicht lassen, ungeachtet ich selbst in meinen Papieren allezeit ein D und kein T brauche. Ich weiß wol daß seit etlichen Jahren in Hamburg, und vor einem Jahre in Leipzig, zwey widrige Meynungen behauptet worden. Herr Richey, ein gelehrter Mann, hat das T, die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft aber haben das D für besser begründet gehalten. Wie mich aber die Gründe des erstern von meiner alten Gewohnheit nicht abzubringen vermocht: also habe ich mich des D in meinen Blättern bedient, noch ehe die Verteidigung desselben neulich in Leipzig ans Licht getreten. Die Gründe so darin enthalten sind, scheinen mir in der Tat sehr wichtig zu seyn, wiewol ich noch eins und das andere hinzuzusetzen hätte: so sich aber hier nicht tun läßt.

Das nimmt mich nur Wunder, daſs Herr Habermann dieſe Rechtſchreibung eine Neuerung nennt. Iſt denn das neu, was ſeit Erfindung der Druckerey in Deutſchland Mode geweſen? Ich könnte Bücher anführen, da in allen Teilen unſeres Vaterlandes vor und nach Lutheri Zeiten Deutſch und nicht Teutſch geſchrieben ſteht, wenn ich eine groſze Bibliothek hier hätte. Voritzo nur etlicher zu gedenken, die ich bey der Hand habe; ſo iſt im Jahre 1536 zu Augsburg durch Heynrich Stayner gedruckt worden: Translation oder Deutſchungen des hochgeachten Nicolai von Weil, der Zeiten Stadtſchreiber der Stadt Eſzlingen, etlicher Bücher Enee Siluii ꝛc. Hernach berufe ich mich auf des teuren Mannes Luthers Schriften, die gewiſs durchgehends ein D in dieſem Worte zeigen: und kann hier nicht unangemerkt laſſen, daſs man in der neuen Auflage, dazu von zwey groſzen Gottesgelehrten in Leipzig der Anfang bereits gemacht worden, dieſe alte Art, wie billig, beybehalten hat; wie aus den bereits fertigen Teilen ſattſam erhellt.

Daſs dieſe Rechtſchreibung nach der Zeit nicht abgekommen, erhellt daher, daſs Opitz in Schleſien, Flemming in Meiſzen, Tſcherning in Mecklenburg, und Dach in Preuſzen, vor hundert Jahren, faſt alle zu einer Zeit Deutſch und nicht Teutſch geſchrieben. Im Jahre 1640 iſt zu Köthen des Herrn von Bartas 1. und 2. Woche in wohlgemeſſene deutſche Reime überſetzt herausgekommen. Bald darauf, nämlich 1656 iſt in Jena Zeſens hochdeutſcher Helikon; in Breslau 1660 Sam. Butſchkys hochdeutſche Kanzley; in Wittenberg 1662 Kindermanns Deutſcher Redner; in Dresden 1669 Dedekinds Deutſche Schauſpiele; in Guben 1674 Johann Franckens Deutſche Gedichte; in Berlin 1675 Treuers Deutſcher Dedalus; zu Leipzig 1688 Rothens Deutſche Poeſie; in Stettin 1691

Fabricii Deutsche Gedichte; in Danzig 1700 Bergone Lebens- und Liebesgeschichte in deutschen Versen gedruckt worden u. s. w. Ich schweige hierbey der neueren Schlesier, Hofmannswaldau, Lohenstein, Gryphius, Neukirch, Günther rc. Ich schweige Weisens und Hübners vielfältige Schriften. Ich erwähne nur, daſs in Leipzig die gelehrtesten Männer neuer Zeiten, sowol in gebundener als ungebundener Rede, allezeit so geschrieben. Man darf nur Philanders Gedichte; man darf nur die gelehrten Zeitungen und Deutschen Acta Eruditorum nachsehen, so wird man den Beweis davon überflüssig finden. Wie kann nun mein Herr Korrespondent sagen, daſs diese Rechtschreibung neu sey? Und wie kann er diejenigen tadeln so sich derselben bedienen, im übrigen aber
120 einen jeden bey seiner Art lassen.

Zwanzigstes Blatt.

LXXXI.

Das neuliche Schreiben des deutschgesinnten Herrn Habermanns hat mir zu so vielen Anmerkungen Anlaſs gegeben, daſs ich noch ein neues Blatt damit anzufüllen denke. Anfänglich kann ich den Eifer desselben für unsere eigene Muttersprache nicht genug loben, und muſs ihn darin andern zum Exempel vorstellen. Die Absicht meiner Blätter geht freylich mehr auf sittliche Betrachtungen des Tuns und Lassens der Menschen, als auf andere Dinge. Mein ganzer Karakter erfordert von mir, daſs ich die Glückseligkeit meiner Mitbürger zu befördern suchen soll, die aber unmittelbar aus ihren Handlungen entsteht. Wiewol nun dergestalt die moralischen Materien mein Hauptwerk seyn müssen; so ist mir doch nichts von demjenigen abzuhandeln untersagt, was Künste und Wissenschaften anlangt, in soweit dieselben einem redlich gesinnten Bürger dienlich und anständig sind. Ich habe auch schon mehrmals solche Abhandlungen in meine Schriften gemischt, die bloß zu Beförderung des guten Geschmacks und zur Aufklärung der gesunden Vernunft abzielten. Die deutsche Sprache muſs also dieses Vorteils um soviel weniger beraubt seyn; je mehr ich selbst darauf halte, und je lieber ich wollte, daſs unsere Landsleute einmal anfangen möchten, ihre einheimischen Reichtümer allen ausländischen vermeynten Kostbarkeiten vorzuziehen.

Mit besonderem Vergnügen habe ich also seit einiger Zeit wahrgenommen, daſs man sich mehr, als sonst geschehen, angelegen seyn läſſt, die Reinheit und Zierlichkeit unserer Mundart zu beobachten. Man beginnt hier und da den Übelstand einzusehen, der aus der Vermischung aller abendländischen Sprachen in einer Schrift entsteht; dadurch es endlich bald soweit würde gekommen seyn, daſs man, um ein deutsches Buch zu verstehen, nicht nur Griechisch und Lateinisch, sondern auch Französisch, Italienisch und Spanisch hätte können müssen. Es stehen nämlich an allen Enden unseres Vaterlandes geschickte Skribenten auf, die solchem eingerissenen Übel zu steuern suchen, und durch Regeln und Exempel unsere Deutschen deutsch zu lehren beflissen sind. Sonderlich wachen auch unsere Hofleute auf, und widerlegen selbst ein Vorurteil, welches sehr lange unter ihnen geherrscht hat; nämlich es wäre galanter geredet 121 und geschrieben, wenn man unzählige ausländische Wörter, Redensarten und Formeln in seine Muttersprache zu mischen wüſste. Denn ich habe noch neulich das treffliche Geschichtbuch eines vornehmen, sächsischen Hofmannes, auch deswegen nicht ohne ein besonderes Vergnügen gesehen und gelesen, weil der gelehrte Verfasser desselben eine solche Stärke in der reinen deutschen Mundart darin gewiesen, daſs man ihn allen die künftig was deutsches schreiben werden, zu einem Muster anpreisen kann. Womit werden sich nun hinfüro unsere Galantisten wegen ihres kauderwelschen Redens und Schreibens entschuldigen: wenn man ihnen zeigen wird, daſs selbst der Hof die vormalige Gewohnheit fahren läſſt, und die wahre Schönheit unserer Muttersprache den vermeynten Zieraten ausländischer Brocken weit vorzieht.

Das andere, so ich nach Veranlassung des oberwähnten Schreibens, anmerken muſs, ist dieses: daſs

Herr Habermann sich über die unnütze Philosophie beschwert, darüber einige Studirende die deutsche Sprache versäumen. Was versteht er hier durch unnütze Philosophie? Hält er alle Weltweisheit für unnütz? oder will er nur eine gewisse Art derselben gemeynt haben? Dieses hätte er ein wenig deutlicher ausdrücken sollen. Meines Erachtens ist die Philosophie das nützlichste, so ein junger Mensch auf hohen Schulen treiben kann. Das sind Freunde der Dummheit und des Unverstandes, die solches hindern, oder nur im geringsten widerraten. Denn was ist die Weltweisheit anders, als ein Vorzug, der uns von unvernünftigen Tieren unterscheidet. Sie lehrt uns unsern Verstand recht brauchen. Sie lehrt uns Gott, die Welt und uns selbst recht kennen. Sie lehrt uns, was gut und böse ist. Sie zeigt uns, wie man sich durch die Ausübung der Tugend und Vermeidung der Laster glücklich machen solle. Sie lehrt uns die Geheimnisse der Natur erforschen, und in den kleinsten Teilen dieses erstaunend großen Weltgebäudes den Finger eines unendlich weisen, gütigen und mächtigen Gottes erkennen. Kurz die Philosophie macht einen Menschen allererst zu einem rechten Menschen, und ist der Grund und Inbegriff aller übrigen Teile der wahren Gelehrsamkeit. Wer sie also für unnütz hält, der wird gewiss alle übrigen Wissenschaften verwerfen müssen; als welche nur in soweit gründlich sind, als sie sich der philosophischen Lehrart bedienen und ihre Grundsätze zur untrüglichen Richtschnur annehmen.

Ich gehe noch weiter. Selbst die Sprachen können ohne die Philosophie nicht mit gutem Fortgange getrieben werden. Ein sprachverständiger Mann kann niemand werden, ohne die Kritik studiert zu haben. Die Kritik aber ist ganz auf philosophische Gründe gebaut, und muss alle ihre Regeln aus der

Vernunftlehre herleiten. Die Ursache ist leicht zu begreifen. Die Sprache ist eine sinnliche Vorstellung unserer Gedanken; sie mag nun entweder geredet oder geschrieben werden. Sie ist also eine bloße Abbildung dessen, was in unserer Seele vorgeht, wenn der Verstand und Wille seine Wirkungen verrichtet. Wie will man nun ein gutes Bild machen, wenn das Original nichts taugt? Wie will man von einer guten Schilderey urteilen, wenn man die Fehler und Schönheiten des Urbildes nicht einsehen gelernt? Nun kann aber niemand die Kräfte der Seelen, ihren wahren und unrichtigen Gebrauch, und kurz die Natur und Beschaffenheit unserer Gedanken, ohne die Philosophie recht kennen oder beurteilen lernen. Folglich muss ein jeder, der eine Sprache mit Fleiß treiben will, vor allen Dingen eine gründliche Weltweisheit studieren. Ja selbst unsere Landsleute werden in ihrer Muttersprache nicht eher was 122 taugliches abfassen können, bis sie ihren Verstand durch philosophische Wissenschaften mehr werden aufgeklärt haben. Ich könnte dieses durch die Exempel aller guten Skribenten aus allen Sprachen erweisen. Alle die schön geschrieben haben, haben auch wol gedacht: wer aber übel gedacht hat, der hat auch niemals mit seiner Schreibart Ehre eingelegt. Allein dieses würde mir für diesmal viel zu weitläuftig fallen.

Ich komme zum dritten auf die Poesie, deren Nutzbarkeit der Herr Habermann auch nur zum Teil eingesehen zu haben scheint. Das wäre sehr elend, wenn sie nichts mehr nütze wäre, als etliche gezwungene Reime zur Einteilung einer Rede zu machen, oder auf der Schaubühne gebraucht zu werden. Ich verwerfe dieses letztere nicht; aber es ist nicht zulänglich, den ganzen Nutzen der Poesie zu erschöpfen: das erstere hingegen ist ganz lächerlich. Die Poesie ist eine Kunst, so der Wahrheit und

Tugend viel Dienste tun kann, wenn sie in den Händen eines verständigen und redlichen Bürgers ist, und mehr nach den Regeln der Weltweisheit, als nach dem verderbten Geschmacke des unverständigen Pöbels eingerichtet wird. Sie preiset die Tugend in Lobgedichten, und tadelt die Laster in Satiren. In Fabeln wird sie eine angenehme Sittenlehrerin und in Schauspielen eine Malerin des menschlichen Lebens. Da schildert sie denn die Unglücksfälle der Lasterhaften und das Glück der Rechtschaffenen in der Tragödie; das auslachenswürdige Wesen der törichten Neigungen gemeiner Leute in der Komödie, und die liebenswürdige Unschuld des goldenen Weltalters in Schäferspielen ab. Sie preist ferner auch die Woltaten Gottes, wenn sie dem Schöpfer alles Guten manches Lob- und Danklied anstimmt. Sie tröstet die Traurigen, lehrt die Unwissenden, stärkt die Zaghaften, lindert die Trübsal und versüßt sogar den Tod, wenn sie die Freude des ewigen Lebens mit den schönsten Farben abmalt. Wird sie aber nicht allezeit so gebraucht, wie es wol seyn sollte: so ist es nicht ihre Schuld; sondern der boshaften Gemüter, die ihr Heiligtum mit schmutzigen Händen besudeln, und sie wider ihren Willen zu einer Schmeichlerin und Dienerin der Üppigkeit machen. Was kann ein Schwert dafür, wenn es in der Hand eines Unsinnigen Schaden tut; da es doch zur Verteidigung des Menschen erfunden worden und von Vernünftigen allezeit dazu gebraucht wird?

Und was soll ich viel sagen? Selbst der Sprache eines jeden Landes wächst von der Poesie der größte Vorteil zu. Sie bereichert dieselbe mit den zärtlichsten, nachdrücklichsten, anmutigsten und prächtigsten Ausdrücken. Sie befleißigt sich einer größeren Schönheit und Richtigkeit als die ungebundene Schreibart. Sie macht durch ihre Werke ein Volk bey Auswärtigen

bekannt und beliebt, ja die späten Nachkommen schätzen die Sprache ihrer Vorfahren fast einzig und allein nach der Vollkommenheit ihrer poetischen Schriften. Die größten Redner sind solches nie, ohne ein fleißiges Lesen der Poeten ihres Vaterlandes geworden. Daraus haben sie den Reichtum an Worten und Redensarten, und die Anmut wohlklingender Sätze gefaßt. Endlich könnte man noch sagen, daß die Poesie eine weit getreuere Verwahrerin einer Mundart wäre, als die ungebundene Rede: weil diese nur die Sylben und Buchstaben; jene hergegen auch sogar die Aussprache, den Laut und den Unterschied langer und kurzer Sylben bis auf die Nachwelt fortpflanzt. Denn was würden wir itzo von der Länge und Kürze der Griechischen und Römischen Sylben wissen, wenn uns nicht das Sylbenmaß ihrer Poesie dieselbe aufbehalten hätte?

Was ich zum vierten bey der Anmerkung meines 123 Herrn Korrespondenten, wegen der Rechtschreibung des Wortes Deutsch zu erinnern gehabt, das habe ich in meinem neulichen Blatte allbereit erwähnt. Ich setze nur hinzu, daß unter den Sprachverständigen auch der berühmte Bödicker in seinen Grundsätzen der deutschen Sprache die 1701 herausgekommen, das D durchgehends gebraucht, und daß bloß der Herausgeber der neuen Auflage, ich weiß nicht aus was für Ursachen, sich die Freyheit genommen, das T an dessen Stelle zu setzen. Desgleichen werde ich gewahr, daß auch die belobte Hamburgische Matrone in ihren wohlgeschriebenen Blättern, die alte Rechtschreibung beybehält, ungeachtet sie an einem Orte lebt, wo ihr die Verteidigung des T nicht unbekannt seyn kann. Und also gehe ich

Zum fünften Punkte. Dieser betrifft die Aussprache unserer deutschen Wörter, und in der Tat ist nichts schwerer zu entscheiden, als die Streitig-

keiten so darüber entstehen. Eine jede Landschaft von Deutschland hat ihre eigene Mundart, und viele davon bilden sich ein, die ihrige sei die beste. Wer soll nun hier Richter seyn? Zwar hat freylich wol die schlesische und obersächsische Art zu schreiben, allmählich in ganz Deutschland die Oberhand bekommen, so dass man im Reiche sowol, als in Niedersachsen dieselbe beybehält. Allein der Ton vieler Buchstaben bleibt dennoch in allen Provinzen unterschieden; zum wenigsten was den Pöbel anlangt. Hier will nun Herr Habermann alle Ausländer nach seiner Aussprache richten; gerade als wenn Meißen allein Deutsch spräche, und alle übrigen Teile unseres Vaterlandes barbarisch wären. So hat D. Luther zu seiner Zeit nicht geurteilt. Er hat an einem Orte seiner Schriften ausdrücklich den Märkern oder Brandenburgern das Lob einer gelinden Aussprache gegeben, und ihnen also vor den Sachsen den Vorzug eingeräumt. Und in der Tat sprechen dieselben nebst denen aus dem Anhaltischen, Mansfeldischen und Magdeburgischen, alle Buchstaben ihrer Art und Natur gemäß aus, welches, wie mich dünkt, daher kommt, weil sie zwischen Ober- und Niedersachsen das Mittel halten, und also von beyden was an sich haben. Bei uns kann man ein B und P ein D und T ein S und ſſ oder ß, ein g und ch nach der Aussprache nicht unterscheiden. Man sieht dieses aus einigen nachlässigen Versmachern, welche gar oft Raupen und Klauben, leiden und reiten, weisen und reißen, zeigen und weichen aufeinander reimen; welches doch kein Schlesier oder Niedersachse jemals tun wird. Man spricht ferner den Doppellaut ei, bey uns mehrenteils wie ai aus, z. E. Ewigkeit, lautet, als wenn man Ewich-kait geschrieben hätte. In andern Wörtern aber will dieser Ton sich gar in ein doppelt E verwandeln, wenn man z. E. sagt:

Fleeich für Fleisch, Ee=er für Eyer, heeß für heiß, u. s. w. ja man verwandelt wol gar ein langes o in au, z. E. der Taud anstatt Tod, waul anstatt wol, Saun anstatt Sohn, u. s. w. Wiewol dieses nur der Pöbel tut.

Aller dieser Misbräuche ungeachtet glaube ich doch, daſs unsere Meißnische Sprache, so wie dieselbe am Sächsischen Hofe geredet wird, allen andern Mundarten vorzuziehen sey. Wollen die übrigen Landschaften wissen, wie man daselbst spricht, so dürfen sie nur auf die Schrift sehen. Man redet hier nämlich, wie man schreibt, einige wenige Stücke ausgenommen. Z. E. das ö und ü wird nur wie e und i das eu nur wie ei das S zuweilen wie Sch ausgesprochen. Denn König klingt wie wenig, übel wie Bibel, keusch wie Fleisch, und stehen wie schtehen: dafür ein Niedersachse allezeit die Natur der Buchstaben ausdrückt. Was sonst der gemeine Mann für Fehler an sich hat, die auch wol oft vornehmern Personen ankleben, das macht keine Regel, und wird auch von Verständigen allezeit verworfen. Hingegen wird in Meißen niemand seiner Aussprache halber getadelt werden, der alles so ausspricht, wie 124 man es schreibt.

Einundzwanzigstes Blatt.

LXXXIV.

Es hat sich noch niemand gefunden, der, auf meine neuliche Einladung, mir mit besonderen Gattungen des Aberglaubens, so an seinem Orte im Schwange gehen, an die Hand gegangen wäre, als der wackere Herr von Cypressen-Wald. Ein höchst löblicher Eifer für die Vernunft hat ihn zum geschworenen Feinde des Aberglaubens gemacht. Wie er nun mit der Einfalt derjenigen ein großes Mitleid hat, die sich selbst Schreckbilder erdenken, um ihre eigene Ruhe dadurch zu stören, und sich des Tages mit Hexen, Vorbedeutungen, Wahrsagereyen u. s. w. des Nachts aber mit Poltergeistern, Mönchen, weisen Frauen u. s. w. martern und quälen: Also tut er sehr wohl, wenn er sich bemüht, seine Mitbürger von solchen Torheiten zu befreyen. Folgendes Schreiben, so ich neulich von ihm erhalten, wird dieses sattsam dartun; und ich wollte wünschen, daſs sich durch sein Exempel noch andere möchten anfeuren lassen, mir z. E. vom Schatzgraben, vom wütenden Heere, vom Bergmännchen, vom Drachen und dergl. eine etwas ausführliche Nachricht zu geben. Man wird mich allezeit bereit und willig finden dergleichen Verspottungen des Aberglaubens in meine Blätter zu rücken. Denn ich wollte nichts lieber, als daſs ich alle meine Mitbürger von solchen Altvettelischen Fabeln und der unnötigen Furcht vor denselben, da sie wie kleine Kinder vor einem verlarvten Ruprecht zittern, endlich befreyen könnte.

Edler Biedermann.

Sie haben in Ihrem 77sten Blatte* mein letztes Schreiben gütigst eingerückt, und dabey alle Biederleute ersucht, wenn ihnen merkwürdige Gattungen vom Aberglauben vorkämen, solche an sie zu überschreiben. Nun habe ich bemerkt, daſs in meinem eingedruckten Briefe Heulen der Hunde und ihr eingebildetes Wehklagen zu lesen ist, da es doch in meiner geschriebenen Nachricht eingebildete Wehklage heiſst, und dannenhero glaube ich daſs Sie solches daher geändert, weil Sie nicht gewuſst, was ich mit der eingebildeten Wehklage sagen wollen. Diese eingebildete Wehklage aber, ob sie wol noch zur Zeit niemand gesehen, ist von undenklichen Jahren allhier so bekannt als der sogenannte Mönch, und es würde einer trefflich zu tun kriegen, wer an einem von diesem zweifeln wollte. Weil ich aber doch auch nichts glauben mag, was ich nicht gewiſs weiſs, so habe ich mir viel Mühe gegeben, um zu erfahren, was man doch unter dem sogenannten Mönche und der Wehklage verstehe. 133 Dem allen aber ungeachtet, so bin ich voritzo nicht klüger hierinnen worden als vorher. Denn was man mir unter allen am deutlichsten vom Mönche gesagt, lautet etwa also: Es wäre der Mönch ein Gespenst in einer Mönchsgestalt, so den Kopf unter dem Arme trüge, auf dem Walle allhier sich sehen lieſse, und die Schildwachen daselbst plagte, in den Stadtgraben würfe und ermordete, vornehmlich, wenn was groſses vorgehen sollte. Ich kann eben nicht wissen, was Höhere, so genauere Nachricht von der Wahrheit der Sache haben können, davon glauben: ich für meine Person finde, daſs es eine ziemliche Gleichheit mit den sogenannten weisen Frauen auf manchen Schlössern habe, und mag wol eines so wahr seyn als das andere. Denn zu geschweigen, daſs ich vielmals gehört, daſs sich der Mönch sehen lassen, und also was groſses anzeigen sollen; sich aber, wie ich wol

* Dem 17. Blatt unserer Ausgabe.

angemerkt, nicht das geringste darauf zugetragen: so weiß ich auch nicht, was dergleichen Vorbedeutung, wenn sie sich auch also in der Tat so verhielte, für Nutzen haben sollte. Ja, sind manche Gespensterfreunde mit der Antwort fertig, der liebe Gott will uns mit solchen Merkzeichen zur Buße locken, damit wir dadurch das Unglück abkehren können. Kehren wir das Unglück mit unserm Gebet aber ab; so ist ja durch dergleichen Vorzeichen nichts bedeutet worden, folglich das sogenannte Vorzeichen nichts weniger als ein Vorzeichen. Kehren wir das angedrohte Übel nicht ab, und kommt ein Unglück, so hat die Vorbedeutung keinen Nutzen. Noch andere wollen es klüger treffen, und sagen: der böse Feind freue sich über das anrückende Unglück. Nun ist die Frage, ob der Teufel künftige Sachen wissen kann? Und hernach täte ja der Teufel weit gescheiter, wenn er sich nach geschehenem Unglück lustig machte, und nicht vorher; denn so wäre er gewiss, dass es wirklich geschehen wäre: so aber kann er nicht gewiss wissen ob es auch nach seiner Einbildung kommen wird oder nicht.

Also wäre nun der Mönch ein Staatsgespenst, so vornehmlich Staatsunglücke anginge; die Wehklage aber, bloß ein Gespenst von geringerer Würde, so nur durch sein Heulen einzelne Todesfälle und geringe, einzelne Personen in der Stadt betreffende Übel vorher verkündigt. Wie sieht es denn aus? Weiß und klein. Und das ist die ganze Beschreibung, so ich von so vielen Leuten, so sie gehört und gesehen haben wollen, erfahren können. Weiß muss es wol aussehen: denn die Gespenster dürfen nach der ihnen vorgeschriebenen Kleiderordnung nicht anders als schwarz oder weiß, höchstens grau erscheinen; Und ein blau oder gelb Gespenst würde einer alten Kinderfrau ebenso wunderlich vorkommen, als den Naturkundigen ein weißer Rabe. So viel ich aber aus dem mir vorgemachten Geheule der sogenannten Wehklage abnehmen kann, so ist es eine kleine Art Eulen, so

die Nacht aus den vor der Stadt gelegenen Gärten hereinfliegen, und wenn sie sich hier oder da auf ein Dach gesetzt, ihre natürliche Stimme hören lassen. Dieses hören dann die zu dergleichen Spükereyen geneigte Krankenwärterinnen, wenn sie bey den Kranken des Nachts wachen: und weil nichts natürlicher zugeht, als dass ein Kranker stirbt; so muss denn eine Eule, so den Henker weiß, ob ein Kranker in der Welt ist, unter dem Namen der Wehklage, den Tod vorher angemeldet haben. Dieses sind also unsere beyden Stadtteufel, Geister oder Gespenster. Ich glaube in der Tat, diese Märlein stammen noch von den ältesten Heyden her. Denn wie dieselben besondere Schutzgötter einer Stadt oder einem Lande zuordneten: so wussten sie auch, was diese oder jene Stadt für Feinde unter den Göttern hatte. Und wir Christen, die wir alle andere Glaubensverwandten verdammen wollen, sind so einfältig, solchen 1:4 heydnischen Tand beyzubehalten! Ich glaube nicht, dass jemals jemand von diesen beyden Gespenstern etwas zu Papier zu bringen sich die Mühe gegeben; aber ich habe es mit Fleiß getan: teils um Ihnen zu den absonderlichen Gattungen des Aberglaubens einen kleinen Beytrag zu tun; teils um vielleicht einem Gönner dieser Ungeheuer Gelegenheit zu geben, etwas mehrers hiervon aufzusetzen. Ich wollte, es wären noch mehre meiner Meynung und berichteten gleichfalls an Sie, was jeder in seiner Stadt für Poltergeister hätte. Man würde dadurch Gelegenheit haben, gar vieles wider dergleichen Gespenster anzuführen, und ihren hartnäckigen Verteidigern den Verstand zu öffnen. Ich bin Dero

Freund und Diener

Ernst von Cypressenwald.

Dresden, 1728, den 4. Dez.

Mein Herr Korrespondent ist glücklich im Raten gewesen. Ich hatte wirklich von der Wehklage mein

Tage nichts gehört; daher es denn auch kam, daſs ich neulich durch eine kleine Änderung einem vermeynten Schreibfehler abzuhelfen dachte. Indessen ist mirs lieb, daſs man mir zurecht geholfen. Daſs aber die Eulen durch ihr Geschrey den Tod verkünden, ist ein sehr gemeiner Aberglauben. Gewisse Naturkündiger bemühen sich gar, die Ursache davon zu geben, ehe sie noch versichert sind, ob solches sich in der Tat so befindet. Sie kommen mir daher nicht anders vor, als diejenigen gelehrten Männer im vorigen Jahrhundert, die ganze Schriften und Bücher heraus gaben, als in Schlesien einem gewissen Kinde ein goldener Zahn gewachsen seyn sollte. Man untersuchte die Ursachen, man ward uneins darüber, man stritt, man prophezeyte; und es konnte nichts weniger als ein Türkenkrieg darauf erfolgen. Zu allerletzt fragte man den Goldschmied um Rat: und dieser fand, daſs man betrügerischer Weise dem Kinde ein dünnes Goldblech um den wahren Zahn gebogen hatte. Schade, ewig schade um die schönen natürlichen Ursachen so man allbereit davon ausgesonnen.

Hier will ich noch ein anderes Schreiben einrücken, so von einem aufgeweckten Kopf zu Beschämung unserer Sprachenmischer abgefaſst und mir zugeschickt worden.

Monsieur mon-tres honoré Bidermann,

Sie pardonir, dass ick nehm die Hardiesse, sie su mack mein Reverence mit ehne klehne Brief. Ehn Affair die mir aht passir, sie mack mir Encouragement, dass ick muss incommodir Sie, um su less die schleckte Buchstab von mir. Sie Monsieur Bidermann Sie ahn keschrieb schon ehne langhe Seit alle Wock ehn klehn Piece, darinn Sie corrigir die Leuth die seyn incommodir mit diverses Ubelstand, und die sik mack Ankewohneiht

von allerhand so nit iss von kut Manier. Sie ahn kans wohl Raison, und viel Leut die ahn kut Esprit, sie lob reckt viel die schœn Dessein von Sie. Ick ock, ick ahb keless allseit ihr Pieçe mit grand Plaisir, und ick ahb besahl mit Contentement die ahlbe Krosch vor ehn jede Stuck; weil sie mir kefall wohl. Allehn mon cher Amy! ehn ehnsick nur sie chagrinir mir, und meine kute Lansse-Leuten in ihre Pieçe. Ick will sie sagk: Sie Monsieur Bidermann sie ahn ehn kross Passion uff die Leut die mack ehn Corruption von die Deuschen Sprack, und sie will nit kern leid, dass die Deusch, wenn sie parlir deusch, soll ruinir die 135 deusche Sprack mit Expressions ons von Françœsch und Latin. Monsieur! Sie ahn reckt, ick concedir, es keb nit kar kut Resonence, wenn die Deuschmann iss wie krusse Aff, dass sie parlir mit die Sprack von ander Nation unter seine Deusch. Die ander fremd Nation sie thu nit so ridicule, denn sie penetrir wohl, dass es iss kehn kut Manier. Par bleu! die Françoss sie lack sick su Butterweck und Ohllandisch Kæss, wenn in Paris und in Franckreick woll spreck ehn Françoss, *Je suis* verbunden, als wie die Deusch, Ich bin *obligirt*, und ehrnack, *vous me ferez un* Vergnügen, wie die Deusch, Sie werden mir ein Plaisir machen. Non, ma Foi! die Françoss die Italiens und fremd Nation all susamm, sie red sein Sprack pure, die Deusch kans allehn sie iss wie die Arlequin. Et ainsi sie thu kans wohl, dass sie mack prav corrigir die Deusch. Allehn mon grand Patron! ahn sie dock la Bontée, und vermeld seine Deusch, dass die Avertissement von die kut deusch parlir, sie keœhr nur vor die Deusch, und nit vor die Deusch Françoss. Worum? damit nit werd so raillir wir arme pauvres Teuef. Ick will sie was ersehl: Vor nit viel langk ick war uff ehn Caffée-Auhsen, und ick trinck ehn albe Maas von Caffée vor mein Depenses, und quelque fois ick parlir mit ehne

bon Amy. An ehn ander Tisch, es siss daran etlick Student von kans klehn Alter, die attendir kans fleissig all mein Discours, und viel offt wenn ick parlir, sie lack wie die Fou, und sie moquir sick reckt viel, & ensuite die Ehn spreck kar ehnmal: Die Monsieur aht kewits nit keless die Bidermann, sonst sie werd nit mack so ehn Melange von deusch und Françœsch. Ick ahb kahr wohl versteh all mit einand, und mir chagrinir wie der Teuf, mais ick darf mir nit movir. Worum? Ick bin kewess kanss allehn, und die ander sie war sussam ehn ahlbe dussend, ick klaub sie ähtt mir keschmiss su *Epigramma*. Ick muss kedenck Patience par force, und ick bild mir ein, mir aht ketret ehn klehne Thier mit krosse Ohr, ehrnack ick ahb mir bald retirir nack meine Logis. Monsieur Bidermann! n'est ce pas? Die Monsieur Purße die aht nit reckt, sie soll mack ehn Difference unter die Deusch, und unter die Deusch Françoss. Sie soll premierement inquirir, worum ick red ainsi, ob ick a Dessein, oder ob ick thu von meine Naturell, ehrnack sie kan raisonir, wie sie will, und nit so malhereux, wie alte Bauer-Frau. Nack diese Affaire ick bin nit mehr marchir uff Caffée Auhssen, denn worum? Ick fürckt mir, dass nock mehr Nez sages sie werd moquir über mein Parlir, und ick wehs kanss wohl dass ick ahb ehn Leber von viel kross Feur und Sorn, und ehrnack ick werd nit leid, und ick mack ehn klehn Unkluck mit masacrir all susamm. Darum, ick bitt treshumbiement, sie befehl die Deusch, dass sie lass en Repos, uns kute Deusch Françoss, und sagk sie nur: Dass mir nit keh an die Bidermann, mit die Seit wir woll schon lern parlir kut Deusch, allehn jessund es iss impossible. Aber die Deusch die iss kebohr mit die deusche Sprack, und die kan schon parlir kut deusch, wenn sie nit will affectir, damit sie nit werd avec le Tems Françœsche Deusch. Nu adjeu Monsieur Bidermann, vor die kut

Amitié und Kefallikeiten ick und all mein Lanssleuten wir werd seyn obligir und toujours restir wie ick

Monsieur

mon tres honoré Bidermann
Votre
tres obeissant & treshumble Valet

Jean Chretien Doucement.

136 Leipsick, den 1. December 1728.

Zweyundzwanzigstes Blatt.

LXXXV.

Aus einem neulichen Blatte der gelehrten Zeitungen ist mir ein Titel einer Schrift bekannt worden, der mir zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß gegeben. Er heißt: „Das in unsern Opern-„Theatris und Comödienbühnen siechende Christentum, „und siegende Heydentum, auf Veranlassung zweyer „wider den musikalischen Patrioten sich empörenden „Hamburgischen Theatral Malcontenten Musandri „und Harmonii, betrachtet und zur Schau und Scheu, „die so schwer bey Menschen, noch schwerer bey Gott „sich legitimirende Profession der Operisten und „Comödianten zu entdecken, und alle Christliche „Herzen von der gleichen Lebensart und Besuch „dieser Schauplätze der Eitelkeit abzuschrecken, in „einem Gespräch vorgestellt von Leuthold und Lieb-„hold. Gedruckt zu Canterbury". Meines Erachtens wird ein jeder Verständiger aus den vielfältigen Spielwerken, so in diesem Titel vorkommen, leicht schließen können, daß der Verfasser desselben ein ehrlicher Schulmann von altem Schrot und Korn seyn müsse, der die Kunst noch nicht verlernt hat, in dem Gleichlaut einiger Sylben eine vermeynte Scharfsinnigkeit sehen zu lassen. Denn was ist das siechende Christentum und siegende Heydentum, die Schau und Scheu, so schwer und noch schwerer, zu entdecken und abzuschrecken, Leuthold und Liebhold; was ist dieses alles, sage ich, als eine neue Probe von dem übeln Geschmack unserer Vorfahren in der Schreibart?

Noch ein seltsameres Wortspiel steckt in dem Orte wo das Werk gedruckt seyn soll. Denn wer sollte sichs wol einbilden, daſs Canterbury deswegen auf den Titel des Werkes gesetzt worden, weil der Verfasser ein Kantor ist? Und das würde ich selbst nicht erraten haben, wenn es nicht in den gelehrten Zeitungen dabey gestanden hätte. Seinen Namen und den Ort seines Aufenthalts mag ich nicht erwähnen. Ich bekümmere mich nur um die Sachen, ohne alle Absicht, den Personen zu schaden, und warne meine Leser vor solchen kindischen Spielen, ohne die Liebe gegen meinen Nächsten aus den Augen zu setzen.

Die Absicht des ganzen Gespräches geht wider die Theatralischen Poesien die der Autor aus einem wohlgemeynten aber vielleicht nicht sattsam überlegten Eifer verhaſst zu machen sucht. Er hat recht, daſs alles, so dem Christentume, das ist den Begriffen, so wir von Gott und göttlichen Dingen haben, und den guten Sitten, dazu uns die Moral des N. T. Anleitung gibt, zuwiderläuft, in dem gemeinen Wesen nicht zu dulden sey. Er irrt aber meines Erachtens, wenn er dieses ohne Unterschied auf alle Theatralische Schauspiele ziehen will; gerade als ob sie durchgehends gleich sträflich wären, und ihrem Wesen nach 137 unmöglich anders als schlimm seyn könnten.

Fürs erste dünkt mich, hätte man Ursache gehabt, einen gebührenden Unterschied unter dem rechten Gebrauch und Misbrauch einer Sache, zu beobachten. Wollte man diesen aus den Augen setzen, mein Gott! was würde man nicht für Dinge abschaffen müssen. Selbst die Schulen, dabey der Herr Verfasser ein nützliches Werkzeug abgibt, würden nicht zu dulden seyn; weil es ja bekannt ist, daſs allezeit mehr böse Buben als rechtschaffene Leute darin erzogen werden. Und sogar die Musik, davon derselbe Profession macht, würde man aus der Republik verbannen

müssen. Denn wer weiß nicht, zu wie viel sündigen Dingen dieselbe, auch außer den Opern, schon Gelegenheit und Vorschub gegeben? Wie manches überflüssige Glas Wein würde nicht verschwendet werden, wenn es nicht Trompeten und Pauken gäbe, deren rasendes Getön die Trinkenden auch zu den größten Gesundheitgläsern herzhaft genug macht. Anderer Üppigkeiten, so bey Musiken vorgehen, voritzo zu geschweigen. Denn was für geile und unzüchtige Lieder werden nicht vermittelst der Vokalmusik angenehm und eben deswegen desto gefährlicher gemacht: zu welcher doch der Herr Verfasser dieses Gesprächs in einem andern Werkchen: Musica vocalis in nuce, d. i. die Singekunst in einer Nuss, genannt, eine eigene Anleitung ans Licht gestellt?

Derowegen dünkt mich nun, dass auch ein großer Unterschied unter den Opern und Komödien zu machen sey. Ich gebe zu, dass es viele dergleichen Theatralische Stücke gibt, die den guten Sitten schädlicher sind, als die Pest einem Lande. Unartige Poeten erfüllen diese ihre Meisterstücke mit so vielen Unflätereyen, und führen die ärgerlichsten Laster unter so reizenden Gestalten auf, dass die Unschuld dadurch entweder verführt, oder doch sehr hart bestürmt werden muss. Und alsdann wird freylich eine solche Schaubühne ein öffentlicher Tempel der Laster, aus welchem man immer verderbter zurück kommt als man hineingegangen. Allein was tut dieses alles wider die Schauspiele überhaupt? Besteht denn irgend das Wesen einer solchen Poesie darin, dass man die Tugend bestreiten, und das Laster in Schwung bringen muss? Das hat noch niemand geglaubt, viel weniger erwiesen. Ja es liegen so viele von den untadeligsten Schauspielen in öffentlichem Drucke der Welt vor Augen, dass ich kein Wort mehr davon sagen darf. Was nun zu einer

unschuldigen Belustigung des Menschen dient, ja was selbst der Tugend die besten Dienste tut und das Laster auszurotten behilflich ist, wenn es recht gebraucht wird; sollte man das wol ohne alle Barmherzigkeit abschaffen wollen?

Fürs andere hat es eine ganz andere Bewandnis mit der Oper, als mit der Komödie. Es ist sehr schwer jene sowohl als diese zu verteidigen. Die Reizungen zur Wollust sind ihr so eigentümlich, daß sie ohne dieselben ihre ganze Annehmlichkeit verlieren und also keine Zuschauer haben würde. Ihr Inhalt ist allezeit eine seltsame Liebesgeschichte, darin allerhand phantastische Romanstreiche blos zu dem Ende erdichtet werden, damit das zarte Gift desto begieriger möge eingesogen werden. Eine unverschämte Poesie, entzückende Musik, blendende Pracht der Schaubühne, freche Kleidung und unzüchtige Stellung der spielenden Personen vereinigen alle ihre Kräfte mit einander, um einem schwachen Zuhörer die schädlichste Gemütsneigung, ich meyne die Wollust, rege zu machen. Dieser Endzweck wird auch gemeiniglich so wohl erhalten, daß ich es einem gewissen französischen 138 Skribenten* nicht verdenke, wenn er den berufenen Lulli, als den größten Opernmusikum, so redend einführt: „Ich habe mir von einem gewissen Pfeiffer „der Königin Klytemnestra was sagen lassen, = = = „von welchem man vorgibt, daß seine Musik bey „dem Frauenzimmer die Liebe zur Keuschheit gewirkt „habe. Was mich anlangt; so gestehe ich frey heraus, „daß meine Sachen gerade das Widerspiel gewirkt, „und daß ich mit großem Fortgange an der Ver„schlimmerung der Sitten meiner Zeit gearbeitet habe." Meine Absicht ist bey dem allen nicht eine ausführliche Beurteilung der Opern abzufassen: Dieses will ich mir auf ein andermal vorbehalten. Ich habe

* Des Callieres, Hist. poet. de la Guerre &c p. m. 234.

nur blos erwähnen wollen, was diese Art von Schauspielen in die Sitten der Zuschauer für einen Einfluss hat; der auch von derselben fast unmöglich getrennt werden kann.

Ganz anders verhält es sich mit regelmäßigen Trauerspielen und Lustspielen. Jene stellen uns die Unglücksfälle hoher Häupter, großer Helden und Staatsleute vor, insoweit dieselben für Folgerungen aus ihren bösen Handlungen anzusehen sind. Da erwecken nun die kläglichen Schicksale, so ihnen begegnen, in allen Zuhörern ein Schrecken, aber zugleich einen Abscheu vor den Lastern, dadurch sie sich dieselben zugezogen. Leidet ja einmal die Unschuld und Tugend von der Gewalt der Gottlosen ein Unrecht: so erweckt dieses ein Mitleiden gegen die beleidigte Person, und einen Hass gegen ihre gottlosen Feinde. Ein kluger Poet aber lässt die Tugend in seiner Tragödie zwar drücken; aber nicht unterdrücken: damit er in ihren Liebhabern die Liebe derselben nicht schwächen möge. Er feuert dieselbe vielmehr desto heftiger an, wenn er die Unschuld doch zuletzt als eine Siegerin in vollem Glück abbildet, und dadurch bei wohlgearteten Gemütern eine allgemeine Freude erweckt. Dies ist das Wesen eines guten Trauerspiels, so wie uns die Regeln und Exempel der Alten solches vorgeschrieben. Was ist nun hierin der Tugend zuwider? Warum sollte man dergleichen wohleingerichtete Tragödien im gemeinen Wesen nicht dulden?

Ebenso verhält sichs mit einer guten Komödie. Es ist wahr: sie sucht bey ihren Zuschauern ein Gelächter zu erwecken, und sie also zu belustigen. Aber wodurch? durch nichts anders, als durch die lebhafte Vorstellung lächerlicher Torheiten, die unter den Menschen im Schwange gehen. Kommen nun darin viel verliebte Fabeln, Betrügereyen, bos-

hafte Knechte, untreue Eheleute, geizige Greiſe u. ſ. w. vor; ſo geſchieht es deswegen, weil dieſes die gemeinen Laſter ſind, die alſo am meiſten verdienen lächerlich gemacht zu werden. Die Tugend hingegen wird in einem regelmäßigen Luſtſpiele niemals verächtlich gemacht oder ſonſt angegriffen. Moliere, der berühmte franzöſiſche Komödienſchreiber, iſt ausdrücklich von dem großen Fenelon in ſeinen Gedanken von der Poeſie deswegen getadelt worden, daſs er nicht in allen ſeinen Luſtſpielen Behutſamkeit genug gebraucht, ſondern zuweilen auch einen betrogenen Herrn, Vater oder Ehemann auslachen laſſen, ohne die Unſchuld desſelben auf andere Art zu retten. Was hat nun auch die Komödie ſo ſtrafbares an ſich, weswegen ſie in einer Chriſtlichen Republik nicht zu erlauben, viel weniger zu beſuchen wäre?

Ja, wird man ſagen: Die luſtige Perſon in derſelben kann nicht beſtehen, ohne viel ärgerliche Poſſen und garſtige Fratzen vorzubringen. Ich antworte darauf erſtlich: daſs die luſtige Perſon nicht eben in allen Komödien vorkommen darf. Die andern Perſonen machen durch ihre ſeltſame Handlungen
139 ohne dem genug zu lachen; und man darf alſo nicht allezeit eine eigene Rolle für denjenigen haben, der die Zuſchauer vergnügen ſoll. Geſetzt aber, man braucht einen luſtigen Diener, Soldaten, Boten oder Schreiber; ſo darf doch derſelbe nicht eben durch was ſchändliches das Gelächter erwecken. Der müſſte ſehr arm an guten Einfällen ſeyn, der nicht bey ſo vielen närriſchen Begebenheiten, ſo auf der Bühne vorkommen, irgend was Luſtiges ſagen könnte, ohne die Regeln der Ehrbarkeit zu verletzen. Zu geſchweigen, daſs in regelmäßigen Komödien der Verfaſſer oder Poet ſelbſt der luſtigen Perſon die meiſten Scherzreden in den Mund legt. Ich rede alſo hier von einem luſtigen Harlekin, nicht aber von einem un-

flätigen Hanswurst, der mit Quacksalbern, Taschenspielern, Marionetten und Marktschreyern von Dorf zu Dorf herumzieht. Man weiß wol, daſs diese Art von Leuten ihre Scharfsinnigkeit in Zoten, und ihren Witz in einer mehr als bäuerischen Unflätereỹ sucht. Dieselben mag ich also nicht verteidigen: ich verabscheue vielmehr alles, was dieselben unehrbares und schändliches vorzubringen pflegen.

Da ich vorhin von den Opern mein unparteyisches Urteil entdeckt, so will ich damit weder den Poeten noch den Virtuosen, die teils den Text, teils die Musik dazu verfertigen, zu nahe treten. Ich bedaure vielmehr, daſs jene ihren trefflichen Witz nicht vielmehr in einer lehrreichen Tragödie anwenden, und also den alten Dichtern den Preis streitig machen wollen, als daſs sie sich dem verderbten Geschmack, den uns ein Phantastischer Italiener am Savoyischen Hofe, mit Namen Cesti aufgebracht, bequemen. Und ich beklage auch die Meister in der Musik, die sich genötigt sehen, durch ihre göttliche Kunst, der Geilheit und Wollust zu statten zu kommen, ja so zu reden einer giftigen Poesie das rechte Leben zu geben. Wie viel edler könnten sie nicht dieselbe anwenden, wenn sie, wie der berühmte Hamburgische Künstler Telemann, in geistlichen und ehrbahren Stücken ihr Talent wiesen. Dieser berühmte Mann ist einer von den dreyen musikalischen Meistern, die heutzutage unserm Vaterlande Ehre machen. Händel wird in London von allen Kennern bewundert, und der Herr Kapellmeister Bach ist in Sachsen das Haupt unter seinesgleichen. Sie breiten auch ihre Sachen nicht nur in Deutschland aus, sondern Italien, Frankreich und England lassen sich dieselben häufig zuschicken und vergnügen sich schon darüber.

Sonderlich höre ich von dem obgedachten Herrn Telemann rühmen, daſs er sich nach dem Geschmack

aller Liebhaber zu richten weiß. Er folgt zuweilen der Welschen, zuweilen der französischen, oftmals auch einer vermischten Art im Setzen seiner Stücke. Er vermeidet alle ausschweifende Schwierigkeiten, die nur Meistern gefallen könnten, und zieht die lieblichen Abwechselungen der Töne allezeit den weitgesuchten vor, ob sie gleich künstlich seyn möchten. Und was ist vernünftiger als dieses? Denn da die Musik zum Vergnügen des Menschen dienen soll; so muss ja ein Künstler ein größeres Lob verdienen, wenn er bey seinen Zuhörern eine lächelnde Miene, und vergnügte Stellung wirkt; als wenn er bloß eine ängstliche Verwunderung und lauter in Falten gezogene Angesichter verursacht hätte. Ehestens werde ich in einem eigenen Stücke von andern Musikalischen 140 Schönheiten meine Leser zu unterhalten suchen.

Dreyundzwanzigstes Blatt.

LXXXVI.

Es scheint nicht anders, als wenn mein Schreiben, so ich vor etlichen Monaten an den König von Portugal abgelassen, nicht nur richtig daselbst eingelaufen, sondern auch wohl aufgenommen wäre. Die öffentlichen Zeitungen haben mir die erfreuliche Nachricht gegeben, daſs dieser erleuchtete Monarch das grausame Inquisitionsgericht seiner Geistlichen durch seine gerechte Königliche Gewalt eingeschränkt, und also dessen tyrannischen Bluturteilen Einhalt getan habe. Dieses war nun eben einer von den Punkten, dazu ich in meinem obgedachten Schreiben einen untertänigsten Vorschlag getan. Es mag aber die höchstweisliche Anstalt, so deswegen gemacht worden, eine Wirkung meines Schreibens seyn oder nicht: so verdient doch dieser großmütige Prinz ein ungemeines Lob, daſs er den herzhaften Entschluſs gefaſst, die Gewalt der Pfaffen in ihre gebührende Gränzen zu schließen. Bisher hat dieses blutgierige Gericht die vermeynten Verbrecher, nach einem unbesonnenen Religionseifer, sogleich fest genommen und allezeit, ohne ihre Verteidigung zu hören, verurteilt, ja das Urteil, ohne Königliche Bestätigung, ungerechter Weise vollzogen. Nunmehro aber soll es allen Beklagten erlaubt seyn, sich gleich andern Übertretern der weltlichen Gesetze, durch Advokaten verteidigen zu lassen; und die Urteile, so man über sie fällen wird, sollen künftig nicht eher vollzogen werden, bis sie durch

den Königlichen Beyfall bestärkt und also rechtskräftig werden gemacht seyn. Welche Verordnung könnte nun von einer größeren Billigkeit eines Potentaten zeigen? Und wodurch hätte ein Regent eine deutlichere Probe seiner Gerechtigkeit abzulegen vermocht?

Der Römische Hof sieht auch die übeln Folgerungen schon vorher, die sein Eigensinn in diesem aufgeklärten Lande gewirkt. Er gibt schon gute Worte; er bequemt sich allen Anforderungen: Aber es ist nichts mehr zu wünschen, als dass seine Gelindigkeit vergeblich seyn möge. Der Kanton Luzern scheint sich auch wenig an den angedrohten Bann zu kehren, und behauptet seine Freiheiten mit einer lobwürdigen Beständigkeit. Wie viel Gutes lässt uns dieses alles nicht hoffen! Wie sehr wird das Reich der Finsternis nicht ins Abnehmen geraten, wenn der Welt überall die Augen aufgehen werden! Das neulich im Deutschen herausgekommene Märchen von der Tonne, wird ohne Zweifel auch in unserm Vaterlande sehr viel dazu beytragen. Der Römische Aberglaube wird darin auf eine so sinnreiche Art zum Gelächter gemacht, dass ich meinen Lesern nichts nützlichers als ein so treffliches Buch anraten kann. Und da ich 141 auch gern zur Beförderung und Erhaltung der Evangelischen Religion etwas beytragen möchte: so weiß ich in solcher Absicht nichts Ersprießlichers zu unternehmen, als die Übersetzung folgendes Schreibens. Der Verfasser desselben ist ein geborener Papiste, der auch noch diese Stunde in Paris am Leben, aber im Herzen nichts weniger als ein Katholik ist. Er dichtet, dass dieser Brief aus Ostindien geschrieben worden, stellt aber unter einer sinnreichen Fabel die Zeiten der seligen Reformation vor: und weil er darin der Protestantischen Kirche unstreitig den Vorzug gibt; so ist er meines Erachtens unter die Zeugen der Wahrheit zu rechnen. Der Brief lautet so:

Auszug eines Briefes aus Batavia in Ostindien vom 27. Nov. 1684, wie selbiger in einem Schreiben des Hrn. von Fontenelle an den Hrn. Basnage zu Rotterdam abgelassen, befindlich gewesen.

Sie wissen, mein Herr, dass in der benachbarten Insel Borneo nur die Weiber zur Krone kommen können. Die Einwohner derselben wollen durchaus Regenten haben, die wahrhaftig aus Königlichem Geblüte entsprossen sind, und haben dabey eine so üble Meynung von der ehelichen Treue des Frauenzimmers, dass sie allezeit eine Königin haben müssen, als der ihre Kinder unwidersprechlich zugehören: Und mehrerer Sicherheit halber, müssen die Großen des Reichs allezeit zugegen seyn, wenn dieselben entbunden werden. Vor einigen Jahren starb die Königin Mliseo, und ihre Prinzessin Mreo folgte ihr nach, ward auch in allen Landschaften ohne Schwierigkeit angenommen. Der Anfang ihrer Regierung gefiel ihren Untertanen noch so ziemlich: aber die Neuerungen, so sie allmählich einführte, machten das Volk misvergnügt. Mreo wollte, dass alle ihre Bediente Verschnittene seyn sollten: Ein sehr hartes Gesetz, welches seither noch keinem war auferlegt worden! Indessen aber ließ sie selbige doch nur auf eine gewisse Art verstümmeln, dabey die Ehemänner noch Ursache genug behielten, sich über dieselben zu beschweren.

Es ist daselbst gewöhnlich, dass die Königinnen an gewissen Festtagen ihren Untertanen Gastereyen anstellen. Mreo aber entzog ihnen die Hälfte von dem, so die vorigen Königinnen gegeben hatten. Das Brot war überdas in der ganzen Insel entsetzlich teuer, und man wusste nicht, wo es geblieben seyn müsste, außer das gewisse Schwarzkünstler, die sie in Sold hatte, dasselbe durch ihre Beschwörungen vernichten mussten. Noch weit mehr beschwerte man sich über gewisse neugebaute Gefängnisse, in welche sie die Verbrecher warf; daraus sie aber für Geld losgelassen wurden, welches denn ihren Schatz

augenscheinlich bereicherte. Nichts verdross indessen die Einwohner von Borneo mehr, als der Saal der Leichname, der in dem Palaste der Königin befindlich war: Wiewol, eigentlich davon zu reden, dieses den Untertanen eben kein wirkliches Übel verursachte. Sie ließ die Körper ihrer Lieblinge, sobald sie starben, einbalsamiren. Man pflanzte sie mit großen Zeremonien in diesen Saal, und ehe man in der Mreo Zimmer kommen konnte, musste man vor denselben seine Reverenz machen. Es gab aber sehr unbändige und zur Freyheit geneigte Gemüter daselbst, so sich zu dem allen nicht entschließen konnten.

In dieser Verfassung standen die Einwohner der Insel, als sich eine neue Königin hervorfand, die sich gleichfalls für eine Prinzessin der Mliseo ausgab, und die Mreo vom Throne stürzen wollte. Diese machte den Anfang mit Abschaffung aller Neuerungen, darüber man sich beschwerte. Sie litt keine Verschnittene um sich, keine Zauberer, die das Brot teuer machten, keinen Saal für 142 die Körper, keine Gefängnisse, außer nach alter Art, keine unvollkommenen Gastmahle. Ich hätte bald vergessen, ihnen zu berichten, dass die Borneer dafür halten, die rechtmäßigen Kinder müssten ihren Ältern ähnlich seyn. Eenegu, so nannte sich die neue Regentin, war der sel. Königin Mliseo vollkommen ähnlich, anstatt dass Mreo fast nicht die geringste Spur von ihr hatte. Ja man hatte angemerkt, dass Mreo sich nicht gern öffentlich sehen ließ, wie denn auch die Rede gieng, dass sie die Bilder von der Mliseo, soviel ihr möglich war, zu verbergen suchte. Eenegu dagegen brachte dieselben mit aller Gewalt hervor, und machte sehr viel Werks aus ihrer Ähnlichkeit mit denselben.

Mreo hatte indessen einen großen Vorzug von ihrer Seite. Denn es war ausgemacht dass sie von der Mliseo geboren wäre; zum wenigsten im Absehen auf den Bericht der Herren, die dabey gewesen seyn sollten: Die Geburt der Eenegu aber hatten sie nicht gesehen. Es ist wahr,

Cenegu gab vor, sie wären bestochen worden, welches aber nicht sehr wahrscheinlich war. Sie erzählte auch eine Historie von ihrer Geburt, nach welcher sie sich für eine rechte Tochter der Mliseo ausgab: Das war aber eine fast unglaubliche Geschichte, und kam bald so heraus, als die Erzählung von H. Geran, davon man in unserm Europa so viel geredet hat. Indessen hat der Streit der beiden Königinnen die ganze Insel geteilt, und an allen Enden Krieg erregt. Einige streiten für die Ähnlichkeit wider die gewisse Geburt: Die andern haltens mit der Geburt wider die Ähnlichkeit. Man hat untereinander sehr blutige Kriege geführt, und keine Partey hat die andere überwältigen können. Man glaubt indessen Mreo werde die Oberhand bekommen.

Nicht längst hatte sie einen Teil von den Völkern der Cenegu in sehr gefährlichen Orten überrumpelt und sich den Eid der Treue schwören lassen. Ist ihre Partey dadurch nicht sonderlich verstärkt worden, weil diese Soldaten nicht gar zu gern unter ihrer Fahne streiten: so ist zum wenigsten die Gegenpartey dadurch geschwächt worden. Künftiges Jahr will ich ihnen den Erfolg dieses Krieges berichten; weil Sie nämlich ein so großer Liebhaber der Historie sind, daſs Sie nicht einmal die Geschichte barbarischer Länder verabsäumen, wo so seltsame Sitten und Gewohnheiten im Schwange gehen.

Um diese Fabel einem jeden verständlich zu machen, so ist zu wissen, daſs der Name Mliseo durch Versetzung der Buchstaben Solime; Mreo Rom; und Cenegu Geneve heißt, davon jenes die Jüdische, das andere die Katholische, und dieses die Protestantische Kirche bedeutet. Die Verschnittenen sind die Mönche; die Hexenmeister die Meſspfaffen; die Vernichtung des Brotes ist die wesentliche Verwandlung im Abendmahl. Die Gefängnisse bedeuten das Fegefeuer, die balsamierten Körper die Bilder und Gebeine der Heiligen. Die Zeugen, so bey der Geburt gewesen,

bedeuten die Tradition; die Gemälde der verstorbenen Königin die Schrift. Endlich die Völker, so von Mreo gezwungen worden, den Eyd der Treue zu schwören, bedeuten die Verfolgungen der Reformirten in Frankreich u. s. w. Mehr darf ich nicht hinzusetzen; Den übrigen Platz mag folgende Antwort anfüllen, so ich aus Konstantinopel erhalten habe.

So Gott der Höchste will, gelange dieses Schreiben an die Gegenwart des vortrefflichen und glänzenden Lehrers der Wissenschaften, der Krone der Poeten und des Edelgesteins der Beredsamkeit, der da ist einer der vornehmsten Gelehrten, welche sich in das große Meer der Gelehrsamkeit untertauchen, und in der größten 143 Eingezogenheit leben.

Nachdem Eure geehrte Schrift in meine Hände gegeben, und von mir gelesen worden: So habe mich verwundert über Euer Begehren. Die Kunst zu drucken die Bücher, so, daß sie scheinen als wenn sie geschrieben wären, kommt mir vor, als eine Sache die nicht möglich ist. Denn wenn es möglich wäre, hätten wir Muselmänner schon längst diesen Weg erwählt zur Ausstreuung der Gelehrsamkeit. Aber zürnet nicht über mich, daß ich mich nicht entschließen kann, die Bücherdruckerey zu billigen. Ich will Euch zeigen den Schaden, den diese neue Erfindung in Euren Landen verursacht hat. Ist es nicht wahr? da Euren Vorfahren diese Neuigkeit noch unbekannt gewesen, war die größte Ruhe und Einigkeit in der Religion, war die größte Sicherheit und Schutz in den Reichen und Ländern, war der größte Ruhm der Priester, und hohe Verehrung der Juristen, ja die größte Belohnung aller Gelehrten. Wendet Eure Augen zurück in die alten Zeiten, und stellt eine Vergleichung derselben an mit Eurem jetzigen Zustande. Eure Priester werden gering geschätzt, wie ich von den Kaufleuten aus Eurem Lande vernommen habe; Eure Gelehrten werden jetzt

weniger estimirt, als Kaufleute und Soldaten; Eure Gelehrten müssen zum Teil betteln gehen. Was ist die Ursache? Eure Bücherdruckerey. Seht dagegen unsere Gelehrten an! Wenn ein Gelehrter bey uns ein Buch zierlich abschreibt, großen Rand dabey leer lässt, ansehnliche und schöne deutliche Schrift braucht, fein genugsamen Raum zwischen den Zeilen und Versiculn lässt, und es einem vornehmen, geehrten oder reichen Mann verkauft, werden ihm dafür ein, zwey, drey, bis fünfhundert, ja bisweilen auch tausend Löwentaler baar ausgezahlt. Das macht unsern Gelehrten einen Mut, noch mehr Bücher zu machen, und sich auf solche Art zu ernähren; da sammeln sie Geld genug und hinterlassen ihren Kindern viel Reichtum. Wir sind noch das eigentliche Volk des Geschmacks von dem Wert und Kostbarkeit gelehrter Leute. Wie längst wäre unsere Muselmännische Lehre untergegangen, wenn wir, gleich wie eure Vorfahren, die Druckerey der Bücher angenommen hätten. Niemand darf sich jetzt erkühnen, uns in der Religion zu widersprechen. Insonderheit sind wir auch begabt mit dem Geschmack der Zierlichkeit und köstlichen Materie der Schrift und Bücher, welche durch Eure Bücherdruckerey nur besudelt werden, indem Eure gedruckte Bücher gegen unsere geschriebene Bücher öfters aussehen wie ein schlechtes und schwarz bestäubtes Zimmer eines armen Mannes gegen das mit schönen Persischen Teppichen und Tschinischen Gemälden gezierte Zimmer einer Sonne der Schönheit, nämlich einer schönen Jungfrau, die als ein Mond des Glanzes in dem Firmament ihres erleuchteten Zimmers einen lieblichen Schein von sich gibt. Die Sache selbst bezeugt es. Seht unsere Türkische und Arabische geschriebene Bücher an, wie sie ganz andere Gestalt haben, als Eure gedruckten Bücher. Und wie viel Tausend Gelehrte würden dadurch arm werden, wenn wir ihnen den Gewinn vom Bücherschreiben entzögen. Denn das ist ihr gewisses und bestes Teil, davon

sie sich ernähren können und dabey allezeit ihren Wert bey den Ungelehrten sowol, als bey andern Gelehrten behalten. Demnach gönnt doch unsern Gelehrten ihre gute Zeit und den fröhlichen Zustand, darin sie bisher unter uns gelebt, so lange wir keine Kunst gewusst, die Bücher zu drucken. Mich jammert Eurer Gelehrten, dass sie bey der großen Menge Bücher die bey Euch gefunden werden, keine große Ehre erlangen, und dabey Hungers zu sterben genötigt werden. Schafft lieber die Bücherdruckerey auch bey Euch ab, so wird es für Euch und Eure Gelehrten besser seyn. Hiermit genug. Übrigens wünsche Euch Gottes Segen und Barmherzigkeit.

Euer dienstwilliger Freund

Abdallah-Mohammed, af-Hhanesi

Muffti im Reiche der Muselmänner.

Geschrieben in der von Gott bewahrten und festen Kayserl. Residenzstadt Istambôl oder Konstantinijje. Im Jahr nach der Flucht unseres Propheten 1140. Im 144 Herbstmonat.

Vierundzwanzigstes Blatt.

LXXXVIII.

Folgendem Schreiben habe ich seines nützlichen Inhaltes und der schönen Schreibart halber einen Platz in meinen Blättern nicht versagen können: obwohl ich der Lobsprüche gegen mich lieber wäre entübriget gewesen.

Hochgeehrtester Herr Biedermann!

Alle Eigenschaften, welche das alte Latien von einem redlichen Manne (bono viro) forderte, sucht man bey einem Biedermann. Dieser Ton ist zwar unsern Zeitgenossen fast unbekannt. Als Ihr Eure vernünftigen Betrachtungen zur Förderung der menschlichen Glückseligkeit den Lehrbegierigen zuerst in die Hände liefertet; zitterte die Unwissenheit bey diesem ungewohnten Schalle. Sie besorgte, es möchte eine kabbalistische Beschwörung seyn, und hielt es fast für ein bezauberndes Wort, welches entweder aus dem Gedichte der Söhne des Autolycus, womit sie das hervorströmende Geblüt des verletzten Ullysses gestillt, oder aus den Zauberliedern der Massylischen Priesterin entlehnt worden, durch deren Kraft die Flüsse stehen, die Gestirne zurückweichen, Gespenster und Nachtgeister erscheinen sollten. Ich selbst hörte von einem Jüdischen Christen, daß das Wort Biedermann nach den himmlichen Sätzen der geheimen Kabbala aus dem ersten Worte der heiligen Schrift könnte hergeleitet werden; weil nämlich im Anfang alles bieder, gut und vollkommen war. Und ich glaube gänzlich, daß man Euch für einen Hexenmeister ausgeschrieen, wo

ihr nicht durch einen gründlichen Unterricht diesem Übel vorgebaut. Denn wer nur einen fremden Namen führt, oder einige unverständliche Worte im Barte murmelt, muss bey uns ein Teufelsbanner seyn. Man wundere sich aber nicht, dass dieses Wort unsern Zeiten so ungewöhnlich ist. Man hat nicht nötig, durch Zeichen der Einbildungskraft zu Hilfe zu kommen, wenn keine Sache vorhanden ist, die man damit abbildet. Die wahrhaften Biederleute haben sich fast aus unsern Tagen verloren. Nur eine bloße Möglichkeit scheint in den meisten Orten Deutschlands davon übrig zu seyn. Was hat man daher nötig, mit dem leeren Worte das Gedächtnis zu beschweren? Habt Ihr aber Ursachen gehabt, Euch diesen Namen öffentlich beyzulegen: so habe ich keine zureichende Gründe, zu zweifeln, ob in Eurer Person ein Biedermann anzutreffen sey. Ich finde in Euren Blättern einen reinen Eifer für die Tugend. Eine vernünftige Regung, die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts zu fördern, blickt aus allen Stellen hervor. Beydes aber leitet ein durchdringender Verstand. Und da dieses alles mich überführt, dass unter andern Tugenden Euch auch die Leutseligkeit eigen seyn müsse, so trage ich kein Bedenken, Euch gegenwärtige Zeilen zu überschicken. Sie 149 sind längst verfertigt gewesen. Ob sie aber würdig sind, in Eurer Sittenlehre eine Stelle zu erhalten, überlasse ich Eurem Urteile. Ich übersende Euch nachfolgende Gedanken, wie meine Seele sie damals hervorgebracht, als mich Euer 59. Stück* dazu veranlasste. Ihr habt darin die Vorzüge eines Unverehelichten vor einem Beweibten gezeigt. Ihr habt durch Gründe zu erweisen gesucht, dass man im ehelosen Stande weit ungehinderter sein Bestes suchen könne, als wenn man sich mit einer Gehilfin versehen. Ich habe selbst oft die Torheit der Menschen bewundert, und der Sterblichen Einfalt bedauert, dass sie durch einen unbedachtsamen Vertrag

* Das 6. Blatt unserer Ausgabe.

ihre ganzen Lebenstage elend machen. Man sieht leicht, dass ich dieses nur von solchen Verbindungen verstehe, welche unvorsichtig unternommen, und aus eitelen Absichten geschlossen werden: wo lasterhafte Gemütsbewegungen die Gründe sind, warum man sich in einen solchen Stand begibt. Denn von solchen Ehen, welche die Tugend stiftet, wo eine Gleichförmigkeit der Gemüter zwey Personen traut, bin ich ganz anderer Meynung, als mein Herr Biedermann. Vielleicht finde ich Gelegenheit, solches zu anderer Zeit wider Euch zu behaupten. Itzt gedenke nur, dass bey uns so Wenige die Gabe der Keuschheit besitzen, die meisten aber zur unreinen Lust geneigt sind. Bey reifer Überlegung fand ich viele giftige Quellen, daraus dieser schädliche Strom seinen Ursprung nimmt, welcher unsere Gränzen überschwemmt. Der Raum ist zu enge, als dass er meine Gedanken fassen könnte. Itzo will ich also nur eines einzigen, und nach meiner Ansicht des vornehmsten, gedenken.

Man hat recht, wenn man eine unvernünftige Auferziehung für die unselige Mutter aller Unart erkennt. Ich nenne sie mit Bedacht eine Mutter. Denn diese trägt zwar nichts zu des Menschen Wesen bey: doch nährt sie die Frucht, und bringt sie vollkommen zur Welt, da solche vorher ein unförmlicher Wurm, und unvollkommenes Geschöpf war. So mag gleichfalls die Auferziehung nicht für die innere Ursache der Laster angegeben werden. Der Samen alles Bösen liegt in uns selbst. Der Mangel einer richtigen Erkenntnis vom Guten und Bösen, die engen Schranken unseres Verstandes können solche Ungeheuer hervorbringen. Nimmermehr aber würden sie so häufig zur Wirklichkeit gelangen, wenn nicht eine sorglose Auferziehung den Samen erweckte, und eine verdammte Nachlässigkeit das Unkraut hervorsprossen ließe. Die Geilheit oder eine unordentliche Begierde zum Beyschlaf, dadurch man bloß eine nichtige Lust zu empfinden trachtet, ist eine gebrechliche

Frucht dieser armseligen Gebärerin. Denn kaum wird itzo ein Kind geboren, so übergibt man es einfältigen Weibspersonen und lasterhaften Wärterinnen. So bald ein Neugeborener anfängt die Welt sich klarer vorzustellen; so bald empfindet er Reizungen zur sündlichen Wollust. Gibt er durch Weinen die Empfindnng eines Schmerzes zu verstehen; so soll ein unzüchtiges Geplärre solchen lindern. Soll er schlafen oder sonst etwas vornehmen, da muss eine verliebte Grille hergetrillert werden. Dieses ist so gemein, dass man auch bey Aufnehmung solcher Personen sorgfältig forscht, ob sie sich in dieser Kunst geübt. Daher bemühen sie sich auch eifrigst, diese vortreffliche Eigenschaft zu erlangen. Haben sie im Hause keine Anleitung, so laufen sie in die Vorstadt und lassen sich solche lehren. Und da kann nichts anständigers gefunden werden, als die unanständigsten Zotenreime. Die üppigsten Reden werden von jenen alten Jungfern gehört, welche die Unzucht zu Ammen gemacht. Kein Possen ist so unflätig, keine Ausdrückung so unverschämt, dass sie
150 nicht stündlich von der geilen Zunge sollten hervorgestoßen werden. Alle Redensarten der unzüchtig Verliebten, welche sie ehmals von ihrem Buhlen gehört, bedient sie sich gegen diejenigen, so anfangen, Menschen zu werden. Die verliebten Grillen, denen eine solche Person bisher nachgehangen, stecken ihr noch immer im Kopfe. Weil aber der brünstige Hans sie verlassen, da sie die Ehe forderte, so schüttet sie ihre sehnsuchtvollen Klagen vor einem unwissenden Kinde aus, und will dasselbe gleichsam unterrichten, wie es inskünftige besser, als sie, das Geliebte ins Garn locken, und darin fangen könne. Man bringt die vergällten Schmeicheleyen mit eben den Mienen vor, als bey dem Ammenmacher. Man macht die geilsten Stellungen des Leibes. Alle Bewegungen der Glieder zeugen von ihrer unreinen Seele. Man muss staunen, was solche Säugammen öfters für abscheuliche Handlungen vornehmen, entweder aus Bosheit oder Einfalt:

und das vor den Augen zarter Kinder. Unvernünftige Ältern! die ihre geliebte Frucht der Aufsicht solcher Leute anvertrauen. Bejammernswürdige Kinder, die solche Pflege haben! Wer die Natur des Leibes versteht, wird wissen, was die Speise, die von solchen Brüsten kommt, für Bewegungen verursacht. Wer die Gemüter der Menschen kennt, ist überführt, was die ersten Vorstellungen für einen Eindruck machen. Man spricht zwar insgemein: Es sind Kinder; sie verstehens nicht. Ich würde es einen dummen Einfall nennen, wenn ich nicht wüsste, dass dieser Gedanke auch von unzähligen gehegt wird, welche sich weise zu seyn dünken. Eben deswegen, weil sie es nicht verstehen, das ist nicht erkennen, dass solche Taten böse sind, sollte man behutsamer mit ihnen umgehen. Neugebrannter Zunder fängt am besten; und Neugeborene sind am geschicktesten, alles anzunehmen, was ihnen vorkommt. Ihre Seele erwacht gleichsam aus einem tiefen Schlafe. Sie weiß selbst nicht, wie ihr geschieht. Sie empfindet was Neues und Ungewöhnliches: Daher ergreift sie alles mit der heftigsten Begierde. Ob sie gleich die Worte nicht fasst; so wird ihr doch durch Beyspiele die Sache beygebracht. Exempel haben sonst in Erlernung einer Sache die stärkste Kraft, sagt Columella. Eine sinnliche Empfindung bringt Erwachsene weiter, als die nachdrücklichste Vorstellung: wie vielmehr diejenigen, welche noch nicht den Gebrauch der Vernunft haben? Die Natur hat ihnen zwar ein Vermögen, etwas zu erkennen, gegeben; die Erkenntnis selbst aber muss vermittelst der Sinne erlangt werden. Was diese berührt, müssen Kinder als Wahrheit annehmen; weil, das wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, ihre Kräfte übersteigt. Kommen ihnen demnach solche Sachen vor, die an sich böse sind und vermöge ihres Wesens unsere Unvollkommenheit wirken; so wird die Unschuld wider ihren Trieb verführt, dass sie als gut verlangt, was ihr doch schädlich ist. Es wäre zu wünschen,

daſs ſich ſolche Vorurteile nur über die Kinderjahre erſtreckten. Allein: richtet ſich unſere Seele nach gewiſſen Regeln, und haben die folgenden Gedanken ihren Grund in den vorhergehenden: ſo mache man den Schluſs, was für einen Einfluſs ſolche verdammte Anleitung in dem ganzen Leben des Menſchen hat. Man könnte alles dieſes mit geringer Mühe durch unwiderſprechliche Gründe erweiſen, wenn es nicht zu weitläufig fiele und alle Eure Leſer, ſich davon überzeugen zu laſſen, geſchickt wären. Die Erfahrung aber ſelbſt beſtätigt dieſe Sätze. Es zeigt gleich die Wirkung von der Urſache. So bald ein Kind die ſtammelnde Zunge zu gebrauchen weiß, hört man von ihm die unverſchämteſten Reden. Anſtatt, 151 daß man ſolche an ihnen mit Ernſt beſtrafen ſollte, gibt man ihnen Gelegenheit, ſich darin vollkommen zu machen. Wir beluſtigen uns, wenn ſie unzüchtige Dinge vorbringen. Reden, ſo an den üppigſten Orten nicht geduldet werden, belohnen wir mit einem lächelnden Kuſs. Man hat aber nicht Urſache, ſich darüber zu wundern. Wir haben ſie ja darin unterwieſen. Von uns haben ſie es gehört. Sie ſehen unſere Buhlen und Beyſchläferinnen. Bey unſern Gaſtgeboten werden ſolche üppige Dinge gehört und geſehen, die ein ſchamhafter Mund nicht nachſagen darf. Ich rede deswegen mit einem beredten Quintilian, weil unſere Sitten hierin mit den heydniſchen Gebräuchen des alten Roms gänzlich übereinkommen. Was für ſchädliche Zoten hören wir nicht von unſern Kindern? Wie viel unanſtändige Worte bewundern wir nicht an ihnen? Keuſchen Ohren unerträgliche Reden hält man für ein untrügliches Kennzeichen eines aufgeweckten Geiſtes. Man ſetzt eine gewiſſe Belohnung darauf, wenn ein lallender Mund dieſe oder jene Schandrede nachſagen lernt. Ehe ein Kind noch begreifen kann, was lieben heißt, legt man ihm eine Liebſte bey. Man vergnügt ſich, wenn das Söhnchen ſo artig ſeine kleine Schöne bedient, und einen Kuſs auf die itzt noch un-

schuldigen Lippen drückt. Keine Zeit hält man für edler zugebracht, als in welcher man beyde von solchen Dingen unterrichtet. Man lehrt sie erstlich Hochzeit spielen; hernach nehmen sie die kindischen Ältern bis in die Jünglingsjahre mit in ihr Schlafgemach, damit sie ja durch Wort und Beyspiel in solchen Sachen mögen unterrichtet, und eine Begierde, ihnen nachzuahmen, eingepflanzt werden. Bey reiferen Jahren lässt man sie in Gesellschaft lasterhafter Buben gehen, welche gleiches Glück der Unterweisung gehabt. Da erzählt dieser eine lustige Begebenheit, welcher sich mit seiner Jungfermagd zugetragen. Jener berichtet, was seine unzüchtige Ältern vorgenommen. Ein anderer zieht einen Liebesbrief hervor, welchen er seinem schlafenden Hauslehrer weggetragen. Der vierte weiß einige Schandzeilen aus Ovidius Kunst, zu lieben, herzusagen, welche der Vater mit grüner Tinte unterstrichen, und mit großer Sorgfalt in unsere Muttersprache übersetzt. Dann belustigt ein anderer die Gesellschaft mit einem verliebten Streiche, den er in einem vergoldeten Roman gelesen, welchen die Mutter im Fenster hat liegen lassen. Hierauf zählen sie ein ganzes Register von Romanen her, daraus sie sich erbaut. Sie wissen sich groß zu machen, dass sie manche Stunde mit größtem Vergnügen eine erdichtete Liebesgeschichte durchgeblättert. Sie zeigen, was für einen köstlichen Schatz von allerhand ausgesuchten Redensarten sie sich gesammelt; wie sie die edlen Blümchen zusammengetragen, die zärtlichsten Ausdrücke gefasst und die verbindlichsten Reden auswendig gelernt haben, damit sie bey aufstoßender Gelegenheit in romanischen Verpflichtungen ihren Geliebtesten, wo nicht zuvor, doch gleich kommen möchten. Die Ältern selbst tun ihnen zur Anschaffung solcher Bücher getreulich Vorschub. Denn das liebe Kind soll galant werden. Die Einfalt beredet sich, man könne solches nicht besser lernen, als aus fabelhaften Träumen, darinn ein verliebter Held vorgestellt wird, dessen rühmlichste Tat ist,

dass er die gefällige Halsstarrigkeit einer Schönen überwunden, und über ein schwaches Werkzeug gesiegt, sich aber selbst zum elenden Sklaven seiner rasenden Begierden gemacht hat. Dahero muss den in Gedanken galanten Kindern ein ganzes Brett voll solcher kostbaren Bücher 152 angeschafft werden.

Man empfindet ein großes Vergnügen, wenn der Augen Trost eine solche unschätzbare Schrift mit zu Bett nimmt und sich solange daraus erbaut, bis er in der späten Nacht über dem Lesen einschläft und wol gar das Bett anzündet. Man lässt ihnen Zeit, dass sie in der Kirche aus solchen Schriften sich erbauen. Eine junge Magd trägt manchmal ein schön vergoldetes Buch hinter der Jungfer her. Man glaubt, es ist ein geistreiches Gesang- oder Gebetbuch. Vergisst sie es aber im Stande, so sieht man, dass es Talanders Alcestis ist. Man verwirft nicht mit Vernunft geschriebene Romane. Aber solche ohne Unterschied lesen, ist gefährlich, in dieser Absicht töricht, und an heiligen Stätten ärgerlich. Dahero kommts, dass man die nützlichen Sittenlehren darin entweder vorbeygeht, oder sie mit verdrießlichen Augen durchsieht. Es wird ihnen bange, wenn die Lehre etwas lang ist. Man kehrt das erbauliche Blatt um und sucht das schädliche. Bey diesem stellt man eine lange Betrachtung an, Man bemüht sich, alles zu fassen, noch mehr aber in Ausübung zu bringen. Sie lernen die verführerischen Liebeszettel so vollkommen nachzumachen, dass man sie für erfahrene Meister ansehen sollte. Die Fälle, welche ihr Lehrer als möglich erdichtet, bringen sie glücklich zur Wirklichkeit. Von einem, der zehn Romane gelesen, könnte man allezeit den elften als eine wahrhafte Geschichte aufsetzen. Sie spielen solche Streiche, dass sie ein vernünftiger Romanist für widersprechend ansehen, und aus Furcht, von Verständigen ausgelacht zu werden, aus seiner Schrift weglassen würde. Um solche aber auszuführen, lassen es die Ältern weder an

Geld noch an Gelegenheit mangeln. Ist der Sohn zwölf Jahre alt, so muss er wöchentlich so viel Taler im Sack tragen, ohne dass man fragt, wozu er es anwendet. Für löbliche Taten den Minderjährigen eine Belohnung reichen, sie ermahnen es nützlich anzulegen, genaue Rechenschaft fordern, wofür sie es ausgegeben, das ermuntert sie zum Fleiß, lehrt sie, dass das Geld müsse sauer erworben werden, und gewöhnt sie an, behutsam damit umzugehen. Aber auf solche Art das Geld der Unmündigen Gewalt überlassen, heißt nichts, als ihnen ein geschicktes Mittel zur Verschwendung und Geilheit an die Hand zu geben. Hierzu hilft getreulich der bey uns so beliebte Müßiggang. Dem beschmutzten Schilfe ist nichts zuträglicher, als ein sumpfiger Lachen, und der geilen Liebe nichts vorteilhafter als der Müßiggang, wie der hierin erfahrene Ovidius angemerkt. Zu was für Arbeit gewöhnt man die Kinder? Nichts tun 153 sind bey vielen die täglichen Geschäfte. Die meisten sehen auf die äußerliche Aufführung. Um die Erleuchtung des Verstandes, um die Besserung des Willens ist man wenig bekümmert. Viele setzen ihren Kindern zwar Lehren vor, aber ohne acht zu haben, ob sie diese Vollkommenheiten der Seele besitzen. Die wenigsten von solchen Lehrern wissen, was Verstand und Tugend sey, und sollen doch andere dazu anführen. Dahero nimmt man unnützes Spielwerk vor. Läppische Possen sind die heylsamen Lehren, damit man den Unverständigen einen blauen Dunst vor die Augen macht. Was in die Sinne fällt, muss gelehrt heißen. Sucht aber ein Verständiger die Vollkommenheit seiner Untergebenen, ist er bemüht jedes nach seiner Gemütsneigung zu lenken, vom Blendwerke der Sinnen abzuziehen, und sie zur gründlichen Erkenntnis seiner und anderer Dinge außer sich anzuführen; so muss er gewärtig seyn, dass man ihn als Grillenfänger seines Dienstes erlässt. Man meynt, dieses gehöre für diejenigen, welche im Schulstaub die

Pfennige suchen müssen. Ihren Kindern wird Merkurius die Luidore in Säcken bringen. Alle Menschen verbindet die Natur sich selbst zu erkennen und nach ihren Gesetzen zu leben. Der Reichste hat die größten Pflichten zu beobachten. Dieses aber lernt man nicht aus nachlässiger Lesung neuer Zeitungen, viel weniger aus abgeschmackten Briefstellern. Weil aber hierdurch das liebe Söhnchen nicht angesträngt wird, weil es bey der faulen Mutter im Müßiggang leben kann: so ist man mit solcher tiefen Einsicht in die Gelehrsamkeit zufrieden. Spielen und Schmausen ergötzet die Sinne; aber die Weltweisheit fassen, ist die verdrießlichste Sache. Zu anderer Arbeit sind die Hände zu zart. Also befleißigt man sich, garnichts vorzunehmen. Ist der Tag in einer lustigen Gesellschaft zugebracht: so martert uns eine bange Sorge, wie man morgen die Zeit verderben wolle. Da aber die menschliche Seele niemals müßig seyn kann: so gehen ihre Gedanken in richtiger Ordnung fort, wozu von Jugend auf der Grund gelegt worden. Keine Geschäfte unterbrechen solche. Man trachtet nur, wie man zeigen möge, daſs der Ältern Lehren bey uns nicht ohne Früchte gewesen. Fragt man, warum Aegistus des Nachbarn Bett bestiegen, so lautet gleich die Antwort: Er war müßig. Man muſs die verdammte Reizung zur Wollust, die Faulheit, fliehen, sagt Horatius, wenn man nicht will in Laster verfallen. Meidet man den Müßiggang, so ist der Bogen der Liebe zerbrochen. Ihre Fackeln sind verächtlich und ohne Flamme. Ich habe nun die vornehmste Ursache der Geilheit entdeckt, und unsere Erziehung in etwas, aber noch lange nicht vollkommen, abgebildet. Wer aber nur dieses erwägt, den wird es nicht befremden, daſs die Keuschheit aus den Gränzen Deutschlands gewichen, da sie vorher ihren Sitz darin gehabt. Er wird sich vielmehr wundern, daſs noch einige richtige Vorstellungen des Verstandes und die Betrachtung des vollkommenen Bildes der Tugend einige

von der geilen Brunst verwahren könne. Sollte Tacitus aus seinem Aschenkruge hervorgehen und itzo unsere Sitten betrachten, er würde einen unendlichen Unterschied zwischen unsern und jenen alten Zeiten finden. Er würde uns für Abstämmlinge der brünstigen Lateiner halten, und nicht für Nachkommen der züchtigen Deutschen. Von unseren Stammältern berichtet er, daſs sie nichts von Reizungen zur Unzucht, nichts von Schmeicheleyen der Wollust, nichts von Liebesbriefen gewuſst. Ein vernünftiger Trieb zur Vermehrung und Erhaltung des menschlichen Geschlechts stellte sich bey ihnen spät ein. Die Zeiten, da er solches schrieb, sind zwar weit von 154 uns entfernt, aber diese Sitten noch viel weiter. Was bey unsern Vorfahren verhaſst war, ist bey uns eine erlaubte Sache. Ihre unschuldige Sitten heiſsen wir Torheit. Was sie aus Antrieb der Natur geflohen, sucht man bey uns unter dem Namen der Galanterie. Was den Betagten unter ihnen unbekannt war, wissen unsere unerwachsenen Kinder. Woher kommts? Von der Erziehung. Diese möge man die vergiftete Circe nennen, welche die keuschen Deutschen in brünstige Tiere verwandelt. Ich bitte Euch dahero, Hochgeehrtester Herr Biedermann, allen Euern Lesern vorzustellen, daſs sie doch bey Erziehung der Kinder bedachtsamer verfahren, und durch eine unvernünftige Affenliebe ihre Geburt nicht selbst unglückselig machen mögen. Alle Verständige werden Euren Rat betrachten, und zum Vorteil ihrer Kinder anwenden, damit sie nicht die betrübten Früchte einer wollüstigen Lebensart am Leibe endlich einärnten, und mit gröſstem Jammer erfahren mögen, was ihre Erziehung für eine fruchtbare Mutter von allerhand verderblichen Lastern gewesen.

Joseph Philo von Lindenhayn.

Hagnopolis, den 30. Decembr. A. 1728.

Ich habe noch nichts gelesen, was von der Auf-

erziehung der Jugend auf eine so gründliche Art gehandelt hätte, als dieses treffliche Schreiben. Der Herr Verfasser hat eine so tiefe philosophische Einsicht in das Verderben der Ältern und Kinder darin erwiesen, dass man sich billig einen ganzen Traktat von ihm wünschen möchte. Er entdeckt die allerersten Quellen der Wollust, so bey der Jugend herrscht: Er dringt bis auf den innersten Grund ihrer Bosheit. Ja er hat die Materie so erschöpft, dass ich fast nichts mehr hinzuzusetzen weiß. Nur so viel will ich noch sagen, dass die überhandnehmende Wollust bey einem Volke allezeit ein Vorbote seines Unglücks gewesen. Als die Athenienser in Zärtlichkeit und Müßiggang zerflossen, verloren sie ihre Freyheit und wurden Sklaven eines benachbarten Prinzen, den sie sonst verlacht haben würden. Als die Römer zu lauter Reichtum und Überfluss gelangt waren, und sich also Verschwendung, Üppigkeit und Wollust mit Macht einfand, giengen erstlich die alten guten Sitten verloren, dadurch sie sich zu Herren der ganzen Welt gemacht: Hernach wurden sie selbst aus dem Besitz ihrer Güter gedrängt: Weil ihr weibisches Gemüt keine Kraft mehr hatte, den eindringenden Feinden zu widerstehen. Und was kann endlich schändlichers erdacht werden, als wenn die Bürger einer Stadt jenen Sybariten gleich werden, die es in der Zärtlichkeit so zu reden aufs höchste gebracht hatten. Ein Frauenzimmer daselbst hatte eine sehr unruhige Nacht, wenn sich von den Rosenblättern darauf sie zu schlafen gewohnt war, nur ein einziges in eine Falte geschlagen hatte. Wer den andern zu Gaste bitten wollte, tat solches etliche Monate vorher; teils damit der Eingeladene sich nicht anderwärts versprechen möchte; teils aber auch der Wirt desto mehr Zeit übrig
155 hätte, seine Mahlzeit recht leckerhaft anzurichten u. s. w.

Fünfundzwanzigstes Blatt.

LXXXX.

Dieses Blatt ist nicht zu einerley Betrachtungen bestimmt. Meine Absichten sind sehr allgemein: denn alles was meinen Lesern auf irgend eine Art nützlich seyn kann, und nur einigermaßen in meinem Vermögen steht, gehört für mich. Folglich kann ich es ohne Bedenken tun, daß ich auch Materien, die gar keinen Zusammenhang miteinander haben, dennoch in einem einzigen Papiere vortrage. Ich wollte denen gern einmal antworten die oft verächtlich von meiner wohlgemeynten Arbeit urteilen und sie gar nicht für moralisch ansehen wollen. Fürs erste haben sie recht, daß ich nicht lauter Moral schreibe. Das ist aber auch meine Absicht nie gewesen. Ich habe mich niemals meines Rechts begeben, auch von freyen Künsten und Wissenschaften meine Gedanken zu eröffnen, um wo nicht eine vollkommen gründliche Einsicht, doch zum wenigsten einen guten Geschmack bey meinen Lesern hervorzubringen oder zu befördern. Fürs andere aber tun sie mir unrecht, wenn sie dafür halten, meine Blätter wären gar nicht moralisch. Es kommt hier alles auf den Verstand des Wortes Moral an. Die geistliche Moral zu schreiben, ist meines Amtes nicht, wenn ich gleich Lust und Geschicklichkeit dazu hätte. Von der Erleuchtung, Buße, Wiedergeburt, Rechtfertigung und Heiligung und dem dazu unentbehrlichen Beistande des Geistes Gottes, handeln ja soviel geistliche Lehrer, die ausdrücklich dazu berufen worden. In deren Amt darf und mag ich keinen Eingriff tun. Ich handle nur

von der Tugend, in soweit sie durch den guten Gebrauch der natürlichen Kräfte erlangt werden kann. Ich will nur zeigen, was uns die Vernunft vom Tun und Lassen der Menschen lehrt. Diese lehrt aber sehr viel; und in Wahrheit mehr als sich viele einbilden.

Andere stoßen sich daran, daſs oft Kleinigkeiten in meinen Blättern vorkommen, die sie mit dem großen Begriff nicht zusammen reimen können, den sie sich von einem Sittenlehrer oder Moralisten gemacht haben. Allein fürs erste halten sie zuweilen etwas für eine Kleinigkeit, was andern sehr wichtig dünkt; und andere würden widerum dasjenige gering schätzen, was ihnen von großer Erheblichkeit zu seyn scheint. Fürs andre sollten sie wissen, daſs alle Kleinigkeiten in die Moral gehören, wenn sie nur von dem freyen Willen des Menschen herkommen. Keine freye Handlung ist so schlecht oder unansehnlich, davon die gesunde Vernunft nicht ein Urteil fällen könnte, ob sie etwas zu unserm wahren Besten, oder zu unserm Schaden beytrage: das ist, ob sie 157 gut oder böse sey. Daher haben nun die allergrößten Moralisten, mit denen ich mich in gar keine Vergleichung stellen kann, oft von den allergeringsten Dingen geschrieben. Man lese die Sprüche Salomons, und den Jesus Sirach. Man bekümmere sich um die Materien, davon ein Sokrates, Epiktetus, Seneka, Markus Aurelius, u. a. m. gehandelt. Man mache sich auch die Schriften des Englischen Spektateurs bekannt; so wird man staunen, von was für verächtlichen Dingen diese großen und tiefsinnigen Männer zuweilen philosophiert haben. Wer diese alle nicht gelesen hat, und sich doch untersteht von meinen Blättern zu urteilen, der wird mirs nicht verargen, wenn ich mich an sein Urteil nicht kehre, sondern geradezu auf meinem einmal angefangenem Wege

fortgehe. Schreibe ich schlechte Sachen: zwinge ich doch keinen sie zu lesen; hindere ich doch keinen was besseres zu schreiben, und mich in allen Stücken zu übertreffen. Und endlich ist es schon genug, daſs ich nur nichts schädliches schreibe: denn vermutlich soll aus dem Lesen meiner Blätter kein einziger, weder einfältiger, abergläubischer oder unvernünftiger, noch lasterhafter, verderbter oder verkehrter werden.

Noch eins muſs ich beyläufig erinnern. Gewisse sehr kluge und verständige Leute halten dafür, daſs ich wider die Klugheit handelte, indem ich mir durch meine offenherzige Gedanken und die freye Beurteilung manches Dinges viel Feinde machte. Sie sagen, man habe zuweilen in manchem Stücke ganz recht: aber die Klugheit lege uns oft auch bey der Wahrheit ein Stillschweigen auf. Man sehe zwar viel, das nichts tauge: aber die Klugheit lehre uns, nicht anders zu tun, als hätte mans nicht gesehen. Diese Regeln sind sehr schön; und ich würde ihnen unfehlbar folgen, wenn mir nicht einige andere Lehrsprüche im Wege stünden, die ich noch für schöner halte. Die erste ist diese: daſs die Wahrheit und Tugend das höchste Gut sind, dessen ein vernünftiger Mensch fähig ist. Die andere: daſs man sie also mehr als die Freundschaft gewisser Leute lieben müsse. Die dritte: daſs ein jeder vernünftiger Mensch verbunden sey, auch ohne eine öffentliche Bestallung, die Verteidigung dieser zwey so wichtigen Güter auf sich zu nehmen; gesetzt, daſs er sich alle Welt darüber zu Feinde machen sollte. Endlich die vierte: daſs es einem redlichen Liebhaber der Wahrheit und Tugend niemals an Freunden mangeln könne, die ihm mehr Gutes zu tun bereit sind, als ihm alle seine Feinde zu schaden vermögen. Denn so elend ist es, Gott sey ewig Dank! mit der Welt noch nicht bestellt, daſs die Verfechter der Wahrheit und Tugend durchgehends

ein Scheusal seyn sollten. Sie haben endlich noch mehr Anhang als ihnen nötig ist, ihren kleinen Widersachern die Wage zu halten. Ja zur Not wären sie gar allein im Stande, alle ihre ohnmächtige Feindseligkeiten mit gesetztem Gemüte zu verlachen. Um den Beyfall der Unverständigen und Lasterhaften ist es einem verständigen Manne ohne dem nicht zu tun. Er würde sich schämen, wenn er denen gefiele, denen seine Feinde gefallen; und es würde ihm leid seyn, von denen gekrönt zu werden, die nicht sehen können ob er wohl oder übel in seinen Schranken gelaufen habe.

Ich habe mich gleich im Anfang meiner Blätter für nichts mehr als für einen zufriedenen Bürger in der Stadt Gottes ausgegeben: und was ich damals war, das bin ich noch; hoffe es auch bis an mein Ende zu bleiben. So weit habe ichs Gottlob gebracht, dass mich wenige Dinge, dadurch man insgemein sehr unruhig gemacht wird, mehr rühren können. Ich sage vielleicht etwas, so manchem prahlerisch, manchem auch unglaublich vorkommen wird; allein 158 ich sage die Wahrheit. Ich bemühe mich, alles was mir begegnet, von der guten Seite anzusehen. Da erblicke ich nun, dass mir alles von der Vorsehung Gottes zugedacht und verordnet ist. Diese aber meynt es mit mir und allen Kreaturen sehr gut. Gemeiniglich ist also das, was viele für schädlich halten, mir sehr nützlich: vielmals aber zum wenigsten nicht schädlich. Die meisten werden durch ihre eigene Einbildung unglücklich. Sie halten sich für die geplagtesten, elendsten Leute; und eben darum werden sie es auch in der Tat. Ihr Irrtum stürzt sie ins Unglück; und hier gilt das alte Wort: Wie man glaubt, so geschieht es einem auch. Wüssten die Menschen von ihren Begegnissen recht zu urteilen, so würde sie oft eben der Zufall vergnügt machen,

der sie so sehr beunruhigt, daſs sie sich für die unglücklichsten Leute von der Welt halten. Ich habe zwar noch nicht alle Fehltritte im urteilen vermeiden gelernt, werde sie auch vielleicht lebenslang nicht gänzlich vermeiden können. Die allgemeine Schwachheit der menschlichen Natur läſst solches nicht zu. Ich bemühe mich aber täglich, den betrügerischen Glanz der Scheingüter einsehen zu lernen: und da finde ich, daſs tausend Dinge mir schädlich seyn würden, die von so vielen mit brennender Begierde gesucht werden. Ich strebe täglich, den betrügerischen Anblick so manchen Scheinübels zu entdecken: und da werde ich gewahr, daſs mir unzählige Dinge nützlich sind, davor soviel andere ärger als vor Pest und Schlangen zu fliehen pflegen. Dieses Erkenntnis nun, so unvollkommen es auch noch zur Zeit ist, macht mich überaus ruhig und vergnügt: so daſs ich entschlossen bin, in diesen heilsamen Betrachtungen mein ganzes Leben zuzubringen; auch andern, so viel mir möglich ist, zu einer gleichmäſsigen Zufriedenheit und Gelassenheit des Gemüts Anleitung zu geben.

In dieser Absicht freue ich mich, daſs ich meinen Lesern, als Freunde der wahren Weisheit und lieben Gefährten auf dem Wege zur wahren Glückseligkeit, abermals etwas vorschlagen kann, was ihnen zur Beförderung ihrer Absichten behilflich seyn wird. Es ist zwar ein kleines, aber sehr nutzbares moralisches Werkchen, welches nur kürzlich in Leipzig herausgekommen. Seneka hat einen Traktat von der göttlichen Vorsehung geschrieben, darin er die Frage abhandelt: Warum es rechtschaffenen Leuten in der Welt übel geht? Denselben hat ein, in der gründlichen Weltweisheit sehr geübter, und in seiner Muttersprache überaus geschickter Mann sehr schön ins Deutsche übersetzt, auch als einen Anhang eine eigene Rede beygefügt; darin er beweist, daſs ein

Mensch allerdings in der Welt allezeit vergnügt seyn könne. Beydes gehört zu derjenigen Sittenlehre, davon die Vernunft uns die vortrefflichsten Gründe an die Hand gibt. Ich weiß, man wird mirs Dank wissen, daß ich diese wenige Bogen durch mein Lob einem oder dem andern bekannt gemacht, und ein jeder wird nach Durchlesung derselben mit mir wünschen, daß eine so geschickte Hand noch mehr dergleichen erbauliche Schriften unseren Landsleuten verständlich und brauchbar machen möchte. Wir haben das Versprechen dazu in der Vorrede; daran wollen wir uns halten, und die Erfüllung desselben 150 je eher je lieber hoffen.

Sechsundzwanzigstes Blatt.

LXXXIII.

Vor einem Vierteljahr etwa, haben wir in den öffentlichen Zeitungsblättern gelesen, daſs der Tripolitanische Abgesandte in London, einer versteinerten Stadt, die in Afrika befindlich seyn solle, gedacht; und, zu Bekräftigung seiner Erzählung, aus einem Arabischen Manuskript folgende Nachricht übersetzen lassen.

Gott allein die Ehre.

Weil mich ein guter Freund ersucht, ihm schriftlich dasjenige zu berichten, was ich von einer in Stein verwandelten Stadt gehört habe; so will ich ihm das alles melden, was ich von verschiedenen Leuten, sonderlich von einem recht glaubwürdigen Manne, der ausdrücklich an dem Orte gewesen, vernommen habe: Daſs es nämlich eine groſse Stadt von runder Figur sey, die groſse und kleine Straſsen, voller Kaufmannsläden, nebst einem prächtig gebauten Schlosse hat. Ferner erzählt er, daſs er in und auſser dieser Stadt verschiedene Bäume gesehen habe, sonderlich aber Öl- und Palmbäume, alle von blauen und aschfarbigen Steinen. Imgleichen habe er auch Menschen von verschiedenen Handwerken und Künsten, etliche seidene Stoffe tragend, andere Brot in Händen habend, und s. f. einen jeden womit beschäftigt: aber alles versteinert angetroffen. Sogar, daſs er auch Weiber, die ihre Kinder säugten, und andere mit Männern gepaart, alles von lauter Steinen, daselbst gefunden. Er sey durch drey verschiedene Tore in das Schloſs gegan-

gen, obgleich noch mehre vorhanden gewesen, woselbst er einen Mann auf einem steinernen Bette liegend gefunden. Es hätten Schildwachen vor diesen Toren gestanden, die steinerne Spieße und Partisanen in Händen gehalten. Endlich hätte er in dieser wunderbaren Stadt auch verschiedene Arten von Tieren, als Kamele, Ochsen, Pferde, Esel, Schafe und Vögel, aber alles von Steinen der obgedachten Farbe, wahrgenommen. Im übrigen läge diese versteinerte Stadt zwey Tagereisen von Onguela gegen Mittag, und Onguela sey 17 Tagreisen von Tripolis gegen Südosten gelegen. So weit geht die Erzählung.

Wer das bekannte Buch, Tausend und eine Nacht, gelesen hat, dem wird diese versteinerte Stadt so neu nicht vorgekommen seyn als andern: Aber eben diese Personen werden auch vielleicht einen größeren Zweifel an der Geschichte tragen, als andere. Es ist bekannt, wie wenig Wahrheiten man in Romanen zu suchen hat; und wie verwegen die Verfasser derselben in ihren Erdichtungen zu seyn pflegen. Wenn sie nicht Verstand genug haben, durch die Erfindung anziehender aber doch wahrscheinlicher und 169 möglicher Begebenheiten ihre Leser zu belustigen; so verfallen sie aufs Wunderbare, und erdichten solche seltsame Dinge, so allen Glauben übersteigen. Sie erlangen ihren Zweck dadurch. Der Einfältige, das ist der größte Teil ihrer Leser, liebt was ungewöhnliches und Unerhörtes. Sachen, die man täglich vor Augen hat, sind viel zu ekelhaft für sie. Natürliche Dinge haben lange nicht Reizungen genug für ihre neugierigen Gemüter: daher müssens Hexereyen, Zauberschlösser, Wunderwerke und andere unerhörte Seltsamkeiten seyn, die einem im Traume nicht ärger vorkommen können. Das belustigt, das entzückt solche seichte Geister. Wahrscheinlichkeit genug für sie, wenn der Skribent nur sagt, daß es sich in Spanien, Afrika, Türkey, Arabien oder Pegu zu-

getragen habe: wenn es nur nicht gestern oder vor einem Jahre, sondern vor etlichen hundert, ja tausend Jahren geschehen seyn soll. Ein solcher Roman geht ab, und der Verleger kann nicht Bände genug fertig kriegen, die unersättliche Begierde der Liebhaber zu vergnügen.

Dadurch will ich indessen noch nicht behaupten, daſs die Geschichte von der versteinerten Stadt eine lautere Fabel sey. Nicht alles, was in einem Roman steht, ist deswegen für ein bloßes Hirngespinst seines Verfassers zu halten. Wie leicht könnte es seyn, daſs der Urheber von dem itztgedachten Buche eben dieses arabische Manuskript, welches gewiſs viel älter ist als die Tausend und eine Nacht, auf seinen Reisen zu sehen bekommen, es durchgelesen und sich hernach dieser Nachricht von der versteinerten Stadt bedient, sein Werk damit auszuschmücken. So viel wird von verständigen Leuten für gewiſs gehalten: daſs ermeldter Romanschreiber selbst in Arabien gewesen seyn müsse; weil er sowol die Geographie der Länder davon er handelt, als auch die besondern Sitten dieser Völker überaus wohl beobachtet. Man würde also die Glaubwürdigkeit des ersten Geschicht-schreibers untersuchen müssen, wenn man sich von der Wahrheit einer so seltsamen Begebenheit recht versichern wollte.

Mich anlangend, so habe ich einen besonderen Einfall bey dieser versteinerten Stadt gehabt. Es ist mir in den Sinn gekommen: ob nicht etwa ein arabischer Philosoph oder Moralist, der erste Vater dieser ganzen Erzählung sey. Sie hat nämlich in meinen Augen ein so philosophisches Ansehen, daſs mir dieser Ursprung am wahrscheinlichsten vorkommt. Man wird mir vielleicht beypflichten, wenn man folgende Betrachtung in Erwägung ziehen will.

Diejenigen, welche das menschliche Leben be-

trachten, und sonderlich auf die freyen Handlungen der Leute acht haben wollen, haben fast niemals Zeit genug, sie in eine recht reife Überlegung zu ziehen. Es geht ihnen wie den Zuschauern eines Taschenspielers. Derselbe ist in unaufhörlicher Bewegung. Seine Hände, sein Stäbchen, sein Maul steht ihm niemals stille, und seine Künste folgen in solcher Geschwindigkeit aufeinander, dass man dadurch gar zu sehr übereilt wird. Man gibt auf eins noch Achtung, und will es recht genau wahrnehmen; so ist schon was anderes da: Und ehe man eine Sache recht besehen und erwogen hat; so stört uns schon ein neuer Anblick, der uns eben so irre macht als der vorige; und doch eben so geschwind durch einen folgenden abgelöst wird.

So ist das menschliche Leben auch beschaffen. Jung und alt, Mann und Weib, reich und arm, groß und klein ist in steter Unruhe. Will man sehen was sie vorhaben, machen, verrichten oder unternehmen? Es geht nicht an; man hat nicht 170 Zeit genug dazu. Die Handlungen folgen so schleunig aufeinander, dass man die eine vor der andern nicht recht zu Gesicht bekommen kann. Diese ist noch nicht recht völlig erschienen; so wird das Auge schon mit seiner Aufmerksamkeit auf was anderes gezogen. Unsere Gedanken können so plötzlichen Veränderungen der Dinge nicht folgen. Wir kleben noch an den äußern Schalen einer Sache, und wollten auch gern ihr innerstes erforschen. Aber ein reißender Strom rückt uns gleichsam dieselbe vor den Augen hinweg, und stellt uns was neues vor, welches wir eben so wenig mit genugsamer Muße werden betrachten können. Die Wellen in der bewegten See folgen noch lange nicht so geschwind auf einander; und die unbeständigen Sommerwolken, die der Wind in tausend neue Gestalten verkleidet, lassen uns viel

mehr Zeit, ihre Figuren zu bemerken: als die freyen Handlungen, daraus das ganze menschliche Leben zusammengesetzt ist.

Ich habe mich in dieser Absicht nicht verwundern können, warum die wahre Natur und Beschaffenheit der menschlichen Verrichtungen uns bisher so unbekannt geblieben; und warum uns alles, was wir täglich sehen und hören, ebenso schwer zu begreifen ist, als die Künste eines Taschenspielers. Alle Handlungen der Leute sind Rätsel für uns. Verborgene Quellen, verborgene Absichten, verborgene Mittel, sie zu erlangen; alles ist daran versteckt und verborgen. Wer Heimlichkeiten erraten will, der muss sich Zeit dazu nehmen: sonst wird er stecken bleiben und sie gewiss nicht treffen. Die Geschwindigkeit aber, darin die Teile des menschlichen Lebens aufeinander folgen, erlauben uns kein langes Nachdenken. Kein Wunder ist es also, dass man die meisten Handlungen der Menschen unrecht beurteilt: Dass man die bösen so oft für gut; die guten aber für böse hält. Man müsste uns mehr Zeit lassen, sie recht zu untersuchen: alsdann würden wir auch im Stande seyn, besser davon zu urteilen.

Durch dergleichen Betrachtungen nun, ist meiner Mutmaßung nach, ein arabischer Weltweiser bewogen worden, dasjenige in seiner Einbildungskraft vorzunehmen, was sich in der Tat selbst nicht bewerkstelligen lässt. Er hat gleichsam das beständig umlaufende Rad unserer Verrichtungen und Geschäfte, durch einen kühnen und starken Angriff in seinen Gedanken hemmen wollen: damit er desto genauer dasjenige in Betrachtung ziehen könnte, was ihm sonst gar zu schnell vor den Augen entwischt seyn würde. Daher hat er sich eine Fabel erdichtet, die dazu dienlich seyn könnte. Ich habe sonst gelesen, dass einesmals ein heftiger Donnerschlag zehn oder zwölf Feldarbeiter

auf einmal getötet, als sie eben unter einem Baume bey einander gesessen, und ihr Mittagsmahl eingenommen. Das merkwürdige, so bei diesem Donnerschlag gewesen, war dieses: daß alle Erschlagene eben in der Stellung und Positur, steif, starr und unbeweglich geblieben, darin sie von dem Wetterstrahl getroffen worden. Wie wäre es, wenn mein Philosoph gedichtet hätte, daß ein Donnerstrahl eben die Wirkung, so er hier in einer kleinen Gesellschaft getan, in einer ganzen Stadt vollführt hätte? hätte er nicht auch durch dieses Mittel die schnellen Bewegungen aller ihrer Einwohner in seinen Gedanken hemmen, und sich Muße genug schaffen können, alle ihre Handlungen mit der gehörigen Aufmerksamkeit zu betrachten?

Doch er ist auf eine andere Dichtung gefallen. Er hat zweifelsohne in den arabischen Wüsteneyen allerley kleine versteinerte Sachen gefunden. Dergleichen Dinge sind auch bey uns nicht seltsam, und 171 werden fast in allen Naturalienkabinetten angetroffen. Der berühmte Herr Lincke in Leipzig zeigt in seinem trefflichen Vorrat unter andern auch das versteinerte Gerippe eines ziemlich großen Tieres. Da ist es ihm nun leicht gefallen, vom Kleinen aufs Große zu schließen. Wie? hat er bey sich gedacht; wenn etwa ein Mensch versteinert würde? Wie? wenn ein ganzes Haus voller Menschen, eine ganze Gasse voller Leute, eine ganze Stadt voller Einwohner plötzlich zu Stein würde? Da würde man mit Vergnügen darin herumspazieren, und die verschiedenen Handlungen der Menschen nach Belieben in Betracht ziehen können.

Ein jeder von meinen Lesern mag sich selbst die Belustigung machen, die sich dieser Weltweise in seinen Gedanken darüber gemacht. Jeder darf sich nur einbilden, als wenn diese oder jene Familie, dieses oder jenes Haus, diese oder jene Person, die

man wohl kennt, zu einer gewissen Zeit versteinert würde. Was für Posituren würde das geben? In was für Handlungen würde man die meisten antreffen? Wie viel würde man zu lachen, wie viel zu klagen Gelegenheit finden? Ein Mann würde vielleicht seine Frau, eine Frau ihren Mann; eine Mutter ihre Tochter, eine Tochter ihre Mutter; der Priester sein Beichtkind, das Beichtkind seinen Priester; die Obrigkeit ihren Bürger, der Bürger seine Obrigkeit in solchen Umständen antreffen, daſs ihnen die Haare darüber zu Berge stehen würden. Ich überlasse es andern, die eine lebhaftere Einbildungskraft haben als ich, diese Dichtung höher zu treiben und weiter fortzuführen. Genug, daſs ich eine geringe Anleitung dazu gegeben habe. Ein jeder bemühe sich nur, daſs er selbst in keiner unanständigen Gestalt angetroffen werde, wenn ihn an seinem Orte eine solche arabische Versteinerung übereilen sollte.

Ohne Zweifel lacht man über diese Ermahnung und hält sich so sicher vor meiner Drohung, als vor dem Einfalle des Himmels. Es ist gut; ich fürchte mich selbst nicht vor einer solchen Versteinerung. Wie aber? Würde es uns lieb seyn, von Menschen in gewissen Handlungen gesehen zu werden? Warum scheuen wir uns denn nicht, vor Gottes allsehenden Augen täglich darin zu erscheinen; vor welchen gewiſs alles so unveränderlich gegenwärtig bleibt; als ob es in den festesten Marmor und Stahl verwandelt wäre. 172

Siebenundzwanzigstes Blatt.

LXXXIV.

Ich will diesmal meinen werten Lesern ein paar von den Briefen mitteilen, so seit einiger Zeit bey mir eingelaufen sind. Denn alle lassen sich zu meinen Absichten nicht brauchen, welches denen zur Nachricht dient, die ihre Zuschriften in meinen Blättern nicht finden werden. Dahin gehört sonderlich derjenige, im übrigen sehr geschickte, Korrespondent, der mir neulich von der Predigerkunst seine Gedanken eröffnet hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die Verstellung in den Geberden eines geistlichen Redners ein verwerfliches Wesen ist: hingegen aber ist es auch ausgemacht, daß ein Redner mit der Sprache, den Augen, Mienen und Händen, seinem Vortrage viel Kraft und Nachdruck geben kann, wenn er sich nur aller dieser Dinge, der Vernunft und Natur gemäß zu bedienen weiß. Ich würde hierüber eine weitläuftigere Betrachtung, als eine Antwort auf sein Schreiben, angestellt haben, wenn ich dasselbe hätte hierhersetzen können. Weil aber eine gewisse Gemütsbewegung aus demselben hervorleuchtet, die dem Verfasser selbst nicht rühmlich seyn würde: so habe ich ein Bedenken getragen, ihm auf diese Weise zu willfahren. Vielleicht nehme ich einmal Gelegenheit, von dem Äußerlichen eines geistlichen Redners, ohne alle Absicht auf gewisse Personen, zu handeln.

Folgendes Schreiben ist meines Erachtens eine artige Satire auf die Projektenmacher, wo ich nicht irre, die sich an vielen Orten einschleichen. Ich würde

mehr davon sagen, wenn ich meinen Lesern das Vergnügen rauben wollte, die eigentliche Meynung des Verfassers selbst zu erraten.

Mein Herr,

Bey den vielen so vorteilhaften und wohleingerichteten Lotterien, so hier und da fast um die Wette angestellt werden, bin ich als ein ziemlich glücklicher Projektmacher auf die Gedanken geraten, auch einen Entwurf einer besonderen Lotterie auszusinnen, dadurch vielen Leuten geholfen, eines Prinzen Schatzkammer aber merklich bereichert werden könnte. Wie mir nun meine Erfindung gelungen sey, werden Sie aus folgenden Punkten sattsam ersehen.

1. Nenne ich meine Lotterie eine Ehrenlotterie; weil man darin lauter ansehnliche Ämter, Bedienungen und Würden gewinnt. Ich setze nämlich, anstatt der Gewinnste 173 in allen Klassen, nichts als lauter Ehrenstellen. Premierminister, Geheime-, Hof-, Kommissions-, Steuer-, Akzis- und andere Räte; ferner Amtleute, Sekretarien, Advokaten, Kanzlisten, Akziseinnehmer, Kopisten, Schösser und Schreiber von allerley Gattungen; weiter: Feldmarschalle, Gouverneurs, Generale, Obristen, Majors, Kommandanten, Hauptleute, Fähnriche und Unteroffiziere zu Pferde und zu Fuß; ingleichen Doktoren und Professoren in allen Fakultäten, Lizentiaten, Magister, Baccalaurei und Kandidaten von allerley Gattungen; nachmals General- und andere Superintendenten, Pröbste, Pfarrer, Kapläne, Substituten, Katecheten, Küster und Glöckner bey Stadt- und Landkirchen; noch ferner allerley Schuldienste, Rektoren, Kon-, Pro- und Subrektoren, Kollegen und Kollaboratoren. Endlich auch die Städtischen Bedienungen, a. d. s. Bürgermeister, Syndiki, Hauptleute, Bauherren, Stadtrichter, Ratsherren, Schöffen, Stadtschreiber, Protonotarien und wie die übrigen alle heißen. Alle diese Ämter und Ehrenstellen sind, wie gedacht, in meiner Lotterie zu

gewinnen, anstatt daſs in andern nur Geld, Porzellan, Juwelen oder andere dergleichen Dinge vorkommen.

2. Werden diese Bedienungen alle in eine Ordnung gebracht, nachdem sie in diesem oder jenem Lande den Rang haben. Denn weil ich noch nicht weiß, welchem Potentaten oder Fürsten von Europa mein Vorschlag anstehen möchte, so kann ich den Entwurf noch nicht ausführlich machen. Ich muſs erst wissen, wie erwähnte Ämter in dem Gebiete, wo meine Lotterie ins Werk gerichtet werden soll, dem Vorzuge und den Einkünften nach, aufeinander folgen, wie viel Geheime Räte gegen einen Feldmarschall, wie viel Hofräte gegen einen Geheimen Rat u. s. w. an dem Hofe vorkommen; Alsdann kann ich meinen Plan erst völlig zu Stande bringen.

3. Ebenso verhält sichs mit den Klassen. Denn da die Stellen so sehr ungleich sind, so halte ichs für ratsam, zehn auch wol mehr Klassen zu machen: so daſs die wichtigsten Ehrenämter bis in die letzten aufgehoben bleiben, die meisten von geringerer Wichtigkeit aber in den ersten herauskommen. Deswegen aber kommen doch in die unteren Klassen auch wol Gewinnste von Wichtigkeit. Z. E. In der ersten könnte ein Superintendenten- oder Doktortitel der gröſste Gewinnst seyn; in der andern eine Hofratsstelle, in der dritten eine Landshauptmannschaft, u. s. w. Der allergröſste Gewinnst in der letzten Klasse wäre eine Premierministerstelle.

4. Wegen der Einlage ist folgendes zu merken. Ich dächte in der ersten Klasse müſsten etwa 10, in der andern 20, in der dritten 30 Taler, oder Dukaten, nach dem das Land reich wäre, eingelegt werden. In der zehnten Klasse legte man also 100 Taler ein; welche aber gegen die ansehnlichsten Gewinnste, so darin vorkommen, für nichts zu rechnen sind. Die in den ersten bekämen auch, nach Beschaffenheit ihrer geringen Einlage, nur geringere Bedienungen, womit sie indessen vollkommen zufrieden seyn könnten. Wer bald herauskäme, dürfte nichts mehr

zu Erneuerung der folgenden Klassen erlegen: wer aber bis zuletzt drinnen bliebe, müsste zwar alles in allem 550 Taler einsetzen, bekäme aber auch dagegen solche wichtige Ehrenstellen, die ihm in einem Jahre zum allerwenigsten doppelt so viel eintrügen.

5. Wegen der Nieten müsste der Prinz die Einrichtung nach dem Bedürfnis seiner Schatzkammer und der Menge der vorhandenen Bedienungen machen. An Einlegern 174 würde es nicht fehlen, wenn gleich nur ein einziger unter zehnen was gewönne. Pflegt man doch sonst bei der ungewissen und so weit entfernten Hoffnung eines Gewinnstes von etlichen 1000 Talern, blindlings zuzufallen. Wie viel eifriger würde man nicht einlegen, wenn man sein ganzes Glück auf Lebenlang, durch einen glücklichen Gewinnst machen könnte.

Alles was ferner dabey zu beobachten wäre, käme darauf an, dass 1. kein Frauenzimmer einlegen dürfte; weil selbiges zu keinen Ämtern fähig ist. 2. Keine Kinder, sondern lauter Leute von 16 und mehr Jahren, denn dergleichen können zum wenigsten Baccalaurei und Magistri werden. 3. Keine Leute, die schon in Bedienungen stehen; denn diese möchten etwa unglücklich seyn, und schlechtere Bedienungen gewinnen, als sie schon haben. Hingegen wäre der Nutzen in einer solchen Lotterie überaus groß. 1.) Bekäme der Prinz dadurch einen trefflichen Schatz in seine Bank, und dürfte sich weder den Kopf mit Ersinnung neuer Auflagen zerbrechen, noch den Landständen viel gute Worte geben. 2.) Bekämen ungemein viel Leute die Anwartschaft auf Ämter, denen es entweder an vornehmen Freunden oder Patronen fehlt: ja auch die würden versorgt, denen man weiter nichts erheblichers vorzurücken weiß, als dass sie nicht geschickt wären, eine solche Stelle zu bekleiden. Diejenigen nämlich, die Hoffnung zu einem Amte kriegten, dem sie noch nicht gewachsen wären, bekämen dadurch Gelegenheit, sich beyzeiten darauf zu legen.

Denn daß so viel unwürdige Leute in Bedienungen sind, kommt meines Erachtens daher: weil meine Lotterie noch was unerhörtes in der Welt ist. Die armen Leute, die sich gern wozu geschickt machen, wissen nicht, wo sie anfangen oder aufhören sollen, ihren Fleiß anzuwenden. Dieser studiert auf einen Doktor, und wird ein Soldat. Jener will Superintendent werden, und das Glück macht ihn zum Hofrat. Jener sollte ein Tanzmeister werden, und stirbt als ein Major. Wie mancher hat einen Geheimen Rat im Kopfe und wird kaum ein Torschreiber. Kurz, meine Lotterie wird einem jeden, der was gewinnt, zeigen, worauf er sich zu legen habe. Davon wird der Prinz und das Land, wo sie zustande kommt, den größten Vorteil zu gewarten haben.

Daß ich Ihnen, mein Herr, diesen meinen Vorschlag mitteile und durch den Druck bekannt zu machen bitte, tue ich deswegen, damit ich beyzeiten die Urteile meiner Brüder, der Projektenmacher, davon erfahren möge. Ich werde, wie Apelles, hinter der Tafel lauern, um das zu vernehmen, was man dazu sagen wird. Wenn ich nun meinen Plan ganz werde ins Reine gebracht haben, will ich eine Reise an die vornehmsten Europäischen Höfe tun, und als ein anderer Law großen Herrn meinen Anschlag gegen eine ansehnliche Vergeltung offenbaren. Ihnen aber, mein Herr, verspreche ich zur Dankbarkeit, zehn freye Lose, sobald nur alles zu Stande seyn wird. Sie können dadurch wenigstens Ihr Glück versuchen, und wenn es Ihnen wohl will, auch dessen zuweilen gedenken, der sich mit aller Ergebenheit nennt

Ihren dienstgeflissenen

Semmeldorf, 1729, den 20. Jan.
Da der große Winter war!

Sinnreich Vielwitz.

Auf folgendes Schreiben will ich nächstesmal antworten.

Mein Herr!

Es ist mir Dero 76stes Blatt* vom vorigen Jahre, itzo allererst von ungefähr in die Hände geraten. Sie geben sich darin Mühe, die Hexereyen, so durch Hilfe 175 des Satans geschehen, gänzlich zu verwerfen. Sie nennen den Herrn von Hoffenbach einen Hexenpatron und suchen diejenigen mit Fleiß lächerlich zu machen, so dem Satan dergleichen Macht zuschreiben. Ich bin zwar nicht so abergläubisch, daſs ich alle diejenigen fabelhaften Märchen verteidigen sollte, welche nicht nur von dem gemeinen Pöbel, sondern auch öfters von denen, die sich von demselben zu unterscheiden suchen, erzählt werden. Man weiß, daſs es diesen öfters an einer reiferen Überlegung, Einsicht und genauer Untersuchung aller Umstände fehle; bey jenen aber eine große Unwissenheit herrsche. Allein ich kann auch nicht gänzlich glauben, daſs dem Satan alle Macht, die Menschen durch Hexen oder Zauberer zu erschrecken, oder andern Schaden zuzufügen, sollte benommen seyn. Will man dies behaupten, so muſs man auch sagen, daſs keine dergleichen Personen gefunden würden, welche mit dem Satan in einem genauen Verständnisse stünden. Leugnet man aber dieses, so wird man gestehen müssen, daſs die Hexe zu Endor die Gestalt des verstorbenen Samuels vermöge natürlicher Künste hervorgebracht. Und so sind die Zeichen, welche die Ägyptischen Zauberer vor Pharao getan, ganz natürlich gewesen? Man hat zwar hierwider eines und das andere einzuwenden; allein weil solches mehrenteils sehr schlecht ist, verdient es nicht, angezogen zu werden. Die H. Schrift gedenkt unter anderen auch des Zauberers Simons und einer Magd, welche durch den Wahrsagergeist ihrem Herrn viel Nutzen zugewandt. Hat sie dieses durch Hilfe des Satans verrichten können, so wird sie auch andern Menschen, auf welche sie einen Haſs gehabt,

* Dem 16. unserer Ausgabe.

Schaden zuzufügen, vermögens gewesen seyn. Anderer Exempel von Hexen zu geschweigen.

Sie gestehen, daß es Zauberehen gäbe, da man durch die verborgenen Kräfte gewisser Kräuter, oder anderer Sachen, seinem Nächsten Schaden zufügen könne. Wie können aber noch nicht erkannte Kräfte, zu einem gewissen Endzwecke angewandt werden? Solche Wirkungen müssen den Hexen entweder von dem bösen Geist selbst entdeckt werden, oder sie gebrauchen dergleichen Mittel, ohne zu wissen, was darauf erfolgen werde. Kann auch nicht der Satan, durch Gottes Zulassung, gewissen Sachen eine Wirkung beylegen, welche sie an und für sich nicht gehabt? Es war ja allerdings die Rede der Schlangen im Paradiese eine außerordentliche Eigenschaft, wenn man den eigentlichen Verstand der Worte Mosis bey-behält, und eine vom Satan besessene natürliche Schlange versteht. Auch hatte der Ägyptischen Zauberer Stab an und für sich nicht die Kraft, zu einer lebendigen Schlange zu werden. Inzwischen gereichten diese, durch Hilfe des Satans hervorgebrachte, Zaubereyen unsern ersten Ältern und dem Pharao zu einem nicht geringen Schaden. Inzwischen leidet die eingeschränkte Macht des Satans dennoch nicht, ihn bey dergleichen Verrichtungen einen wahrhaften Wundertäter zu nennen.

Ich könnte, diese meine Meynung zu behaupten, unterschiedliche Exempel anführen, so ich selbst erlebt; es würde aber viel zu weitläuftig seyn, solche anitzo herzusetzen. Werden sie künftig von mir verlangt, so will sie gern einsenden. Letztlich bittet, nach Dero bekannten Bescheidenheit, diese Gründe zu beurteilen

Mein Herr,

Sagakropolis, am 2ten Tage des Jenners, 1729.

Dero ergebenster

Hexander von Blocksberg.

Achtundzwanzigstes Blatt.

LXXXXV.

Ich muss meinem Versprechen nachkommen, und meine Gedanken von Opern ausführlicher entdecken, weil ich mich neulich einmal dazu anheischig gemacht. Dem Herrn Hexander von Blocksberg aber will ich deswegen die Antwort auf sein Schreiben nicht schuldig bleiben. Über acht Tage soll sie unfehlbar folgen: itzo muss ich meinen Lesern, die keine Liebhaber von Teufeleyen sind, zur Abwechslung, auch von einer andern Materie was einrücken.

Fragt man mich: Was eine Oper ist? so kann ich nicht besser, als mit dem gelehrten und galanten St. Evremont, einem scharfsinnigen Kenner und Meister in freyen Künsten, antworten: sie sey ein ungereimter Mischmasch von Poesie und Musik, wo der Dichter und Komponist einander Gewalt tun, und sich überaus viel Mühe geben, ein sehr elendes Werk zu Stande zu bringen.

Die Bewunderer der Opern rechnen diese ihre Diana, unter die glücklichsten Erfindungen neuerer Zeiten und nennen sie ein Meisterstück der zwey schönsten freyen Künste, einen Sammelplatz aller poetischen und musikalischen Schönheiten. Diese und dergleichen Lobsprüche darf ich nicht insbesondere widerlegen; denn am Ende dieses Papieres werden sie von sich selbst wegfallen. Ich will nur das bemerken, dass man sie musikalische Tragödien und Komödien zu nennen pflegt: da sie doch nichts weniger als diese Namen verdienen. Wären sie

Tragödien und Komödien zu nennen: so müssten sie nach den Regeln dieser beyden Schauspiele verfertigt seyn; welches aber nicht von einer einzigen Oper, die noch zur Zeit aufgeführt worden, zu erweisen steht. In einer Tragödie hat man, nach Anleitung der alten und neuen Meister in der Dichtkunst, auf folgende sechs Stücke zu sehen. 1. Die Fabel mit ihrer Verwirrung, welche sich anfänglich wie ein Knoten in einander wickelt, und zuletzt auf eine ungezwungene Art wieder auflöst. 2. Die Karaktere der Personen, so darin vorkommen. 3. Die Sitten oder Affekten, von welchen sie regiert werden. 4. Die Gedanken und Ausdrücke. 5. Die Verzierungen des Schauplatzes und 6. die Musik. Ich getraue mir zu behaupten, dass die besten Opern in allen diesen sechs Stücken wider die Regeln der Tragödie und Komödie verstoßen.

Von dem ersten Stück, nämlich der Fabel, lehren die Meister und Kenner der Poesie: Aristoteles, Horaz, Skaliger, Boileau, Bossu, Dacier, Evremont, Shaftsbury ꝛc.: Dass sie eine allgemeine moralische Fabel seyn müsse, die eine sittliche Wahrheit zum Grunde hat. Z. E. Sophoklis Antigone, die Opitz ins Deutsche übersetzt hat, lehrt durch viel schreckliche Begebenheiten die Wahrheit dieses Satzes: Gott lässt die Freveltaten der Könige und Fürsten nicht ungestraft; und rottet oft ganze Geschlechter gottloser Regenten aus. [177] Dergleichen Lehrsätze nun sucht die Tragödie ihren Zuschauern auf eine sehr empfindliche Art einzuprägen. Sie bedient sich dazu der heftigsten Affekten, das ist: des Schreckens, der Bewunderung und des Mitleids. Dadurch sucht sie ihre Zuhörer durchgehends zu rühren, und so zu reden, ganz mürbe zu machen. Ja sie bringt es zuweilen so weit, dass die Tränen denselben in die Augen steigen, zum Zeugnis, dass ihre Gemüter von Schmerz und Bejammerung

ganz übermeistert worden. Die Absicht eines tragischen Poeten ist also ganz moralisch. Er will die Leute durch die Vorstellung hoher Unglücksfälle zu ihren eigenen vorbereiten. Er will ihnen kleine Trübsalen geduldig ertragen lehren, indem er ihnen die Standhaftigkeit der Großen dieser Welt in weit entsetzlichern Zufällen vor Augen stellt. Er will endlich zeigen, daſs die Rache der Gottheit sich auch über diejenigen erstrecke, die in der Welt keinen über sich haben. Das ist der rechte Karakter einer vollkommenen tragischen Fabel.

Nun zeige mir doch ein Opernfreund irgend eins von seinen sogenannten musikalischen Trauerspielen, welches nach itzt erwähnter Art verfertigt ist. Wer ist jemals auf die Gedanken gekommen, eine Oper zu Verbesserung der Sitten zu schreiben? Wer hat sichs träumen lassen, die Leute durch das unverständliche Singen weibischer Kastraten gelassener im Unglück, standhafter im Leiden, und gesetzter im Guten zu machen? Ein oder das andere moralische Sprüchelchen von der Beständigkeit in einer romanistischen Liebe, oder eine weichliche Arie von der Geduld bey der Härtigkeit einer unerbittlichen Operngöttin, das macht die Sache nicht aus. Das sind Tändeleyen, die für Kinder gehören, zum höchsten das Ohr kitzeln; das Herz aber niemals angreifen. Wer ist jemals mit tränenden Augen aus einer Oper gekommen, wie dort der Tyrann Hierokles, welcher dem Poeten darum das Leben nehmen wollte, weil er ihn durch eine bewegliche Tragödie, aller seiner Grausamkeit und Unempfindlichkeit ungeachtet, zum Schrecken und Mitleid gezwungen hatte? Eine verliebte Seele kann zur Not in Opern ihre vermeynte unglückselige Schicksale nach einer zärtlichen Melodey beseufzen lernen: Mehr aber wird wol in diesem Stück nicht zu hoffen seyn.

Ja wird man sprechen, die Oper ist nicht sowol eine Tragödie, als eine Komödie, wo alles hübsch lustig zugeht. Gut; wir wollen sehen, obs wahr ist. In einer Komödie muss, nach den Regeln der obgedachten Meister, das lasterhafte Leben des Bürgerstandes lächerlich gemacht werden, damit die Toren sich ihrer Narrheit schämen und sich künftig davor mögen hüten lernen. Die Absicht der Lustspiele ist also widerum moralisch. Sie suchen freylich wol das Gelächter zu erwecken: aber ein vernünftiges Gelächter über lauter ungereimte und lasterhafte Dinge. Zoten und Fratzen sind nicht das Werk eines wahren Komödienschreibers. Dadurch suchen sich nur seichte Geister zu helfen, die sonst das Lächerliche in den menschlichen Handlungen nicht finden oder abbilden können. Menander, Terentius und Moliere sind hierin drey Muster, wiewol der letztere es dennoch in etlichen wenigen Stücken versehen hat, die man aber mehr zu entschuldigen, als zu loben, oder nachzuahmen verbunden ist.

Wie verhält sich aber die Oper bey dem allen? Treten da bürgerliche Personen auf? Sind ihre Fabeln so beschaffen, dass dadurch das Laster lächerlich gemacht wird? Welcher Poet hat jemals die Absicht darin gehabt, einen Misanthropen, Geizigen, Betrüger, Spieler, Lügner, Verschwender, Zänkischen, Grillenfänger, Lästerer u. s. w. als einen Spott der Leute vorzustellen? Alle Opern sind ja von Anfang bis zum Ende mit verliebten Romanstreichen angefüllt. Die geile Liebe unzüchtiger Personen ist ja das 178 einzige, wovon die Schauplätze erschallen. Die wahre tugendhafte Verbindung zweyer Gemüter, würde lange nicht Reizungen genug haben, auf einer Opernbühne zu prangen. Man sage also, was man will: die Opern sind weder musikalische Tragödien noch musikalische Komödien zu nennen. Sie tun der

Republik soviel Schaden, als jene ihr Nutzen bringen, wenn sie nur unter der Aufsicht verständiger Leute gespielt werden. Sie sollten also von rechtswegen gar nicht geduldet werden.

Bey einer tragischen oder komischen Fabel erfordern ferner die Kunstverständigen, dass eine genaue Wahrscheinlichkeit darin beobachtet werde. Man stellt in regelmäßigen Schauspielen keine unglaublichen Dinge vor; sonder lauter solche Begebenheiten und Handlungen, die in der Zeit, an dem Orte und bey den Umständen wirklich hätten vorgehen können. Daher fließt nun die Einigkeit der Zeit und des Orts. Der Schauplatz muss nicht in der ersten Handlung zu Rom, in der andern zu Konstantinopel, in der dritten zu Lissabon, u. s. f. seyn; denn die Zuschauer, die an einem Orte sitzen bleiben, können wahrscheinlicher Weise solche Reisen nicht im Augenblick tun, wo sie nicht etwa auf D. Fausts Mantel durch die Luft hingezaubert werden Eben daher kommt auch die Einigkeit der Zeit. Wenn es möglich ist, soll von rechtswegen die Fabel in eben so viel Stunden wirklich können geschehen seyn, als sie auf der Schaubühne währet. Geht das aber nicht an, so mag sie auch 6. 8. 10 höchstens aber 12 Stunden dauern. Währte sie länger; so, dass sich die Leute etlichemal auf der Bühne eine gute Nacht wünschen und hernach wieder aufstünden, ihre Handlungen fortzusetzen; oder gar wol etliche Wochen oder Monate damit zubrächten: so würde es abermal unwahrscheinlich seyn, dass man, ohne zu essen und zu schlafen, so lange auf einer Stelle sitzen geblieben.

An all dieser regelmäßigen Einrichtung fehlt es den besten Opern, die wir haben. Die unwahrscheinlichsten Dinge sind darin allemal glaublich genug. Man muss seinen Verstand entweder zu

Hause lassen, und nur die Ohren mitbringen, wenn man in die Oper geht; oder man muſs sich Gewalt antun, und alle Unmöglichkeiten, die uns darin vorgestellt werden, verdauen können. Die Singspiele sind im Absehen auf Zeit und Ort so beschaffen, wie die spanischen Schauspiele. Cervantes, der ungemeine Verfasser des bekannten Don Quixote, verweist es seinen Landsleuten, daſs sie keinen bessern Verstand von theatralischen Sachen haben. Unsere Poeten, sagt er, stellen uns einen Helden in der ersten Handlung in der Wiege, in der andern als einen Knaben, in der dritten als einen Jüngling, in der vierten als einen Mann, und in der fünften auf seinem Paradebett vor. Imgleichen sieht man zuweilen einen Ritter in einem Spiele alle vier Teile der Welt durchwandern. Dies geschieht in den ersten vier Handlungen, und wenn die Welt fünf Teile hätte, würde er zuletzt nicht einmal wieder nach Europa kommen können. Ebenso gehts auch in Opern. Man sucht das Wunderbare, und findet das Ungereimte; man will was neues und seltsames vorstellen und macht lauter unglaubliche Dinge.

Ich komme auf die Karaktere, und davon merke ich nur dieses an: daſs in Opern niemals eine sattsame Mannigfaltigkeit derselben vorkommt. Lauter verliebte Helden, die sich um eines scheelen Blickes halber das Leben nehmen wollen! lauter grausame Schönheiten, die im Herzen ganz anders denken als sie reden! Es ist immer dasselbe: Und wer drey Opern gesehen hat, der hat sie alle gesehen. Ich schweige noch wie diese Karaktere zuweilen beobachtet werden. Mancher Held geberdet sich weibischer als 179 ein Weib; und manche Opernprinzessin viel heldenmütiger als ein Held. Mancher Bediente übertrifft seinen Herrn, und umgekehrt. Die Römer werden wie Deutsche gebildet und die asiatischen Könige

reden wie italienische Phantasten &c. Kurz: die Opernkaraktere taugen gemeiniglich nichts.

Eben das gilt von den Sitten und Affekten. Dies ist ein verborgenes Geheimnis für die meisten Opernmacher. Da sie ihre Moral aus einem Recueil des Opera zu studieren pflegen, so finden sie in dieser ihrer Sittenlehre auch weiter keine Neigungen, als die Schönheit anzubeten, die Treue zu brechen, und sich aus Verzweiflung das Leben zu nehmen. Alles übrige schickt sich in die poetische Opernwelt nicht. Was ist nun also aus den Sitten der Personen in Singspielen für Erbauung zu hoffen?

Ich komme auf die Gedanken und Ausdrückungen. Da diese nach Beschaffenheit der Karaktere wohlanständig und wahrscheinlich seyn sollten: So denken und reden die Opernpersonen fast lauter Phöbus und Galimatias. Man sollte oft schwören, daſs zwey Verliebte, die in einem Auftritt miteinander umgehen, selbst nicht wissen, was sie denken oder sagen. Es sind lauter Augensonnen, Tränenregen, Korallenlippen, Felsenbrüste, Diamantherzen, Elfenbeinhände; so vieler in Brand stehenden Seelen, tyrannischer Gestirne und heiſsglühender Seufzer zu geschweigen. Dies ist das Hohe der Opern: dies ist ihre prächtige Sprache, die an innerm Werte oft weniger beträgt, als die Perlen und Edelsteine, so auf den schimmernden Kleidungen der Spielenden so sehr das Auge blenden. Kein Mensch redet da, wie es die Natur, sein Stand, sein Affekt mit sich bringt; sondern wie der Komponist es gern haben möchte. Um eines langen Trillers halber, den er gern anbringen möchte, muſs eine sonst vernünftige Person oft die gröſste Torheit von der Welt begehen, indem sie uns dasjenige Italienisch vorsingt, was sie uns auf Deutsch weit besser hätte sagen können.

Die Zierrate der Schaubühne anlangend, so

sind dieselben in der Oper eben dasjenige, was dem Pöbel am meisten die Augen blendet. Nach den Regeln der Kunst stellt die Bühne in Tragödien und Komödien den Ort vor, wo die Handlung vorgeht; und dieser bleibt wegen der Einigkeit des Orts von Anfang bis zum Ende so. Allein in der Oper ist die Natur und Wahrscheinlichkeit viel zu schlecht. Im Augenblick verwandelt sich ein Palast in eine Einöde; ehe man sichs versieht wird diese zum Garten und gleich darauf ist es eine wilde See mit Felsen und Klippen umgeben. Wo bleibt da die Wahrscheinlichkeit? Die Maschinen gehören auch hierher. Ohne die höchste Not mischt die Tragödie keine solche Wunderdinge in die Taten ihrer Helden: weil es gar keine Kunst ist, durch die Götter einer Verwirrung abzuhelfen. Die Oper hergegen sucht sich mit Fleiß Gelegenheit, ihre Luftschiffe anzubringen. Wenn nur fein viel vom Himmel kommt: so ist die Oper schon schön; denn das fällt trefflich ins Auge. Die alten Heidnischen Götter kommen daher bey uns viel häufiger auf die Schaubühne, als vormals bey ihren Anbetern; welches unserer Religion eine treffliche Ehre ist. Und daher lernt auch oft ein Operfreund mehr die Venus und Juno, den Jupiter und Mars, als den wahren Gott, oder die Tugenden und Laster kennen.

Das allerletzte ist die Musik; und dies ist der rechte Kern und Mittelpunkt aller Opernschönheiten. Die Alten brauchten das Spielen und Singen nur zwischen den Handlungen der Schauspiele. Der Chor, der mitten auf der Bühne stand, stimmte eine Ode voll ernsthafter Betrachtungen über dasjenige Stück der Fabel an, so vor seinen Augen geschehen war. Diese Lieder waren nun reich an Sittenlehren und voll von dem Lobe der Tugend, der Verabscheuung des Lasters und dem Preise der Götter. Folglich können sie mit unsern geistlichen Gesängen verglichen

werden, die wir in Kirchen singen. Die Schauspiele waren ohnedem bey den Alten eine Art des Gottesdienstes. Das Volk lernte darin von den Poeten mehr Gutes, als von allen ihren Pfaffen, die nichts als den Schlendrian ihrer Zeremonien wussten. Sonderlich lernten die Zuschauer allmählich die Lieder des Chores auswendig, und behielten daraus die herrlichsten Lebensregeln. So nützlich war die Musik der Alten angebracht. Unsere Opern haben alles miteinander musikalisch gemacht. Die Personen müssen nach Noten lachen und weinen, husten und schnupfen. Niemand untersteht sich dem andern einen guten Morgen zu bieten, ohne den Takt dazu zu schlagen. Und die zornigste Person sieht sich genötigt, so lange auf die Zunge zu beißen, bis ihr Widersacher seine Triller ausgeschlagen. Alsdann ist es ihr erst erlaubt, ihre Antwort im Kammer- oder Chortone anzustimmen. 180

Neunundzwanzigstes Blatt.

LXXXXVI.

Der Herr Hexander von Blocksberg scheint mir an und für sich selbst keiner Antwort auf sein neuliches Schreiben benötigt zu seyn. Der Name, den er sich beyzulegen beliebt hat, zeugt sattsam, dass er es mit seinen Einwürfen so ernstlich nicht meyne. Ich würde also dieselben mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht außer ihm viele andere wären, die seine Gründe für sehr stark halten. Diesen nun einigermaßen zu begegnen, will ich eine kurze Antwort auf seine damalige Einwendungen hersetzen und also dartun, dass die Wahrheit sich vor keinen Widersachern zu fürchten habe.

Man hält dafür, es könne dem Satan alle Macht, die Menschen durch Zauberer zu erschrecken, oder ihnen andern Schaden zuzufügen, nicht benommen seyn; und dieses zwar deswegen, weil man sonst sagen müsste, dass es keine Personen gäbe, die mit dem Satan in einem genauen Verständnisse stünden. Fürs erste antworte ich, dass diese Art, mich zu widerlegen, nicht die geschickteste und beste ist. Ich habe Gründe angeführt, warum ich dem Satan nicht die Macht zugestehen kann, die Gesetze der Bewegung, welche von der ewigen Weisheit in der Welt beliebt worden, zu stören, und also wahrhafte Wunderwerke zu tun: und alsdann wäre unser ganzer Glaube über einen Haufen gefallen. Denn kann Satan nicht weniger als Gott selbst Wunder tun: So kann es wol seyn, dass Moses und die

Apostel, ja Christus selbst falsche Lehrer gewesen. Sie beriefen sich alle auf ihre Werke, um ihre Gesetze und Predigten dadurch zu bekräftigen. Könnten nun ihre Werke und Wunderzeichen eben sowol von der endlichen Macht des Satans, als von der unendlichen Kraft Gottes herrühren: Was hätten wir dann für ein Merkmal, daſs unsere Religion von göttlichen Boten, nicht aber von den Aposteln des bösen Geistes gestiftet worden. Hätte man aber dieses nicht zugeben; so hätte man den Unterschied unter den Wundern Gottes und des Satans anzeigen müssen. Unsere Gottesgelehrten sagen: ein Wunder sey eine Wirkung in der Welt, die nach den Gesetzen der Natur nicht erfolgen kann, sondern ihnen zuwider läuft. Bey dieser Beschreibung bleibe ich und glaube mit David, daſs Gott allein Wunder tue. So lange nun diese meine Schlüsse und Beweise nicht umgestoſzen werden, steht meine Meynung noch fest: daſs Satans Gewalt in der Welt so groſz nicht sey, als man sich dieselbe insgemein einbildet.

Weil man mich nun nicht auf die gehörige Art zu widerlegen sucht, so wäre ich in der Tat nicht 181 verbunden, mich mit meinen Widersachern einzulassen. So lange meine Gründe noch fest stehen, können mir alle Einwürfe nichts schaden. Allein ich will ein übriges tun und aus Freygebigkeit meiner Gegner Einwürfe untersuchen. Der Herr von Blocksberg macht eine Folgerung wider mich, die ungereimt seyn und also zeigen soll, daſs mein Grund, daraus dieselbe flieſzt, eben so ungereimt seyn müsse. Diese Art, gelehrte Streitigkeiten zu entscheiden, ist nicht die beste, und sonderlich in neuern Zeiten unter dem Namen der Konsequentenmacherey, sehr verhaſst geworden. Wie wäre es, wenn ich diese Folgerungen leugnete, weil sie aus meinem Satze gar nicht flieſzen? Mein Satz ist: Satan kann nicht Wunder tun; man eignet ihm zu viel Gewalt zu, wenn man glaubt,

er könne die Regeln der Bewegung oder die Gesetze der Natur verletzen; die gemeinen Erzählungen von Hexen und Hexereyen sind entweder Fabeln müßiger Köpfe, oder Einbildungen furchtsamer und einfältiger Leute. Wie folgt es nun daraus: Also hat die Hexe zu Endor nicht die Gestalt Samuels hervorbringen können? In Wahrheit: entweder ich sehe nicht, was für Sätze auseinander hergeleitet werden können; oder meine Gegner betrügen sich. Ich könnte von ihnen also abermal den Beweis fordern, dass mein Satz an ihrer Folgerung wirklich Schuld habe: Allein ich will widerum freigebig seyn und ihnen solches einräumen. Und doch traue ich mir zu behaupten, dass die Hexe zu Endor mir ganz und gar nicht im Wege stehe; wenn wir uns nur an die Worte der H. Schrift halten wollen.

Fürs erste merke ich also an, dass in der ganzen Erzählung des 1. B. Sam. 28. nichts anders von dem Satan gedacht werde, als dass Saul befohlen, ein Weib zu suchen, die den Wahrsagergeist habe; und dass seine Leute gesagt, zu Endor wäre dergleichen Weib anzutreffen. Ob dieses sich in der Tat so verhalten oder nicht, das sagt der H. Geschichtschreiber nicht; und wenn ich also gleich zugestände, dass Saul sich ein solches Weib gewünscht, auch seine Bediente dergleichen zu kennen vermeynt: so wäre es deswegen doch nöch nicht ausgemacht, dass sie wirlich einen Wahrsagergeist, oder Teufel, zu ihren Diensten gehabt. Und in der Tat war es lauter Betrug mit dem Vorgeben des Weibes; wie alle Umstände der Geschichte es geben, wenn man nur Acht darauf haben will. Fürs erste kommt Saul in verstellter Kleidung hin; und siehe, dieses so kluge Weib, welches einen noch klügeren Geist zum Gehilfen hat, kennt den König nicht einmal. Die erste Wahrsagerey, so sie hätte ausüben können, sollte von rechtswegen

diese gewesen seyn, dass sie dem verkleideten König von weitem entgegengerufen: Du bist Saul; ich kann Dir nichts prophezeyen. So machte es dort der Prophet, zu dem das Weib Jerobeams kam, ihn wegen der Krankheit ihres Prinzen zu befragen. Er war bereits vor Alter blind; doch als er nur das Rauschen ihrer Füße hörte, rief er ihr entgegen: Komm herein du Weib Jerobeams, ich bin zu dir gesandt, ein harter Bote! Allein unsere Wahrsagerin lässt sich betrügen und merkt die Verstellung nicht eher, als bis sie den Saul gefragt, wen sie ihm hervorbringen soll? Sobald sie nämlich hört, dass es Samuel seyn soll, und vielleicht andere Kennzeichen mehr, bey genauer Betrachtung seiner Person, wahrnimmt; wird sie erstlich gewahr, dass es der König selber sey. Und in der Tat war Saul leicht zu erkennen. Er war ja eines Kopfes länger als das ganze Volk Israel und konnte also seine Person unmöglich verbergen. Folglich konnte das Weib ohne alle Hexerey, aus seiner Länge, Sprache und Forderung schon schließen; dass Saul selbst gekommen wäre, sie um Rat zu fragen. 182

Ja, wird man sagen: Man sieht gleichwol Götter hervorsteigen aus der Erde; und wer können die anders als böse Geister gewesen seyn? Ich antwortete: Wer sah sie denn hervorsteigen? War es etwa Saul, oder die Hexe, oder sonst jemand? Wäre das erste oder das letzte; so wäre ich völlig überwunden. Allein im Texte steht nichts davon. Saul sieht nichts; andere Leute sehen auch nichts; nur das Weib sieht sie. Ja sie sieht sie nicht einmal; sondern sie sagt nur, dass sie dieselben hervorsteigen sehe. Dass sie wirklich was gesehen habe, steht mit keinem Buchstaben in dem angeführten Orte. Konnte also diese leichtfertige und verwegene Vettel sich nicht der Leichtgläubigkeit eines verzagten Königs, der aus Ver-

zweifelung wegen seiner bevorstehenden Schicksale zu ihr gekommen war, zu ihrem Vorteile misbrauchen? Was war nämlich einem so abergläubischen Fürsten nicht möglich weiß zu machen; der allbereit die niederträchtigsten Dinge vorgenommen hatte, seine künftigen Verhängnisse zu erfahren? Die Historie bestätigt uns noch mehr in diesen Gedanken. Denn was erwidert er auf ihre Worte? Fordert er etwa die Erscheinung selbst zu sehen? Nein. Er baut auf ihr Wort und fragt nur wie er gestaltet sey? Was hätte er nötig gehabt, diese Frage zu tun, wenn er selbst was gesehen hätte, oder sonst seiner selbst mächtig gewesen wäre? Sie antwortet ihm nichts mehr darauf, als dass es ein alter Mann mit einem seidenen Rocke sey. Das war abermal keine große Kunst zu wissen: Denn Samuel war so lange nicht tot, und jedes Kind musste dazumal wissen, dass dieser Prophet ein alter Mann gewesen und als ein Priester und Richter im Volke einen seidenen Rock getragen.

Aber was geschieht weiter? Saul merkt aus der Beschreibung, dass es Samuel sey, und neigt sich mit seinem Antlitze zur Erde: abergläubisch genug! Doch nunmehro geht die Rede dieses erscheinenden Propheten selber an. Samuel sprach zu Saul; fährt der Text fort: Und also ist es gewiss, wird man sagen, dass nicht mehr das Weib, sondern sonst jemand mit dem König geredet habe, dessen Stimme er wirklich gehört. Ich gebe dieses zu: allein fürs erste bemerke man nur, dass der Text unmöglich nach dem Buchstaben zu verstehen seyn kann: denn sonst müsste der wahrhafte Samuel dagewesen seyn. Ist es aber wahr, dass der Gerechten Seelen in Gottes Hand sind: so kann gewiss Samuel weder dem Geiste noch dem Leibe nach zugegen gewesen seyn. Der Geschichtschreiber erzählt also die Sache

nach den Einbildungen Sauls und dem Vorgeben der Hexe. Derjenige Samuel sprach zu Saul, den Saul fälschlich davor hielte: Ob dieses aber ein geistlicher oder fleischlicher Samuel gewesen; davon steht kein Wort im Texte, und wir müssen es also durch unser Nachdenken untersuchen.

Hätte dieser falsche Samuel nun entweder Sauls Anbringen gewusst, ehe derselbe solches entdeckt; oder hätte derselbe ihm solche Prophezeyungen gemacht, die unmöglich durch menschlichen Verstand wären herauszubringen gewesen: So wollte ich gleich zugeben, dass es ein Geist oder Teufel gewesen sein müsse. Allein keines von den beyden hat hier statt. Der verstellte Prophet fragt erst: Warum hast du mich unruhig gemacht, dass du mich heraufbringen lässest? Das klingt noch alles sehr menschlich; und Saul fängt darauf an, seinen ganzen Zustand ausführlich zu erzählen. Ich bin sehr geängstet, sagt er: Die Philister streiten wider mich; Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht. Darum habe ich dir rufen lassen, dass du mir weisest, was ich tun solle. Die Antwort, so darauf erfolgt, ist diese. Was wiltu mich fragen, da der Herr von dir gewichen und dein Feind worden ist? Der Herr wird dir tun, wie er durch mich geredt hat und das Reich von deiner Hand reißen und es David, deinem Nächsten, geben. 183
Hier kommt noch nicht das allergeringste vor, das nicht damals ein jeder Israelit dem unseligen Saul eben so gut als der beste Wahrsagergeist hätte zur Antwort geben können.

In Wahrheit alles und jedes, was mit Saul und David vorgegangen, war gewiss nicht im Winkel geschehen. Alles Volk wusste, dass Saul von Gott, seines Ungehorsams halber, verworfen, David hergegen zum König gesalbt worden. Alles Volk sah die Heereskraft der Philister vor Augen. Alles Volk sah wie

verzagt ganz Israel war, weil Gott in der Stifts-hütten den Saul keiner Antwort würdigte. Nichts war also natürlicher, als die Vermutung: Nunmehro würde der Untergang Sauls vor der Türe seyn. David, der tapfere Verfechter seines Volkes, war ohnedem nicht bey ihnen; sondern, dem gemeinen Ruf nach, auf der Seite ihrer Feinde. Man musste gar besorgen, dass er nunmehro die Gelegenheit ergreifen würde, sich an seinem Verfolger und Feinde Saul zu rächen. Alles gab also sattsam an die Hand, dass die Drohungen Gottes nunmehro erfüllt werden, Israel den Kürzern ziehen, Saul aber und seine Söhne das Leben einbüßen würden: welches auch der verstellte Samuel wirklich dem Saul zur Antwort gab, ja notwendig geben musste, wenn er nicht ganz unwissend in dem damaligen Zustande seines Vaterlandes erfunden werden wollte. Zum wenigsten getraute ich mir selbst, alle diese Weissagungen aus bloßen Kräften der Vernunft und ohne allen Beystand eines bösen Geistes ebenso gut gemacht zu haben.

Hierwider kann meines Erachtens nur zweierley eingewendet werden: 1. Ob denn Saul den falschen Samuel nicht an der Stimme gekannt? 2. Wie derselbe genau den Tag, da Saul und seine Söhne umkommen sollten, haben wissen können? Aber die Antwort ist leicht. Samuel war bereits etliche Jahre tot, und Saul hatte ihn schon eine geraume Zeit vor seinem Tode nicht zu sprechen bekommen; wie aus der Geschichte bekannt ist. Also konnte ja Saul leicht vergessen haben, wie er eigentlich in seinem Leben geredet hatte. Ferner ließ die Beängstigung und der starke Aberglauben ihm den Gebrauch seiner Sinne und Vernunft damals nicht. Und wer weiß, in was für einem finsteren Gewölbe, an was für einem dumpfigen Orte Saul diese vermeynte Stimme eines Verstorbenen gehört? Denn vermutlich wird ihn

die Hexe wol gewiſs nicht am hellen Mittage, oder in freyer Luft seiner Bitte gewährt haben. Der Tag aber und sein und seiner Kinder Tod war nicht so schwer vorher zu sehen, als man denkt. Wenn der Feind in voller Positur steht und so viel Mut hat als Zaghaftigkeit auf der Gegenpartey ist, da säumt man nicht lange. Und wer weiß, ob nicht der Tag zum Treffen schon vorher ist angesetzt und dem ganzen Volke bekannt gewesen? Den Tod Sauls und seiner Söhne zu vermuten, das war eben so leicht. Jonathan schonte sich im Kriege nicht und pflegte wol gar der erste zu seyn, der den Feind angriff. Eben das war hier von ihm zu vermuten; und da er lauter zaghafte Soldaten, ja sogar einen verzweifelnden Vater neben sich hatte: war es denn wol möglich zu hoffen, daſs er dem siegenden Schwerte der Feinde entrinnen würde?

Wer nun dieses alles unparteyisch in Betrachtung ziehen will, der wird ohne Zweifel gestehen, daſs man keinen schwächern Beweis zur Bestätigung der Zaubereyen anführen könne, als eben diese Hexe zu Endor. Eben das könnte ich von den ägytischen Zaubereyen erweisen; wenn dies Blatt es zuließe. Von Simon dem Zauberer im N. T. finden wir gar keine Probe aufgezeichnet, daraus man schließen könnte, ob es mit seinen Künsten natürlich oder übernatürlich zugegangen. Auf die wahrsagende Magd in der Apostelgeschichte kann gleichfalls viel geantwortet werden, welches ich vielleicht ein andermal nachholen will, wenn ich das übrige aus dem Schreiben des Herrn Hexanders nach der gesunden Vernunft beleuchten werde. 184

Dreyßigstes Blatt.

LXXXVIII.

Ich kann nicht umhin, folgendes Schreiben hier einzurücken. Es ist vermutlich aus einer weiblichen Feder geflossen; oder doch sowol nachgeahmt, dasz man es davon kaum unterscheiden kann. Dabey befindet sich ein Entwurf zu einem völligen Werke vom Aberglauben, der unter dem schwächern Geschlecht noch im Schwange geht. In einem beyliegenden Zettel wurde mir das Versprechen getan, die Fortsetzung davon ehestens einzuschicken. Weil ich aber mit dem hundertsten Stücke, meine Blätter zu beschließen Willens bin: als dürfte ich wol den Eifer wider dieses schädliche Übel künftig meinen Nachfolgern in dieser Gattung von Schriften überlassen. Mir ist das erste Blatt des Verwegenen zu Gesichte gekommen, dem ich auch Verstand und Geschicklichkeit genug zutraue, seine Mitbürger in diesem und andern Stücken zu erbauen. Die beyden noch übrigen Blätter von mir haben schon ihre bestimmte Materien; und ich bin also nicht länger im Stande, meinen Herren Korrespondenten zu dienen. Hier ist das gedachte Schreiben, so wie ichs erhalten habe:

Got zuhm Gruſ liber Herr Biedermahn.

Wehn ihr nog bei guder Gſundheit seid, iſt es uns lib. Waſ uns anghet, habn wihr groſe Glachen. Mir mechten dog gehrne wiſen, was wir eich zwidehr getahn hetten. Mir habn neilig zſammen kummen miſen, weil wir ſo greßlich runter kmagt worten. Es wahren ſex

Wehmither, virzeen Werderin, und sibzeen Ahmmen bey-
samen, aug edliche Kinder Megtlein dabei, Mir muhsten
uns bratschlagen, was ztun. die alde Muter Efa musthe
schreiben, weil sunst kehine nigds gunte. Dehn neylig
hat dehr Her fon Lindenheim sein Mauhl gar fervlugt
über uns zehrrisen, Ihr eben auch mid, was habn mir
eich dehn gtan, unt sagkts nur eirn Corbsbontenden dehn
Schneperlinch, das er einandehrs mal seyn Maul Wo
andehrs hinhalden sol, eh ehr alde öhrlige Weyber und
Leide runder magd, auf dledzd fragd man gahr nigds
mehr nag alden Leiden, di alden seind keine nahrn gwehst,
sie habn viel auf althe Leide ghalten. ach liber Got,
dwelt wird ihmer schlimer. Die alten soln nichts mer
geltn, izunder sol mahn schon in Franzusen Land Weh-
Väter habn, Ey wens bei uns auch gscheh was wohln
wir anfangen, keine rechtgschaffne Frauh kahn schon kein 189
dinst mehr grigen, wens so fort geht. Wen mir dehn
Lindenheim hetten, mir wohltnen das Mauhl wischen.
Wen er Smauhl nit wird halden so wollhn mihrn aufm
Pock hohln lasen, da wehln mirn schohn zausen. Hehr
Bidermahn, ihr seid jah auch ein aller Mahn, helfft doch
den alden, wehn eire frauh einmahl ein kind had, wolln
mihr als umsunst thun: dmit uns aber nimant nix mehr
sagn darff, so wohln mihr eine gwise Ordnung aufrigten,
unt gwise regeln geben und aufschreiben, die eine jede
grechtschafne frauh bis hehr beobacht, und allzeit beobachten
soll. Wers nicht dhut, sol nigt in unsre Cunfft kohmen.
Wiehr bitthen euch hehr Biedermahn sachts doch 'alln
leiden, es wird sehr nizlich sein, unsre ortding hat diese
Articel bringt sich ein wehnig ins Gschick, damit sie alle
leide verstehn kennehn. Warlich mir habn sie zeither
gahr fleisig in acht gnohmen. Dhuts doch immehr, laßt
sie mit in euern Biedermahn dricken. Unser Her Got
wird euch sehgen in euren Ehbethe geben. Wir bithen
eug alle mit ein andehr. Die liebe Muther Unfernunft
hat die Articel aufschreiben laßen durg ihrn ungeradhenehn

Suhn, ders aber nicht gern hat schreiben dhun wolln, hat ein greßlichs Glechter drieber ghabt, sagt sein gahr dazu, wir wehrn aberglaubsche Narren. Gelt Hr. Biedermahn ehs ist nicht wahr. Wihr habn aber diese gute Ording alle fleisich angenohmen und underschreibehn lasen. Die Muther Unvernunffth stund oben, das Kindermegdleen Aberwitz zlez. Die andern in der mithe.

Waschdorf am 10 Tage des Mohnads
da die Cazen rahmlehn.

Gschribn von der Mutter Esa
auf Bfehl dehr andehrn.

Das erste Buch.

Von Wehmüttern oder Ammweibern.

Erste Abteilung.

Was die Wehmütter bey und nach der Geburt tun müssen.

1. Eine geschickte Wehmutter soll den linken Arm oder Fuß eines Kindes in der Geburt nicht mit bloßen Händen anrühren, denn das linke ist heilig.

2. Sie soll gleich dem Neugebohrnen etliche rote Fleckchen an die Hände binden, damit es nicht verschrieen wird.

3. Etliche Schrecksteine anhängen, damit es vor Schrecken verwahrt sey.

4. Das erste Kleidchen, das die Kinder mit auf die Welt bringen, soll sie aufheben, nachgehends jemand geben, der es einnäht, damit es dem Kinde kann auf die rechte Seite gehangen werden, dadurch wird das Kind glücklich in der Welt werden.

5. Sie soll bey dem ersten Bade des Kindes einen roten Fleck nehmen, das Kind wird schön.

6. Dann einen Strohwisch ins Badewasser legen. Ist sehr nützlich. Denn dieser Strohwisch muss bis nach Ausgang der 6 Wochen aufgehoben werden, dann auf einen Baum geworfen werden. Je höher derselbe ist,

je besser ist es. So lernt das Kind bald laufen und kann nachgehends ohne Schaden auf alle Bäume steigen. Dies ist besonders zu beobachten bey Kindern, die mit der Zeit sollen Bauleute abgeben.

7. Sie soll die Badewanne unter der Wöchnerin Bett verkehrt stellen, das Kind schläft wohl.

8. Nach dem ersten Bad soll sie gleich mit ihrem Speichel des Kindes Haar salben. Die Haare wachsen wohl.

9. Wenn sie das Kind zum erstenmal einbindet, soll sie es vorher in des Vaters Hemde wickeln. Es gewinnt den Vater lieb.

10. Wenn sie das Kind einbinden will, muss sie vorher 3 + unten auf die Windel machen, dann nachgehends oben über das ganze Kissen, vornehmlich aber über den Knoten; sonst löset der Teufel das Band auf, nimmt das Kind weg und legt einen Wechselbalg dafür hin.

NB. Dieses muss auch bey jedem Einbinden beobachtet werden, die Ursache ist die vorige.

Andere Abteilung.

Was eine verständige Wehmutter bey einer unwissenden Wöchnerin zu beobachten hat, ob sie es gleich nicht selber verrichtet, soll sie es doch andern sagen.

1. Soll sie ihr Dorant und Osta anhängen, damit derselben der Teufel nichts anhaben kann. Denn man sagt: Es war einmal eine Sechswöchnerin, die aus dem Keller Bier holte; zu dieser sagte der Geist:

Hättst du nicht Dorant und Osta,
So wollt ich dir das Bier lern' kosta.

2. Die Wöchnerin soll in ihren 6 Wochen nicht aus dem Hause gehen. Es stellt ihnen nach.

3. Auch nicht zur Stubentür hinausgehen, wenn sie nichts von ihres Mannes Kleidern an hat. Es schlägt das Wetter ein.

4. Sie soll auch nicht nähen. Es stehen sonst dem Kinde die Kleider nicht wohl.

5. Vielweniger spinnen. Denn wenn das Kind, oder ihr Mann etwas, auch nur einen Faden, von diesem Gespinste an sich bekommt; so schlägt ihn der Donner tot.

6. Die Wehmutter soll anordnen, dass bei der Wöchnerin beständig ein Licht brennt; sonst plagt es dieselbe.

7. Sie soll in der Wöchnerin Bett ein Gesang- und Gebetbuch legen oder legen lassen. Das Kind lernt wol singen und beten.

8. Stirbt die Mutter in ihren 6 Wochen; so soll sie verordnen, dass das Mandelholz ins Wochenbett gelegt, das Bett alle Tage zweymal gemacht werde, als wenn sie am Leben wäre. Sonst kann sie nicht im Grabe ruhen, kommt wieder und plagt das Kind.

Dritte Abteilung.

Was eine Wehmutter die Gevattern lehren soll, wenn sie unerfahren sind.

1. Sie soll die Gevattern ermahnen, dass sie ja das Wasser nicht mehr lassen, wenn sie zur Taufe angekleidet sind und das Patengeld bey sich haben. Es lassen es sonst die Kinder beständig ins Bett.

2. Ferner die Gevattern sollen der Wöchnerin abbitten, was sie ihr etwa zuwieder getan. Wenn man es unterlässt, wird das Kind unversöhnlich.

3. Der Pate soll das Kind nicht mit der linken Hand zuerst angreifen; das Kind wird linkisch.

4. Bey der Taufe muss der Pate nicht mit dem linken Fuß voran stehen. Es ist nicht gut.

5. Man muss notwendig 3 Stück Geld von dreyerley Münzen einbinden. Sonst ists nicht gut.

6. Das Patengeld darf man durchaus nicht auf die linke Seite legen. Es ist nicht gut.

7. Der Pate soll beyzeiten dem Kinde eine Klapper senden. Es lernt bald reden.

Das andere Buch.

Von Ammen und Wärterinnen.

Erste Abteilung.

Was beyde bey der Pflege der Kinder zu beobachten haben.

1. Sie müssen die Kinder nicht auf dem linken Arm tragen. Sie werden links.

2. So oft jemand das Kind lobt, eine oder die andere Eigenschaft an ihm rühmt; soll ordentlich, der es tut, dazu sprechen: Behüts Gott; geschiehts aber nicht, so soll es die Amme oder Wärterin tun. Sonst wird das Kind verschrien.

3. Ist es aber verschrien worden; so müssen sie sich folgender Mittel bedienen: a) Ein Messer mit drey + in ein Stück Brod stecken und dasselbe unter des Kindes Kopf in die Wiege legen. b) Ein halbes Hufeisen, das an einem Freytage ist gefunden worden, untern Kopf gelegt, ist auch gut. c) Es hilft auch, wenn man in des Vaters Hand Rocken Mehl streut und das Kind darein wickelt.

4. Hat ein Kind die Mitesser; so sollen sie dasselbe drey Freytage nacheinander baden; Hilft dafür.

5. Ist das Kind behext; so sollen sie drey Freytage nacheinander die Stube auskehren, jedesmal mit einem neuen Besen und das Kehricht in den Ofen werfen.

6. Wo aber die Mutter bezaubert ist, muss es ein alter Besen seyn. Das andere wie zuvor.

7. Sie sollen nicht mit der Hand über des Kindes Trinkbecher greifen, auch andere davor warnen. Es bekommt das Herzgespann.

8. Hat es aber das Kind, so müssen sie es auf beyden Seiten um die Gegend wo die Nabelschnur ist, wacker dehnen und dazu sprechen:

> Hast du das Herze-Gespann,
> So muss's doch bald vergahn.

9. Sie sollen nichts an den Kindern nähen, man näht ihnen sonst die Sinne zu.

10. Sie sollen die Kinder, ehe sie ein Jahr alt sind, nicht bey Regenwetter auf die Gasse tragen. Sie bekommen Sommerflecke.

11. Wenn das Kind im Schlafe weint, so plagen es die Elmen, wie Erwachsenen der Alb. Sie sollen daher demselben in jeden Arm ein Püppchen oder Tocke legen. Hilft dafür.

12. Wenn aber das Kind im Schlafe lacht; sollen sie es ja nicht stören. Das Gütchen spielt mit ihm, welches sehr gut ist.

13. Hat ein Kind große Ballen von zusammengebackenen Haaren auf dem Kopfe; sollen sie solche durchaus nicht auskämmen, vielweniger abschneiden. Denn das Schrödelein hat solches gemacht.

14. Die erste Laus, so sie bey einem Kinde finden, muſs auf dem Boden einer Pfanne geschlachtet werden. Es lernt hübsch singen.

15. Wenn zwey Kinder zusammen kommen, die noch kein Jahr alt sind, sollen sie verhindern, daſs sie nicht einander küssen. Sie lernen lange nicht reden.

16. Sie sollen unter einem Jahre die Kinder kein Bley ins Maul nehmen lassen. Sie bekommen eine schwere Zunge.

17. Auch vor einem Jahr in keinen Spiegel sehen lassen; sie werden ungestalt.

18. Bekommt ein Kind die ersten Schuhe, so muſs man zuerst den rechten Fuß damit versehen. Es ist sonst nicht gut.

19. Die Wärterin soll die ersten Schuhe eines Kindes aufheben, sie sind für vieles gut. Es ist daher eine löbliche Gewohnheit, wenn man solche am Hochzeitstage der Braut übergibt. Denn dadurch bekommt sie einen großen Schatz, die ehemalige Wärterin aber etliche Taler zum Trankgeld. 192

Einunddreyßigstes Blatt.

C.

Ich habe noch ein gutes Stück, von dem neulichen Entwurfe zu einem Werke vom Aberglauben der Weiber in Händen, und kann nicht umhin, dasselbe, ehe ich von meinen Lesern Abschied nehme, hierher zu setzen. Es lehrt also des andern Buches

Andere Abteilung

Was die Amme bey dem Entwöhnen eines Kindes in Acht nehmen soll.

1. Wenn sie das Kind entwöhnen soll, muss sie den Kalender zu Rate ziehen. Steht eine Bulle in demselben, so ist es gut.

2. Sie soll es aber durchaus an keinem Freytage tun. Die Kinder werden sonst verliebt.

3. Auch nicht im 1. März. Es ist nicht gut. Denn der Teufel ist an diesem Tage vom Himmel gefallen.

4. Überhaupt soll sie es an keinem unglücklichen Tage tun. Ein guter Kalender gibt davon weitläuftig Nachricht.

5. Damit aber das Kind die Muttermilch bald vergessen möge, so soll sie demselben ein warmes Ey in die Hand geben. Denn sobald das Kind das Ey fallen lässt, sobald vergisst es die Brust.

Das dritte Buch

Enthält etliche allgemeine Lehren, die jedem, besonders aber unserer Zunft, zu wissen nötig sind.

1. Wenn ein Kind geboren wird, so muss man gleich in dem Kalender sehen, was für ein Zeichen

regiert, besonders aber nach seinen Planeten sehen, den ein verständiger Kalendermacher unten schon dazu gesetzt, damit man sich bey der ganzen Auferziehung darnach richten kann. Wird ein Kind im Zwillinge geboren; so wird es einst viel Kinder zeugen. Im Löwen wird es großmütig. In der Jungfrau, verliebt. In der Wage stark und fett 2c.

2. Die goldnen Sonntagskinder sehen alle Gespenster und Poltergeister. Können Schätze heben 2c.

3. Wenn das Kind nach der Geburt gleich nieset; so wird es ein großer Mann werden.

4. In denen 6 Wochen soll man kein Licht in der Wochenstube anzünden lassen. Das Kind kann nicht schlafen.

5. Wer die 6 Wochen über in die Wochenstube geht, 197 soll sich nicht bücken. Das Kind wird bucklich.

6. Man muss sich niedersetzen, wenn man in eine Wochenstube kommt. Das Kind kann sonst nicht schlafen.

7. Wenn die Mutter nach den 6 Wochen ihren Kirchgang hält, von was für Geschlecht ihr ein Mensch begegnet, dergleichen wird sie nachgehends gebären.

8. Die abgefaulte Nabelschnur soll in ein Bindlein genäht und in eine junge Tanne oder Birke verpflöckt werden. So lange der Baum grünt, hat das Kind Glück.

9. Wenn man vermutet, ein Kind wäre ein Wechselbalg, so kann man die Wahrheit erfahren durch folgende Probe: Man mache ein großes Feuer an; stelle darum lauter Eyerschalen. Man setze oder lege den vermeinten Wechselbalg dazu und gebe in einem verborgenen Winkel acht: Ist es ein wahrhafter Wechselbalg, so wird er sprechen:

Bin ich so alt	Hab mein Tag nicht gesehn
Als der Ungrische Wald	Mehr Töpfchen stehn.

10. Wird das Kind das erstemal in ein Haus gebracht, so soll ihm die Hausmutter drey oder sonst von einer ungraden Zahl Eyer geben. Eins davon ins Maul stecken und dreymal herum drehen. Die Kinder

lernen bald reden. Es müssen aber die heylsamen Worte dazu gesprochen werden:

Lern schwazen
Wie die Hühner gazen.

11. Wenn die Kinder harte Speisen vertragen können, so muss man ihnen, ehe sie anderes Fleisch gekostet, Lerchen zu essen geben. Sie bekommen eine schöne Stimme.

Anhang einiger nötigen Sätze, die im vorhergehenden vergessen worden.

1. Die Wöchnerin muss zu keiner Zeit allein gelassen werden, am allerwenigsten in der zwölften Stunde. Es ist nicht gut.

2. Bleibt sie aber alleine und man geht zur Stubentür hinaus, so muss solche mit dem Rührlöffel zugesteckt werden; sonst kommen die Hexen hinein.

3. Noch besser aber ists, wenn man einen alten stumpfen Besen verkehrt vorlehnt.

4. Man muss nicht über die Kinder wegschreiten; sie bleiben klein.

5. Ist es aber geschehen, so muss man auf der andern Seite wieder drüber springen, so ist es wie zuvor.

6. Wenn das Kind bey der Taufe schreit, so lebt es lang.

7. Schweigt es aber, so stirbts bald.

8. Der Pate soll bey der Taufe nicht stammeln; sonst tut es auch das Kind.

9. Auch den ganzen Tag über weder jemand küssen, noch sich küssen lassen, das Kind wird verliebt.

Nötiger Zusatz für die Kindermädchen.

1. Sie sollen die alten verständigen Weiber nicht fragen, was sie mit dem Kinde machen; auch solche nicht verspotten und auslachen.

2. Sie sollen auch den Kindern den Muß oder Brey nicht wegfressen, das Kind wird ein Vielfraß.

3. Sperrt das Kind das Maul auf und gähnt, so sollen sie ihm gleich 3 + ins Maul werfen.

4. Sie sollen sich um alle die vorigen Regeln bekümmern, aber nicht nach der Ursache fragen. Die
198 Mädchen müssen solche Dinge nicht wissen.

Ich vermute, daſs aus diesem kleinen Register der gemeinen Torheiten alter Betteln, auch Leute von mittelmäßigem Verstande die Auslachenswürdigkeit derselben leicht einsehen werden. Es ist ja in allen den Regeln keine Spur des menschlichen Verstandes zu sehen und man sollte kaum mutmaßen, daſs die Fortpflanzer solcher ungereimten Gebräuche ein Fünkchen Vernunft übrig hätten. Ich freue mich derowegen herzlich, daſs dieser Aberglaube von Tag zu Tag schwächer wird und je länger je mehr in Verachtung kommt. Man fängt sich allmählich an solcher Alfanzereyen zu schämen und wenn es so fort geht, wird man mit der Zeit gar nichts mehr davon wissen wollen. Wer nun zu gänzlicher Ausrottung dieses Unkrauts schriftlich oder mündlich, ernstlich oder mit Lachen was beytragen kann, der wisse, daſs er der Vernunft und Religion einen Dienst tut und sich um die Wohlfahrt des menschlichen
199 Geschlechts dadurch verdient macht.

Und so kann ich nunmehro von meinen bisherigen Lesern Abschied nehmen. Ich danke ihnen, daſs sie meine Blätter mit so gütigen Augen aufgenommen, und wol gar selbst durch ihre geschickte Beyträge auszieren geholfen. Meine Umstände leiden es nicht, ihnen ferner durch diese Art wöchentlicher Schriften aufzuwarten. Ich werde indessen nicht aufhören, auf andere Art meiner Mitbürger Bestes zu suchen. Der Biedermännische Karakter ist mir keine angenommene Verstellung gewesen; daher darf ich ihn auch nicht ablegen, indem ich diese Blätter schließe. Ich bleibe also was ich bin, und so wie ich mich zwey Jahre her erwiesen, soll man mich lebenslang finden. Ich will nicht hoffen, daſs es

mir so ganz an Nachfolgern fehlen werde; und vielleicht finden sich solche, die weit geschickter sind, ihren Lesern was nützliches mitzuteilen, als ich gewesen. Ein jeder arbeitet nach Beschaffenheit seiner Gaben und Kräfte; und mein Gewissen überführt mich, dass auch ich mein mögliches getan habe. Mein vornehmster Zweck ist gewesen, die Unvernunft und das Laster auszurotten; hingegen Verstand und Tugend unter meinen Landsleuten zu befördern. Daher habe ich denn den Aberglauben teils ernstlich zu bestreiten, teils lächerlich zu machen gesucht: Daher habe ich auch teils die Schädlichkeit, teils die Torheit vieler bösen Gewohnheiten, oder besonderen Handlungen gewiesen. Dieses alles hat mein Name und der damit übereinstimmende Vorsatz erfordert. Denn da ich gern alle meine Mitbürger glücklich machen wollte, die wahre Glückseligkeit aber aus guten Handlungen der Menschen entsteht; Die Handlungen auch aus Verstand und Willen herfließen: So musste ich notwendig auf diese beyde Gemütskräfte sehen und dieselben zuförderst auszubessern suchen. Ich habe aber auch die Zufriedenheit der Gemüter zu befördern, von der weisen und untadeligen Regierung Gottes in der Welt, zuweilen gehandelt. Dadurch habe ich das Murren der Misvergnügten zu dämpfen gesucht, welche sich immer über die Vorsehung beschweren, sich aber dadurch nur das Leben sauer machen, weil sie nämlich wider den Stachel lecken. Dieses ist der kurze Begriff von allem was ich geleistet habe. Wissen andere nach mir, was besseres; oder auch eben dasselbe mit mehrerem Fortgange zu tun, so wünsche ich ihnen Glück dazu und werde der ersten einer seyn, der ihre Schriften lesen und sich daraus erbauen wird.

Zum voraus kann ich melden, dass der junge Philalethes, meines oftgerühmten Freundes Sophro-

niskus ältester Sohn, den ich sonst meinen Philosophen zu nennen pflege, nicht übel Lust hat, sich mit einer wöchentlichen Schrift eine zeitlang zu versuchen: Es scheint sein Ernst zu seyn und daſs es ihm an Geschicklichkeit dazu nicht allerdings fehle, wird man bald aus seinen ersten Blättern, die er mir schon gewiesen hat, wahrnehmen können. Er will sich darin meiner Vorschläge bedienen, auch alle seine Blätter meinem Urteile unterwerfen, ehe sie gedruckt werden. Worin ich ihm denn meine Dienste niemals 200 versagen werde.

Anmerkungen

Dem vorliegenden Neudruck des „Biedermanns“ sind entzogen worden:

im 1. Teil die Stücke 8, 9, 11, 13, 14, 17, 22, 24/26, 29, 31, 33, 36, 38, 40/42, 48 und 50;

im 2. Teil die Stücke 53, 55, 57, 60, 63, 65/67, 69, 75 (2. Hälfte), 79, 82/83, 87, 91/92, 79 und 99.

Auch in diesem Falle will ich hier wenigstens den Inhalt dieser Stücke mit einigen Worten kennzeichnen.

Erster Teil

Stück 8 enthält ein langes, an Biedermann gerichtetes Schreiben, in welchem sich ein Gotthold Redlich aus Freystadt als ein Freund der Wahrheit und ein Wahrheitsucher, der die erkannte Wahrheit zwar „auszubreiten“ aber „niemand aufzudrängen“ bestrebt ist, zu erkennen gibt. Den eigentlichen Inhalt dieses Briefes bildet eine Mitteilung über einen jungen Herrn Ehrlieb, der wegen seines vieljährigen Besuchs der Hochschulen getadelt und darauf hingewiesen worden war, dass er sich lieber ein Amt und eine Frau anschaffen sollte, um glücklich zu werden und etwas in der Welt vorzustellen. Redlich, an den Ehrlieb sich um Rat gewandt hatte, teilt nun dem Biedermann mit, was er dem Hochschüler geantwortet habe; und diese Antwort ist von Grund aus gottschedisch. Hier ist von den Leuten die Rede, welche „die hohen Schulen nur zu dem Ende besuchen, damit sie in drey Jahren lernen mögen, was man insgemein bey denjenigen Aemtern, zu welchen sie sich von Kindsbeinen an gewidmet, von ihnen zu fordern pflegt“. Hier heißt es u. a.: „Wenn der Verstand durch eine üble Erfahrung einmal verwirrt, und zum blinden Glauben angeführt worden, so muss man aus allen Kräften arbeiten, wenn man sein Gemüte von diesen erschrecklichen Hindernissen befreyen, und zur vernünftigen Erkenntniß der Wahrheit gewöhnen will“. Da nun „der Zweck eines Gelehrten nichts anderes als eine gründliche Erkenntniß der Wahrheit ist“, so kann sich ein

Gelehrter gar nicht lange genug den Studien widmen; denn nur ein wirklicher Gelehrter der notwendigerweise auch Philosoph seyn muss, findet sein Glück auch ohne Amt und Ehre und hat nicht nötig, sein „Glücke sehr mühsam zu suchen".

Stück 9 bietet die Ausführungen des Biedermanns zu der Betrachtung Redlichs, und umschreibt den Kreis dessen, was zu einer philosophischen Glückseligkeit gehört.

Stück 11 bringt die Uebersetzung eines Tusculanischen Gesprächs von Cicero, der dem Philalethes (dem ältesten Sohn des Sophroniskus) „sozureden das Herz gestohlen hat".

Stück 13 bringt ein längeres philosophisches Gedicht, das angeblich von Euphrastus, dem jüngeren Bruder des Philalethes, herrührt,

Stück 14 teilt eine lange, in veraltetem Hochdeutsch abgefasste „Kerndeutsche Zuschrift" eines Ballraff Zuckmantel von Brümat an seinen Bruder Ernst, und die Antwort Biedermanns mit.

Stück 17 beschäftigt sich vorzugsweise mit Erziehungsfragen; namentlich mit der Erziehung von Mädchen und der Frage, ob junge Damen mit Männern gesellschaftlich verkehren sollen. Es heißt hier u. A.: „Wenn es gleich was rares wäre, dieselben (nämlich „vernünfftige und tugendhaffte Frauenzimmer") zu unsern Zeiten anzutreffen, so wäre es doch nicht unmöglich, dergleichen Töchter zu erziehen. Wenn nur die Eltern ihren Töchtern von Jugend auf beybrächten oder beybringen liessen, daß die Tugend an und vor sich selbst angenehm und ergötzend sey . . . Wenn sie ihnen die Gewißheit und Möglichkeit ihrer Regeln an ihren eigenen Exempeln zeigen möchten; Wenn die Töchter selbst bey anwachsenden Jahren ihre Erkänntniß im Guten, durch fleißiges Lesen moralischer Schriften, jemehr und mehr befestigen und vergrössern wollten: So bin ich überzeugt, daß vernünfftige Eltern kein Bedenken tragen dörften, ihren Töchtern die Gesellschaft der Manns-Personen zu vergönnen; weil sie alsdann gar keine Versuchung derselben zu befürchten hätten". . Im Anschluss an diese Betrachtung wird ein Brief von Justus Liebhold an eine „chere Demoiselle" migeteilt, welcher das Bild „einer vernünfftigen Liebe" enthält. „Wer so nicht lieben kan, liebt auch nicht tugendhafft", meint Biedermann zu guter Letzt.

Stück 22 bringt den Anfang der Horazischen Epistel „von der Dichtkunst" die später der ‚Critischen Dichtkunst' vorangesetzt wurde.

Stück 24 beschäftigt sich mit einem „Punctirer“ und Wahrsager.

Stück 25 enthält einige an Biedermann gerichtete Briefe.

Stück 26 erzählt die Geschichte einer Ehebrecherin, die sich am Ende des Gatten und Geliebten zugleich entledigt und, nachdem sie „aus Furcht und Unruhe des Gewissens die ganze That“ gestanden, „auf eine schmähliche Art vom Leben zum Tode gebracht“ wird.

Stück 29 knüpft an Stück 24 an und beschäftigt sich mit dem Unheil das aus Prophezeihungen und Weissagungen entstehen kann.

Stück 31 behandelt die Frage: „In wie weit es einem beleidigten Frauenzimmer anstünde, gegen ihre Beleidiger eine Rache blicken zu lassen“; und teilt zusätzlich einen Brief des Herrn Zacharias Glaubsnicht an den Punktirer aus Stück 24 mit.

Stück 33 beschäftigt sich abermals mit der Wahrsagerey.

Stück 36 glossiert das Glückwünschen beym Jahreswechsel.

Stück 38 enthält einige Briefe, die das gesellschaftliche Benehmen der jungen Damen und Herren kritisieren.

Stück 40/41 bieten einen kurzen Auszug des Swifftischen Märchens von der Tonne.

Stück 42 teilt Verse von Xenophanes mit, die den Beweis liefern sollen, „wie weit schon zu alten Zeiten, die sich selbst gelassene Vernunfft der Menschen, es zu bringen vermocht“.

Stück 48 bringt ein Schreiben von Wiliwald Schalttag, welches von Biedermännern und Leuten, welche diesen Namen führen, handelt und zu beweisen versucht, dass Gullivier eigentlich a good liver d. h. Biedermann heißt.

Stück 50, das letzte Stück des Bandes, gibt „drey Regeln an die Zeitungs-Schreiber“, erklärt es für „lächerlich“, in Zeitungen Satiren zu schreiben, und teilt schließlich, weil „auch meine Blätter hin und wieder vor Satirisch angesehen worden“ ein paar Verse von Hans Sachs mit, in denen er sich gegen die Beschuldigung, Satiren verfasst zu haben, wehrt.

Zweyter Teil

Stücke 53, 55 und **57** enthalten einen Abdruck der Klag des Ehstands' aus Fischarts ‚Ehezucht-Büchlein‘.

Stück 60 bietet eine gereimte Tierfabel von einem gelegentlichen Stellvertreter Herrn Biedermanns, Euphrastus, einem jüngeren Sohn des Sophroniskus, in der die Abgeschmacktheit neu geadelter Emporkömmlinge gegeißelt wird. (Die Fabel wurde bereits von mir im großen „Gottsched-Denkmal" S. S. 211/15 veröffentlicht).

Stücke 63 und **65** enthalten eine Uebersetzung der ‚Schäfer-Liebe von Daphnis und Chloe', die den Bischof Longus (5. Jahrh. n. Chr.) zum Verfasser hat. Stück 65 wird eingeleitet durch wertvolle Betrachtungen über gute und schlechte Dichter.

Stück 66 enthält ein Schreiben des, im 15. Blatt (I, 128) zuerst erwähnten Punktirers Alogius Divinus an Biedermann, in welchem A. erklärt, zwar gern ein Bedienter Biedermanns seyn, aber nicht länger sein Wahrsager heißen zu wollen. Eine kurze, vielfach fesselnde Lebensgeschichte des „Wahrsagers" bildet den größten Teil dieses Schreibens.

Stücke 67 und **69** bieten den Schluſs der ‚Schäfer-Liebe'.

Stück 75, dessen erstes Drittel in der vorliegenden Ausgabe dem 15. Blatt angegliedert ist, bietet in seiner zweyten Hälfte Ausführungen von „Philologus" gegen die Schweizerischen Deutschverderber und schließt mit der Verdeutschung einer Fabel von de la Motte.

Stück 79 enthält eine Nachricht von einer in Berlin lebenden Maria Dorothea Staßin, die ein Bündnis mit dem Satan gemacht haben wollte. Angefügt ist eine kritische Glosse über das seltsame Teufelsbündnis, das für die Berliner Stadtchronik ein reizvolles Kapitel bieten dürfte.

Stück 82 enthält eine Weltbetrachtung im Sinne Leibnizens und Wolffs.

Stück 83 enthält eine kurze Betrachtung über Ehen zwischen älteren Witwern und jungen Mädchen; ein Schreiben, in welchem sich Joseph Zuchtfreund über schlechte, „die lüsterne Jugend zur Wollust reizende" Schriften aufhält; und einige auf denselben Gegenstand sich beziehende Verse aus der achten Satire des Rachelius.

Stück 87 glossiert die unsinnigen Neujahrsglückwünsche und die verschiedenen Gattungen „törichter Gebete".

Stück 91 beschäftigt sich wieder einmal mit Hexen, Hexenpatronen, Hexereyen und Zaubereyen, und verspottet

die Feuerbeschwörer, die ohne viel Umstände die „unglaublichsten Zauberfabeln glauben und verdauen“ können.

Stück 92 setzt zunächst die Abweisung der „Hexenfreunde“ und „Feuerbanner“ fort und stellt dann die Poltergeister und andere Gespenster launig unter Kritik.

Stück 97 verurteilt die Tadler der Werke Gottes und die kurzsichtigen Weltverleumder, stellt Betrachtungen an über Gut und Böse, Tugend und Laster, und weist schließlich nach, daſs es „nicht unmöglich sey, dem Gesetze der Natur nachzuleben“.

Stück 99 bietet noch besondere Ausführungen über die in Stück 97 behandelten moralischen Wichtigkeiten.

*

Die Rechtschreibung ist im Wesentlichen hier nicht viel besser als in den „V. T.“; nur im Allgemeinen weniger chaotisch. Die Eigentümlichkeiten des vorherrschend Ueblichen werden fast ausnahmelos einheitlich durchgeführt. Die Doppelworte wie Landes-Leute, Wochen-Schriften, Lehr-Amt, Lehr-Art, Pech-schwartz rc. treten nur gelegentlich in der uns heute geläufigen Einheitlichkeit auf. Von seltenen Ausnahmen abgesehen, wird ferner stets geschrieben: Bedencken, Danck, Handwerck, Volck, gantz, Runtzel, reitzen, läſt, muſt, laß (las), Grufft, kräfftig, Vernunfft, einmahl, Mahler, Nahme, sonderbahr, schmählern, verwarlosen, Anherr, Mine (Miene), seelig, mühselig, adelich, untadelich, unzehlich, Ovaal, Ovelle, der Vierdte, die Jagt, Gefehrtin, nehmlich und nemlich, erwehnen, ohngeachtet, genüssen (genießen), schlüssen (schließen), befließen (beflissen), dörfen, dorfte (dürfte), förderst (vorderst), vollenzogen (vollzogen), vor (für) für (vor), wieder (wider) u. dgl. m. Geschrieben wird auch stets: Geschicht (Geschichte), mehrere (mehre), Ehmann, ehloß, kan, darzwischen, ihrentwegen, Unterscheid, biß (bis), sahe (sah), hielte (hielt), erhube (erhub), klunge (klang), verstunde (verstand), Mißbrauch, verwieß (von verweisen), eher (ehe), etwan (etwa), kömmt, todt (dagegen auch der Tod z. B. II, 184), Thüre (Tür), Ungeduldt, gescheut (gescheit), Breter (Bretter), Mertz (März) u. dgl. Wir lesen: Freunde denen ich alles Gutes (statt: alles Gute) gönne (II. 34). Es wird alles „mit Strumpf und Stiel“ ausgerottet (II. 103 u. a. a. O.) Er „verhofft“ stets, wo wir heute nur hoffen. Er spricht von einem aufgehabenen Gleichgewicht. Natürlich wird auch in den, aus dem Lateinischen herrührenden,

Worten, stets C für K geschrieben: Cavallier, Critick, Secte, Secretär, Castellan u. dgl.

Gelegentlich finden wir: aufm (auf dem I, 72), ein ander (ein anderer I, 88), dummer (dümmer I, 96), Süder-Pol (Süd-pol I, 80), die Hasen (Häsen I, 81), Schwanen (Schwäne I, 81).

Auch undeutsche Wendungen stören noch zuweilen; wie z. B.: Die Antwort fiel hierauf, statt: die Antwort lautete (I, 61). Er that dieses der Princeßin alsbald zu wissen — biß endlich seine Liebe in eine solche Flamme gerieth — ein Feuer, welches nicht anders als durch Schande und Laster auszubrechen drohte. — Er muste dem ehrlichen Kinde den Vortrag thun (I, 63). — Ihre Pflicht ist, zu verhüten, daß niemand mit leeren Händen oder Taschen wieder eingelassen werde (I, 83). — Wird man dieses Getränck in so wohlfeilem Preise haben . . . ? (I, 109). — Gespielinnen, die an eben der Kranckheit liegen (II, 46).

Von sonstigen Eigentümlichkeiten seyen noch erwähnt: an etwas anwenden, statt: an etwas wenden (II, 34 des Originals). — sie thun gewiß der Religion selbst keinen Dienst mit (II, 81 d. O.) — Ja es scheint, ob suche sie in den Unruhen ihre Ruhe (von mir II, 95 d. O. auf S. 118 beybehalten). — Wie dieselben besondere Schutz-Götter einer Stadt und Lande zuordneten (II, 134 d. O.)

Geändert habe ich außer der eben angeführten, in unserer Ausgabe II, 166 zu findenden Stelle, noch I, 11: Dieselbe starck zu machen (statt: dieselbe zu machen). — I, 33: Wie leicht hätte es kommen können u. s. w. (statt: Vielleicht hätte u. s. w.) — I, 57: Die alten Lateinischen und Griechischen Gedichte u. s. w. (statt: Sowohl die alten u. s. w.) — I, 58: Dergestalt sind nicht nur u. s. w. (statt: Sind nicht nur dergestalt u. s. w.) — I, 62: Kann denn des Teufels Wesen sonst aus nichts anderm erwiesen werden? (statt: . . aus nichts anders.) — II, 134: als ein starckes Donner- und Regenwetter mich nebst meinem Gefährten von der Straße hinein jagte (statt: als mich ein starckes Donner- und Regenwetter nebst meinem Gefährten u. s. w.) — II, 210: Der berühmte Herr Lincke in Leipzig zeigt in seinem trefflichen Vorrat unter anderm u. s. w. (statt: Der berühmte Herr Lincke in Leipzig zeigt unter anderm u. s. w. in seinem trefflichen Vorrathe). — II, 235: Der Tag aber und sein und seiner Kinder Tod war nicht so schwer vorher zu sehen (statt: Der Tag aber und der Tod sein und seiner Kinder u. s. w.) — II. 246/47: dass es mir so ganz an Nachfolgern

fehlen werde (statt: daſs es mir so gar an Nachfolgern fehlen werde.)

Schlieſslich sey noch erwähnt, daſs das 30. Blatt unserer Ausgabe im Original mit den Worten beginnt: „Ob ich gleich noch vom vorigen Stücke eine Fortsetzung meiner angefangenen Betrachtung schuldig bin, so kan ich doch nicht umhin u. s. w.“; und daſs im 31. Blatt unserer Ausgabe (S. 246) nach den Worten „ . . . . dadurch verdient macht“ die kurze Auseinandersetzung Biedermanns mit dem Hexengläubigen „Herrn von Hoffenbach“ fortgefallen ist.



